This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

J. Rodenberg
Unter den Linden.

STANFORD

Zum Gedächtniß, mein Geliebter, an
unsern ersten Wiedersehen am
22ten April 1890 nach 25 Jah-
ren, welches unauslöschlich in
meinem Herzen fortlebt.

Deine Mutter Caroline

Unter den Linden.

Der „Bilder aus dem Berliner Leben“

dritte Folge:

1887 — 1888.

Unter den Linden.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1888.

Unter den Linden.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1888.

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten.

Vorwort.

Ich habe dieſes Buch im März 1887 begonnen, und bald nach dem März 1888 vollendet; es umfaßt alſo das letzte Jahr Kaiſer Wilhelm's I., von ſeinem neunzigſten Geburtstage bis zu ſeinem Tod. Entſtanden unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereigniſſe, welche dieſes Jahr denkwürdig gemacht haben, ſpiegelt es, an einigen Stellen von Tag zu Tag, die mannigfach wechſelnde Stimmung zurück, welche während desſelben uns Alle beherrſcht; und ſelbſt wenn ich das Herz gehabt, auch nur den leiſeſten Zug davon zu verwiſchen, es würde mir, noch aus anderen Gründen, als denen der Pietät, unſtatthaft erſchienen ſein, Aenderungen an der Augenblicksaufnahme jener Bilder zu machen, welche, ſo nahe ſie der Zeit nach hinter uns liegen, doch ſchon Etwas wie den hiſtoriſchen Schimmer einer großen Vergangenheit für uns haben. Ein neuer jugendlicher Geiſt, uns doppelt theuer, weil er ſich treu zu

den alten Ueberlieferungen bekennt, weist in eine Zukunft voll sonniger Verheißungen; das Licht und die Wärme des Lebens scheinen uns wieder geschenkt. Aber wie vermöchte der, welcher diese jüngste Phase des Berliner Lebens darzustellen unternimmt, auch nur einigermaßen ihre wahre Gestalt zu zeigen, wenn er nicht all' die Schattirungen unseres Empfindens wiedergeben wollte, die starken Farben der tiefen Trauer und des unsäglichen Schmerzes, welche, wenn sie nun auch allmälig verblassen mögen, damals doch, selbst in männlichen Seelen, sich fast bis zur Trostlosigkeit steigerten?

Es hat sich so gefügt, daß Etwas von dieser düsteren Beleuchtung auf meine Schilderung desjenigen Theiles von Berlin fällt, welcher sein prunkvollster ist, der gewissermaßen der Nation, und nicht den Berlinern allein gehörige Terrainabschnitt dieses zu kaiserlicher Pracht emporgestiegenen Gemeinwesens, seine Via sacra, sein Forum und sein Palatin. War es mein Vorhaben, in den beiden früheren Bändchen der „Bilder aus dem Berliner Leben" die verschiedenen Gegenden unserer Stadt in ihrer Einzelerscheinung zu charakterisiren: so galt es hier, dasjenige zusammenzufassen, was ihnen allen als einer Einheit das besondere Gepräge gegeben hat. Der eigentliche Schauplatz des öffentlichen Lebens in Berlin, mit Allem, was die Politik, die Kunst und die Wissen-

schaft, der Hof und die Gesellschaft ihm an treibenden Gewalten verleiht, sind die Linden; und sie beschreiben, ihre Geschichte erzählen, heißt alle diese bedeutenden Momente berühren. Und so vollführt sich hier gewissermaßen, und freilich nur in aphoristischer Weise, was mir, am Anfang meines Unternehmens, als sein Plan vorschwebte. Daß ihm ein Abschluß werden sollte, der das gegenwärtig Miterlebte vor unseren Augen gleichsam schon in eine geschichtliche Ferne rückt, konnte der Verfasser nicht ahnen. So wenig ist der Schriftsteller frei, wenn er seinen eigenen Impulsen zu folgen meint; und so sehr bewährt es sich immer wieder, daß auch die Bücher ihre Schicksale haben.

Berlin, im September 1888.

F. R.

I.

Ich bewundere die Linden, ich bin stolz auf sie, wie jeder Berliner; doch — wie soll ich mich ausdrücken? Ich fühle mich nicht recht zu Hause dort. Sie sind mir zu vornehm. Sie sind wie der Festsaal von Berlin, als ob hier niemals Alltag wäre. Schon ihr bloßer Anblick stimmt mich feierlich. Zu groß und überwältigend sind die Erinnerungen, die sie wachrufen, jeder Fußbreit Erde, jeder Baum und jede Häuserfront.

Wenn ich in ein Verhältniß zu ihnen kommen soll, solch' eines, wie ich es brauche, um von dem blendenden Schimmer der Gegenwart nicht verwirrt zu werden, so muß ich weit zurückgehen, bis zu jenem Morgen im Frühling 1680, wo die gute Kurfürstin Dorothea, die Holsteinerin, aus dem Thore der Burg zu Kölln heraustrat und hier die erste Linde pflanzte, auf dem Boden ihrer Stadt, die heute noch ihren Namen trägt, Dorotheenstadt. Sie besaß hier, die wirthschaftliche Frau, Ländereien, die zu ihrem Meier-

hof in der Spandauer Vorstadt gehörten: sandiger Acker, wo heute die Linden sind, nasser Wiesengrund die ganze nördliche Friedrichstraße bis zum Weidendamm, von beiden nicht viel zu gewinnen, weder mit Saat und Ernte noch für den Viehstand und die Molkerei. Sie war es anders gewohnt gewesen, da oben in ihren Marschen. Weswegen sie sich von ihrem erlauchten Gemahl, dem großen Kurfürsten, ein Privileg ertheilen ließ, dies magere Feld in anderer Art zu bestellen; und wenn wir jetzt die Paläste sehen, die sich darauf erheben, die gedrängten Straßen, Haus bei Haus, auf dem theuersten und kostbarsten Terrain von Berlin, wo jede Quadratruthe, ich weiß nicht wie viele Tausende und Abertausende werth ist, dann müssen wir, mit aller Achtung vor Ihrer Kurfürstlichen Gnaden, sagen, daß sie nicht schlecht speculirt habe. Sie fing an zu bauen. Im Jahre 1674 entstand das erste Haus, und nicht lange, so war „die erste Reihe" fertig, d. h. die Häuserreihe der nördlichen Seite, rechts vom heutigen Friedrichsdenkmal, bis zur Schadowstraße. Demnächst folgten einige Häuser auf der gegenüberliegenden Seite, Grundstücke mit großen, schönen Gärten nach der Behrenstraße hin und dem Thiergarten dicht davor. Das Ganze mag wohl ein recht idyllisches Aussehen, halb ländlich, halb forstartig gehabt und manchmal durch das Holzgitter ein Rehlein, neugierig und klug,

in den werdenden Stadttheil hineingeblickt haben. Fröhlicher Hammerschlag erklang von rechts und von links, und die Grundmauern ihrer Kirche, der Dorotheenkirche, schimmerten weißlich herüber im Sonnenschein durch das Frühlingsgrün, als die Kurfürstin die erste jener historischen Linden eingrub, welche bestimmt war, sie und ihre Nachfolgerinnen, den gewaltigsten Wechsel irdischer Dinge zu schauen, von den allerbescheidensten Anfängen zu einer Pracht und erhabenen Größe, die selbst uns, den Mitlebenden, immer noch in gewissen Augenblicken wie ein Traum oder Märchen erscheint. Sie, die stummen Zeugen zweier Jahrhunderte, wissen aber, daß Alles auf natürlichem Wege zugegangen ist; sie haben das langsame, bedächtige Vorwärtsschreiten gesehen, das mühsame Ringen und Erringen, Opfer ohne Zahl, im Krieg und im Frieden, Jahre des Leids und Jahre der Trauer, muthigen Wiederbeginn nach schwerem Verlust — Arbeit, die nie nach dem Lohn und nie nach dem Ende gefragt, immer Arbeit und kärglicher Gewinn, ein Schauspiel, das wenig Anziehung bot, bis nun auf einmal, scheinbar plötzlich, die Wunderblume des Erfolges sich aufgethan hat, und die ganze Welt herbeiströmt, um zu schauen und zu staunen.

Die Linde war von Alters her und ist noch immer der Lieblingsbaum der Mark; Poesie der

Landschaft, der Natur gibt es hier nicht viel, man müßte denn eine gewisse schwermüthige Monotonie des Kiefernwaldes und der einsamen Seen inmitten einer weiten Sandebene so nennen; aber mit Allem, was des Märkers Herz an Poesie besitzt, hängt er an diesem Lindenbaum. Er ist ihm heilig in seinem hohen Alter und erzählt ihm Geschichten, die zuweilen weit, weit zurückreichen, bis in die Wendenzeit. Er ist ihm ein Sinnbild heimathlichen Friedens und häuslichen Glückes, eine Verheißung von Abend- und Sonntagsruhe nach Mühsal und Arbeit, ein Anblick der Schönheit, wenn er im Frühling sich abermals mit der zarten Blätterfülle deckt, und eine Bürgschaft des Segens, wenn er im Sommer die Lüfte mit süßem Geruch erfüllt und seine Blüthen die Bienen der Haide zu sich locken — der vertraute Freund jedes Einzelnen und ein Wahrzeichen für Alle. Keine märkische Stadt, kein märkisches Dorf, welche nicht ihre Linden hätten, uralte, sagenreiche Bäume, von denen einige, wie die von Seebeck, Götzenbilder an ihrem Stamme getragen, andere, wie die von St. Georg und St. Gertrud in Berlin, den katholischen Gottesdienst unter ihrem Laubdach gesehen haben, und noch andere, wie die von Rönnebeck, auf dem Grabe des ersten lutherischen Pfarrers gepflanzt wurden. Zahlreich sind die Ortschaften in der Mark, denen die Linde ihren Namen gegeben;

wir haben zwei Lindwerder in der Nähe von Berlin und wenigstens vier Lindenberg in der Provinz, von den übrigen, wie Lindow, Lindstädt, Lindenrode, Lindenbusch und den wendischen Leipe, Liepe, Liepnitzsen gar nicht zu reden*). Was in diesen kleinen Gemeinwesen an denkwürdigen Ereignissen sich zutrug, das verknüpfte sich, die ungeschriebene Chronik vieler, vergessener Geschlechter mit dem Lindenplatz; und auch Berlin, damals ein Städtlein von mäßigem Umfang und geringen Ansprüchen, sollte den seinen haben. Sie wußte wohl, was sie that, diese treffliche Landesmutter, als sie, dem alten Herkommen gemäß, die Linde wählte. Sie weihte damit diese jetzt erst entstehende Straße einer langen und glorreichen Zukunft, einer Folge von Geschicken, welche, indem sie Gestalt und Ansehen der Welt verändert, doch immer wieder zu den Linden zurückführten, wie sie von ihnen ausgegangen waren, und dem Baume der Mark die Bedeutung kriegerischen Ruhms, politischer Macht, nationaler Größe beigelegt haben. Das Andenken dieser Dinge wird nicht sterben. Aber es ist nicht ihr gegenwärtiger Glanz und Schimmer, der mich irgendwie besticht; oft vielmehr, mitten am Tage, wenn das Leben unter den Linden im vollen

*) Man vergl. den Eintheilungsplan der botanischen Abtheilung des märkischen Provinzial-Museums von Dr. Carl Bolle, S. 14—16.

Gang ist, wenn die bunte Menge sich drängt, wenn die Kostbarkeiten der Läden, das Gold und der Crystall, die Broncen und die Bilder und die Blumen und alle anderen Genüsse des Luxus und der Mode das Auge reizen — oft alsdann ruf' ich mir den bescheidenen Anfang ins Gedächtniß und wandle, von all' diesen Tausenden ungesehen, in die Vergangenheit zurück — sie selber verschwinden, ebenso wie die Spiegelscheiben und Säulenfronten und Marmorstufen — kleine Häuser sind da, wie auf dem Bilde der Lindenallee aus dem Jahre 1691, hölzerne Barrièren und junge Stämmchen, unter denen dicke Männer in aufgekrempten Hüten und elegante Damen in Reifröcken lustwandeln — nicht viele von ihnen übrigens, alle zusammen vierzehn, zwei Reiter ausgenommen, die auf ebenso dicken Rossen dahintraben . . . . und dann, ich will es gestehen, dann erst gewinn' ich sie lieb diese Linden, welche mit dem Lichter- und Schattenspiel ihrer feinen Blätter das wechselvolle Treiben der Weltstadt immer noch wie mit einem alten Heimathzauber umweben.

Sie sind langsam gewachsen und haben einander vielfach abgelöst seitdem, diese Bäume. Zuerst, wie auf dem genannten Bilde dargestellt, war es eine vierfache Reihe; sie schloß mit einem hölzernen Thorweg in der Nähe der heutigen Schadowstraße, die lange, noch über das erste Drittel unseres Jahr-

hunderts hinaus, Kleine Wallstraße hieß. Zur Zeit unseres ersten Königs war die Allee sechsfach, und so führte sie, 1734, Friedrich Wilhelm I., der Städtebauer, zugleich mit der Erweiterung der Dorotheenstadt, bis an die heutige Grenze des Thiergartens und den heutigen Pariser Platz, damals das Viereck oder Quarré genannt. Lange noch, wie Nicolai (1779) anmerkt, konnte man, an der Höhe der Bäume, die neue Anpflanzung von der ersten, ursprünglichen unterscheiden. Wall und Graben, welche bis dahin die Linden abgesperrt hatten, ließ Friedrich Wilhelm I. abtragen und zuschütten, das dort stehende Thiergartenthor sammt der dahinter gelegenen Brücke einreißen und den Thiergarten selbst bis an das Brandenburger Thor aushauen. Aber nun denke man sich die Straße unter den Linden, obgleich sie schon annähernd ihre heutige Länge hatte, doch nicht entfernt von gleichem oder ähnlichem Aussehen. Man erkennt sie kaum wieder, wenn man sie auf den Bildern des vorigen Jahrhunderts aus dem Berlin Friedrich Wilhelm's I. und sogar noch der ersten Jahre Friedrich's d. Gr. sieht. Die Häuser standen in weiten Zwischenräumen von einander; man konnte sie zählen (wie auf dem Blatte von 1691 die Menschen). Ein Brandenburger Thor gab es noch nicht, sondern — wie wir es auf einer Zeichnung Chodowiecki's (aus dem Jahre 1764) sehen — eine hölzerne

Pforte mit Schlagbaum, zwei einfachen, obelisken-artigen Steinpfeilern und zwei Seitenöffnungen für die Fußgänger, mit einem Accisegebäude rechts (denn dies war noch die Zeit der schwereren Eingangszölle für die Reisenden), einem Wachthaus links, und den Bäumen des Thiergartens, die Thor und Häuser hoch überragten. Nichts kündigt die kommende Herrlichkeit des Pariser Platzes an. Ein bescheidenes Haus mit zwei Fenstern Front und einstöckig schaut von der Seite herein, wo jetzt das Blücher'sche Palais sich mächtig erhebt; vor dem Accisegebäude lungert ein Zöllner, vor dem Wachthaus schildert ein Soldat, und die ganze Staffage bilden zwei Damen mit einem Kind, ein Ehepaar mit einem Hund und ein Sechsspänner, der durch das Thor fährt, eine Glas-kutsche vom Hofe, mit zwei bezopften Lakaien hinten-auf, die Pferde mit Schabracken und Federbüschen — auch hier wieder Menschen und Thiere, Zöllner und Pharisäer merkwürdig wohlbeleibt, ein herz-erfreuendes Zeichen jener beschaulicheren Zeit, wo die Nahrung noch billig und auch für die Dicken hinreichend Platz war in diesem jetzt so gedrängt vollen Berlin.

Etwas jünger aber als das Chodowiecki'sche Blatt sind zwei Zierden, welche das Brandenburger Thor, nach der Thiergartenseite hin, erhielt, in Ge-stalt zweier colossaler Statuen, nämlich des Herakles

Musagetes mit der Leier links und des pythischen Apolls mit dem Bogen rechts. Man sagte damals, daß diese beiden Olympier eigentlich bestimmt gewesen seien, den Eingang des Potsdamer Schlosses zu schmücken, indem ihr Schöpfer den Charakter des Helden, der zugleich ein schöner Geist gewesen, sehr sinnreich dadurch habe ausdrücken wollen, daß er dem Apoll den Bogen und dem Herakles die Leier gab. Was aber der alte Fritz höchst übel vermerkte; er fand die Anspielung lächerlich, meinte, daß es aussehen würde, als ob zwei Schildwachen da ständen, und befahl, daß man sie nach Berlin schaffen und vor das Brandenburger Thor setzen solle, woselbst, im Jahre 1822, sie Heine noch gesehen: „erzniederträchtige, verstümmelte Klötze. Man sollte sie herunterwerfen; denn es hat sich gewiß schon manche Berlinerin dran versehen. Die Polizei sollte sich drein mischen"*). Und es scheint, daß sie's gethan; die Statuen wurden, ich weiß nicht genau wann, in die Tiefen des Thiergartens verbracht, Apoll nach der großen Querallee und Herakles nach dem Großfürstenplatz. Hier haben wir sie noch gesehen, rührend in ihrem hohen Alter und Verfall, mit einem grünlichen Ueberzug von Moos und Feuchtigkeit, bis sie zuletzt, gänzlich unfähig, sich noch auf ihren Beinen

*) Heine, Briefe aus Berlin. Werke, XIII, 40.

zu halten, durch zwei jüngere Sandsteinfiguren ersetzt wurden, die ebenso riesenhaft und häßlich sind, wie jene waren, wenn auch ohne den Zug sanfter Trauer, der ihre Vorgänger kennzeichnete, diese von der Ungnade Friedrich's betroffenen Götter im Exil.

Aber dennoch waren sie's, welche, noch vor den Accisebeamten, dem Fremden den ersten Willkommensgruß darbrachten am Brandenburger Thor. Die Reisenden, welche aus den älteren und reicher entwickelten Städten, z. B. aus Dresden oder dem deutschen Süden kamen, mußten dies neue, gleichsam auf Allerhöchsten Befehl ziemlich rasch entstandene Berlin kahl, dürftig und monoton finden. Die Straßen waren breit, aber die Häuser niedrig und im Innern unbequem. Die ganze Friedrichsstadt wurde nach der Schablone gebaut, ein Haus glich dem andern, und dies Bürgerhaus aus der Zeit Friedrich Wilhelm's I., das reglementsmäßig nur einen Stock hoch über dem Erdgeschoß sein durfte, hat noch in unserer eigenen Erinnerung den langen und schnurgeraden Straßen dieses Theiles von Berlin den vorherrschenden Charakter gegeben, ja, kann selbst heutigen Tages noch hier und da zwischen den Prachtgebäuden jüngsten Datums gesehen werden — auf einen Blick den ganzen Abstand bezeichnend von dem, was Berlin vor hundertundfünfzig Jahren war, und was es jetzt ist. Der Umschwung, in Folge

dessen der Westen von Berlin das Uebergewicht über das erlangte, was wir heute das Centrum nennen und was bis dahin Jahrhunderte lang der Sitz des Hofes, des Adels und des städtischen Patriciats gewesen war, begann mit dem Regierungsantritt Friedrich's d. Gr. Der königliche Gedanke, von Anfang an getragen durch das Bewußtsein überlegener Kraft, im Kampfe gestählt und durch unvergleichliche Siege gesteigert, bemächtigte sich nunmehr auch der Architektur, welche vorher, unter einem engeren Regiment, ausschließlich den Zwecken der Nützlichkeit gedient hatte. Jetzt aber, im Palast- und Monumentalbau, übernimmt sie die Herrschaft; und in einem künstlerischen Sinn an Stelle des Handwerks, welches gewissermaßen nur für Handwerker geschafft, erfolgt langsam und Schritt vor Schritt die Umgestaltung und Umwandlung des Westens von Berlin. Ueberall sehen wir nun das Berlin Friedrich's II. eindringen in das Berlin Friedrich Wilhelm's I., mit jener Vorliebe für das Decorative, das Theatralische, es ist wahr, mit jenem Baustil, welcher von der genialen Classicität Knobelsdorff's, dieses Griechen noch vor Winckelmann, die ganze Scala bis zum Rococo durchläuft und im Zopf endigt; mit jenen durch die Noth der Lage gebotenen Rücksichten der Sparsamkeit, welche statt des echten Materials immer mehr die Surrogate, Putz, Stuck und Gips

begünſtigte; mit jenen Eingriffen perſönlicher Willkür endlich, welche Knobelsdorff vor der Zeit tödteten und viele Jahre ſpäter Gontard lähmten — aber dennoch von einem großen, wahrhaft majeſtätiſchen Zuge beſeelt, welcher den gegenwärtigen, an ſich weit ſumptuöſeren Schöpfungen fehlt. Ein ſolches Stück Fridericianiſchen Berlins trat uns noch vor zehn, fünfzehn Jahren unverändert im Gensdarmenmarkt entgegen, und ſelbſt heute noch erinnert er daran in ſeinen weſentlichen Linien und Umriſſen, mit den beiden Kuppelthürmen im Renaiſſanceſtil — Schauſtücke auch ſie, dieſe beiden Thürme des Berliner Gendarmenmarktes, denn nicht einmal eine Verbindung beſteht zwiſchen ihnen und den kleinen, unſcheinbaren Kirchen dahinter; und trotzdem, welch' einen impoſanten, feierlichen Eindruck bringen ſie hervor auf dieſem ſchönen Platz, mit dem Schauſpielhaus in der Mitte, welches Schinkel den gegebenen Verhältniſſen künſtleriſch anpaßte, und umgeben von dem Kranze palaſtartiger Wohngebäude, deren nicht wenige noch aus der Zeit Friedrich's herrühren, mit Säulenſtellungen und Balconen, mit Pilaſtern und figurengeſchmückter Attika — typiſch für jenes Berlin, welches nach der Abſicht des großen Königs eine Stadt von Paläſten werden ſollte*).

*) Julius Leſſing, „Das Berlin des achtzehnten Jahrhunderts“ in Lindau's „Neuem Berlin“, Nr. 1, 1886.

Einen ähnlichen Anblick von Schönheit und Größe boten die Linden, nachdem ihren Um- und Ausbau Friedrich in die Hand genommen. Er hatte vierundvierzig jener armseligen Häuser, die noch aus der Zeit seines Vaters stammten, niederreißen lassen und durch neue ersetzt, deren mehrere man, trotz ihrer halb verwitterten Zierrathen, noch immer nicht ohne Wohlgefallen neben den Sandsteinbauten unserer Tage betrachten kann. Damals, wie heute, bildete den Abschluß des Aspectes, wenn man vom Thore kam, die graue Masse der Hohenzollernburg, des Königsschlosses, welches den ganzen Hintergrund einzunehmen schien. Das Zeughaus, in dessen kriegerischem Ernst der Geist des Großen Kurfürsten und des preußischen Staatswesens selbst athmet und lebt, war als Ausgangspunkt gegeben — das große Vermächtniß und der unvergängliche Ausdruck einer Vergangenheit, die für uns heute noch fast wie Gegenwart ist, gegenwärtiger als Vieles, was zwischen jetzt und damals liegt und seitdem verschwunden und vergessen ist. Unter allen Glorien ist es diese militärische, welche, von keiner anderen überstrahlt, den künftigen Charakter der Linden bestimmt hat, als ob auf diesem Boden Kunst und Wissenschaft, die später Gekommenen, nur in der Nachbarschaft der Siegestrophäen sich ansiedeln könnten. Dem Zeughaus gegenüber erstand, auf Friedrich's Geheiß, das Opern-

haus, das erste und das edelste der Bauwerke, die seinen Namen tragen. Die Akademie, wenn auch nicht ganz in ihrer gegenwärtigen Gestalt, stand, wo sie noch steht. Wo das Palais des Kaisers sich erhebt, war ein Markgräflich Schwedt'scher Palast, und nebenan, statt des heute sog. Niederländischen Palais, ein Ministerhôtel, das Seiner Excellenz von Goerne gehörte. Weiterhin waren unter den Linden das Palais der Schwester Friedrich's d. Gr., der Prinzessin Amalie von Preußen, Aebtissin von Quedlinburg, dann das Rochow'sche, das Kameke'sche, das Saldern'sche Palais, und endlich zwei der vornehmsten Wirthshäuser, die bald den Glanz der „Stadt Paris", damals noch „die erste und vornehmste Auberge in Berlin" *), und des „Königs von England" in der Brüderstraße verdunkeln sollten: die „Stadt Rom" oder „Ville de Rome", welche, wenn auch in zeitgemäßer Umgestaltung und inmitten so vieler Veränderungen den alten Platz seit mehr denn hundert Jahren behauptet, und der „goldene Hirsch", dessen gastliche Traditionen sich in der Habel'schen Weinstube gleichfalls noch erhalten haben. Man sieht, daß um diese Zeit das neue Berlin sich schon mit dem alten mißt; daß der durch die Könige geschaffene, durch die Gunst des Hofes ausgezeichnete Westen seine Anziehungskraft auf die oberen Gesell-

*) Schlözer, General Graf Chasot, S. 183.

schaftsklassen, die hohe Beamtenwelt, die Fremden von Distinction ausübt, und daß den Mittelpunkt desselben die Linden bilden. Kein Wunder, wenn Nicolai, der sonst mit Beiwörtern nicht verschwenderisch ist, diese Straße nun eine „prächtige“ nennt, welche die „ganze Länge der Dorotheenstadt einnimmt, 224 rheinische Ruthen lang und 14 rhein. Ruthen 2 Fuß breit.“ Der Verfasser des „Schattenriß von Berlin“, eines Büchleins aus dem Jahre 1788, welches den Druckort Amsterdam fingirt, um desto rücksichtsloser und schärfer gegen Berlin sein zu können, wird doch beim ersten Anblick dieser Häuser, „die nach den besten Rissen der größten Baumeister Italiens erbaut“, dieser „Menge von herrlichen Gebäuden, die wie an einer Schnur aufgeführt sind“, und „des öffentlichen Spazierganges unter den Linden“, in ein, wie er es nennt, „angenehmes Erstaunen“ versetzt und fährt dann fort: „Am Ende der Linden zeigt sich der Opernplatz, die Bibliothek, die katholische Kirche, das Opernhauß, der Pallast des Prinzen Heinrichs, weiterhin die Brücke am Zeughause mit ihren Verzierungen, der Pallast des Markgrafen von Schwedt, das Zeughaus, der Pallast des Kronprinzen, links die Dohmkirche und rechts das königliche Schloß, das majestätisch und colossalisch, von allen anderen Gebäuden abgesondert, hervorragt. Lauter Meisterstücke der Bau-

kunſt, die ſich am Ende der Lindenalle, in naher und weiter Entfernung, dem Auge darbieten.“

Mit den Linden erhielt Berlin, was es bisher nicht gehabt noch haben konnte: ſeinen Spaziergang und ſeine Spaziergänger. In dem mittelalterlichen Berlin, mit Wall und Graben und zuſammengedrängten engen Straßen war dafür kein Raum und kein Bedürfniß vorhanden. Die Leute gingen damals ſo wenig zum Vergnügen ſpazieren als ſie zum Vergnügen reiſten. Das Eine wie das Andere war eine beſchwerliche Sache. Die Linden, welche Dorothea pflanzte, ſtanden vor dem Thor. Innerhalb desſelben, wenn die Berliner dennoch einmal auf den verwegenen Einfall kamen, bot ſich ihnen zum Luſtwandeln die kurze Strecke des Luſtgartens zwiſchen den beiden Brücken, die ſich des Namens der Hunde- und Pomeranzenbrücke erfreuten und der heutigen Generation unter dem Namen der Schloß- und Friedrichsbrücke beſſer bekannt ſind. Hier, auf einem Boden, der mit Gras bewachſen und nur an trockenen Tagen paſſirbar war, unter einer Kaſtanienallee längs dem Ufer der Spree, bewegte ſich in gemeſſenen Zwiſchenräumen die Hofgeſellſchaft aus der Zeit des Großen Kurfürſten und des erſten Königs; ſah man die Damen in ihren Schleppkleidern, die Cavaliere in ihren Allongeperrücken, und lange noch, bis in das vorige Jahrhundert, wo dieſe Kaſtanien die

„Maronniers“ hießen, blieb der bescheidene Weg in der Nähe des Schlosses als „ein angenehmer Abendspaziergang“ beliebt. Die hübschen Bürgertöchter und ihre Verehrer kamen zuerst zum Vorschein unter den jungen Bäumen, welche Friedrich Wilhelm I. rings um den „Dönhoff'schen Platz“ hatte pflanzen lassen, nachdem auch hier die Festungsmauern beseitigt, und da, wo die „Esplanade vor dem Leipziger Thor“ gewesen war, auf seinen Befehl die ersten Häuser der gegenwärtigen Leipziger Straße entstanden. Dieser König hat fürwahr nicht wenig für Berlin gethan; aber es war nach seinem Maßstab und Geschmack: mehr bürgerlich als königlich. Er hat seinem Sohne den wohlgefüllten Schatz und das Heer hinterlassen, mit welchem dieser seine Schlachten gewann; und ebenso hat er, indem er in Berlin nach allen Seiten hin wirthschaftete, den weitläufigen Rahmen geschaffen, welchen Friedrich mit reicheren und vornehmeren Gebilden ausfüllte. Von Rousseau'schem Einfluß Etwas bemerkt man schon in einem dritten jener Spaziergänge, dem Weidendamm, welchem das Wasser und die Wiesen „ein ländliches Ansehen“ gaben, und welchen ein Reisender jener Zeit (im „Teutschen Merkur“, 1785) als einen Ort empfahl, wo man vom städtischen Geräusch ausruhen könne. Der Sinn für die Natur war erwacht, und man freute sich der alten, mächtigen Weiden, deren Er-

innerung nur noch im Namen des Weidendamms sich erhalten hat, heut' eine holperige, schlechtgepflasterte Straße mit Stallungen, Holz- und Kohlenplätzen, ohne jegliche Spur von Baum oder Strauch; man schwelgte im Anblick der Gärten, von welchen nichts übrig geblieben ist als ein Stück des Monbijougartens, dessen Bäume sich noch über den Rand der Mauer zur Spree herniederneigen wie zur Zeit der „Neuen Heloise", während hinter ihm und in weitem Umkreis die Häusermasse der Oranienburger Straßengegend mit Thurmspitzen und Kuppeln sich aufbaut und buntfarbige Façaden aus rothem und gelbem Backstein das Ufer säumen.

Unterdessen hatte sich Alles, was elegant und müßig war in Berlin, Alles, was sehen und gesehen sein wollte, die Hofgesellschaft der Marroniers, die Bürgertöchter und ihre Galane vom Dönhoffsplatz, die Naturschwärmer des Weidendamms unter die Linden begeben, eine Promenade, wie sie der Stadt Friedrich's d. Gr. ziemte, mit Palästen auf beiden Seiten, mit Glaskutschen und Vieren in der Mitte und mit Flaneurs überall. Nun wurden die Linden der große Tummelplatz, wo die Stutzer in ihren blauen Fräcken und gelben Westen sich zeigten und die Toiletten der zierlichen Berlinerinnen bewundert werden konnten, ihre Reifröcke, feinen Hackenschuhe, Blumen, Federn und Bänder, wie das Alles in den

Zeichnungen Chodowiecki's noch zu leben scheint. Es war die Zeit, wo Ramler, begeistert von einem Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war, die Strophe sang:

„Der Erdball ändert sich; das Meer entfliehet
Und macht dem Pfluge Raum; der Fels sinkt ein,
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet:
Pomona füllt ihr Horn in dir allein;
In dir kann Flora, nach Begehren,
Sich tausendfache Kränze drehn,
Und ganz verdeckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn."

Zu welchen Verzückungen würde die Muse dieses Dichters sich erst verstiegen haben, wenn es ihr noch vergönnt gewesen wäre, vor der berauschenden Blumenpracht des Schmidt'schen Ladens oder den köstlichen Früchten des Gregorovius'schen bewundernd stehen zu bleiben? Ich mag gar nicht daran denken! — Doch auch damals schon waren es die Linden, welche die Fremden zuerst von allen Sehenswürdigkeiten aufsuchten, wenn sie nach Berlin kamen und von welchen sie in Ausdrücken sprachen, die den Versen Karl Wilhelm Ramler's nicht viel nachgaben. Unter diesen Fremden war einer, ein Sachse, dem wir bei früherer Gelegenheit schon einmal in den Zelten begegnet sind, und der sich nun abermals wieder unter den Linden hervorthut*). Nach den Schilderungen

*) Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten in Briefen. Altenburg, 1779.

dieſes Herrn muß dazumal, unter den noch friſchen Eindrücken eines Krieges, welcher Preußen auf die erſte Stufe der Macht gehoben und deſſen Hauptſtadt durch die gewaltige Perſönlichkeit Friedrich's für einen Augenblick zum Mittelpunkte der europäiſchen Politik gemacht hatte, hier ein Leben geherrſcht haben, welches in manchem Betracht, dieſer unaufhörlichen Jagd nach dem Vergnügen, dieſem unabläſſigen Streben nach Genuß, dem unſrigen ähnelte, wenn auch die Formen verſchieden und namentlich die Stunden andere waren. Man tanzte nicht in der Nacht, man tanzte am hellen Vormittag. Man machte ſich's in dieſem Punkt bequemer; man aß und trank und ſchlief zur rechten Zeit, aber außerdem ſchien man wenig zu thun zu haben. Die nüchternen, ſparſamen, arbeits- und mühevollen Tage, wo Friedrich Wilhelm I. mit dem Stocke dazwiſchen gefahren, die waren vorüber, und der Degen Friedrichs war mit Lorbeer umwunden. — Unſer Reiſender geht im Thiergarten ſpazieren und kommt an das Tarone'ſche Kaffeehaus, eines der glänzendſten und faſhionabelſten Etabliſſements damals, in der heutigen Thiergartenſtraße, der Louiſeninſel gegenüber. Es mochte etwa zehn Uhr Vormittags ſein. Eine Menge von Kutſchen, geſchäftigen Bedienten, „ein Chor Muſikanten", welches ſich vorfand, ließen ihn eine „Fehde" (sic! — es ſoll »Fête« heißen, aber der Mann iſt ein Sachſe!) muthmaßen.

„Ich ging ein paar Gänge zurück und beobachtete Alles. Damit ich's kurz mache, einige, vermuthlich Adelige, hielten ein Dejeuner. Nachher hörte ich von dem Markeur des Tarone'schen Kaffeehauses, daß auf diesem Dejeuner alles Mögliche gewesen wäre, was Nahrung geben könnte. Chocolade, Thee, Kaffee, Limonade und Orgeade, Ratavia (süßer Liqueur) und Persiko, Butterbrod, Schinken und Braunschweiger Wurst, Danziger Branntwein und kalt Rindfleisch u. s. f." Man ersieht aus diesem Menu, daß unsere Großväter und Großmütter erheblich bescheidener waren in diesen Dingen; Braunschweiger Wurst und Danziger Branntwein! By Jove! Wir würden es, selbst bei einem Frühstück, nicht anders thun, als mit Austern, Hummer, Gänseleberpastete, Trüffeln, Eis und Champagner. „Bis gegen ein Uhr währte das Essen und Tanzen —" (ah, die bessere Jugend von damals! Die unsere ißt wohl noch, aber sie tanzt nicht mehr) — „das Essen und Tanzen bei dem kleinen Bassin, welches vor diesem Garten liegt. Die Damen waren alle en negligee (— mit dem französischen nimmt es unser sächsischer Freund nicht so genau —) nach dem besten und feinsten Geschmack ajustirt und sahen zum Theil (!) wie die Grazien aus. Fast möchte ich sagen:

Sie tanzten, nymphenhaft geschürzt
Auf kurzem Gras —

denn nachläſſig, leicht und für Auge und Herz (— o, Du . . . ! —) intereſſant waren ſie angezogen. Sie flogen mehr, als daß ſie tanzten und ihr ganzer Körper war ein ſolches perpetuum mobile, als ich noch nicht geſehen habe. Wie geſagt, gegen ein Uhr machten ſie Stillſtand, ſprangen in die Wagen und eilten ohne Zweifel zur Toilette, um ſich zur Tafel, welche um zwei Uhr angeht, vorzubereiten."

Dieſer Sachſe muß einen ſchönen Begriff von unſerer Hauptſtadt bekommen haben, als ob er im Lande der Phäaken ſei. Doch er war kein Odyſſeus, der ſich nach Heimkehr ſehnte; begab ſich vielmehr frohen Muthes in ſein Hotel — natürlich eines der beiden „feinſten" jener Zeit, die „Stadt Rom" —, aß gleichfalls zu Mittag, trank ſein „Quart Pontac" dazu, benutzte den Nachmittag, wenn wir nicht irren, zu einer „Reiſe" nach Charlottenburg und war am Abend wieder unter den Linden. „Die Linden waren geſtopft voll und kaum konnten wir eine Bank finden, worauf wir einige Augenblicke ruheten. Denken Sie ſich einen Maiabend, eine ſo große Menge von Menſchen und eine ewige Bewegung dieſer Menſchen unter einander, ſo haben Sie das Ideal dieſes außerordentlichen Vergnügens, das noch heute mich beſeligt. Ueber tauſend Menſchen waren wenigſtens hier verſammelt. Ein Theil ſaß, die Meiſten gingen auf und nieder, und wenige ſtanden truppweiſe. In

der Mitte ist eine bretterne Hütte gebaut, wo Erfrischungen von allerlei Art verkauft werden. Wie zwanglos Berlins Töchter und Söhne daher walleten! wie ihnen die Heiterkeit aus den Augen blitzte und mit was für außerordentlicher Freude ein Jeder den schönen Abend genoß! Fast war es elf Uhr, als unsere Gesellschaft auseinander ging." Gegen die Stunde würde der strengste Censor nichts einzuwenden haben; aber die Freude, die Freude! La joie fait peur. Noch wachte, in der Einsamkeit von Sanssouci, der alte Löwe, dessen über das gewöhnliche Maß hinausreichende Kraft ein fast zu großes Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens in die Zukunft einflößte; jedoch nicht siebenundzwanzig Jahre mehr, und die Schlacht von Jena war verloren, der preußische Staat ging aus den Fugen, und die Töchter und Söhne derer, die so „zwanglos daher walleten", sahen andere Begebenheiten und Gestalten unter den Linden.

Bis dahin, durch das vorige Jahrhundert, in Friedrich's Zeit, hatten die Linden weit mehr den Charakter eines, wenn ich so sagen darf, öffentlichen Vergnügungsplatzes, als heute, wo die Menschenströme, die sich zu beiden Seiten auf- und niederschieben, für den Spaziergänger kaum noch Raum lassen. Wenn wir einen bekannten, den heutigen Opernhausplatz darstellenden Kupferstich aus dem

Jahre 1744 betrachten*), so sehen wir ein Bild, wie mit lauter Watteau'schen Figuren belebt. Unter einer jungen Linde des linken Vordergrundes lagert eine fröhliche Gesellschaft auf dem Rasen; vornehme Damen in großer Toilette, Herren mit Zopf und dreieckigem Hut, den Degen an der Seite, den Stock in der Hand, promenieren vorüber oder nehmen auf den Bänken Platz, ein paar Reiter und Hunde, ein Galawagen, ein militärischer Fourgon, drei Soldaten mit ihrem Corporal, rechts das Schwedt'sche Palais, einstöckig, schwer, mit einer Vormauer und einem hohen Fenster im Erdgeschoß, an derselben Stelle, wo wir heute das „historische Eckfenster" kennen; im Mittelgrunde das Opernhaus, Knobelsdorff's imposanter Bau, ferner das „Generalfeldmarschallshaus", das einzige, wenn auch in mannigfacher Umgestaltung noch erhaltene aus der Zeit des Großen Kurfürsten, der es für seinen Generalfeldmarschall Schomberg, den todesmuthigen Helden von der Boyne baute, das Haus, in welchem später Friedrich als Kronprinz gewohnt — das Zeughaus gegenüber, und im Hintergrunde, links, über der Häusermasse von Alt-Berlin, der Thurm der Marienkirche, rechts, etwas näher, der der Petrikirche. Die Staffage hat gewechselt, aber die großen architektonischen Züge haben

*) Er ist reproducirt in der Schäffer-Hartmann'schen Festschrift: „Die Königlichen Theater in Berlin." Berlin, 1886.

sich lang erhalten, und wir erkennen sie noch auf dem Krüger'schen Paradebild aus dem Jahre 1839. Hinzugekommen sind die Bibliothek und das Prinz Heinrich's-Palais, die Universität, die Schinkel'sche Hauptwache; das alte Feldmarschallhaus ist jetzt das Palais Friedrich Wilhem's III. und das anmuthig lichte Palais des Prinzen von Preußen, die Fenster nach dem Opernhausplatze von Grün umrankt, hat schon seit zwei Jahren den ehemaligen Wohnsitz der Markgrafen von Schwedt verdrängt; die Stämme der Linden sind umfangreicher geworden, als wir auf dem Stiche von 1744 sie sahen, und ihr Laub ist voller, als es gegenwärtig erscheint. Schon schmücken die Statuen von Blücher, Scharnhorst und Bülow (die von York und Gneisenau sind erst später, 1855, errichtet worden), den herrlichen Platz; aber noch fehlt ihm der Anblick, ohne den wir ihn uns heute nicht mehr denken können: das Friedrichsdenkmal, welches den majestätischen Abschluß der Linden bildet, wie das Brandenburger Thor ihren triumphalen Eingang darstellt.

Ich weiß nicht, ob es andern Berlinern auch so geht, aber keine noch so lange Gewöhnung, nicht der Umstand, daß ich es täglich und an gar manchem Tage mehr als einmal durchschreite, vermag den Eindruck abzuschwächen, welchen das Brandenburger Thor immer wieder auf mich macht. Ob ich

es nun erblicke, vom Thiergarten her, am frühen Morgen, wenn Wagen und Viergespann der Göttin im blauen Aether golden leuchten und in ihrer Hand die mit dem Kranz geschmückte Lanze weithin funkelt, oder am sonnigen Mittag, wenn die steinerne Masse dieses edlen Bauwerkes hell durch das Grün der Alleen schimmert, oder am späten Nachmittag, wenn, wie in einen fünffach getheilten Rahmen gesetzt, das Bild der Linden sich zeigt, die Fontainen des Pariser Platzes sprühend von den Strahlen der untergehenden Sonne, die Dachfirsten seiner Paläste vom Abendlicht geröthet, und weithin Alles, bis zum Friedrichsdenkmal, Bäume, Häuser und Menschengewühl, in einen Purpurduft gehüllt, aus welchem zuweilen, noch bevor er ganz verblaßt ist, der volle Mond heraufsteigt; oder am Abend, wenn die Gaslaternen in unabsehbaren Reihen brennen, mit hier und dort einer elektrischen Kugel dazwischen und nicht am wenigsten in der stillen Nacht, wenn mein Schritt widerhallt aus den leergewordenen Straßen: immer unter diesen Säulenhallen ergreift mich ein Gefühl, welches mich, für einen Augenblick, über den Alltag erhebt, die Gegenwart zu verschönern und die Vergangenheit wieder lebendig zu machen scheint. Ich sehe die Tapfern der Befreiungskriege, Veteranen jetzt, von deren Dasein oder Hinscheiden im hohen Greisenalter uns nur noch vereinzelte Notizen in den

Zeitungen zuweilen Kunde geben, damals aber frische Jünglinge, Begeisterung im Herzen und Körner'sche Lieder auf den Lippen; ich sehe sie daherkommen, in langem Zuge, in ihren altmodischen Uniformen, das Bajonett und die Kappe mit dem breiten Schirm von Eichenlaub umkränzt, jauchzend empfangen von der freudetrunkenen Bevölkerung und ernsten Blickes emporschauend zu der Victoria da droben, welche sie wieder heimgeholt haben aus Paris. Sie war in der Nacht vor dem Einzuge an ihrem alten Platze wieder aufgestellt worden, aber nicht, wie bisher, dem Thiergarten zugewandt, so daß sie, wie der Volkswitz bitter meinte, den Sieg aus der Stadt hinaus gefahren habe, sondern nunmehr die Trophäe schützend über derselben ausgestreckt; und in dem Augenblicke, da Friedrich Wilhelm III. durch das Thor einritt, sank der Schleier, der das Bild bis dahin verhüllt. Der Usurpator hatte sie mitgeführt als bestes Beutestück nach der Occupation von 1808. Ich habe noch von alten Berlinern erzählen hören, daß erst dieser Anblick des beraubten Brandenburger Thores, mehr als alles Andere, sie die ganze Größe ihres Unglücks und ihrer Demüthigung fühlen ließ. Der König, die angebetete Königin, die Prinzen und Prinzessinnen in Königsberg, die Siegesgöttin in Paris! Dort stand sie während der traurigsten Zeit unseres Vaterlandes, und dort, an einem schönen

Frühlingstage des Jahres 1814, sah sie Jakob Grimm im Tuileriengarten, er selbst damals ein junger Mann von neunundzwanzig Jahren, kurhessischer Legationssecretär und von seiner Regierung beauftragt, bei der Wiederherausgabe der Kasseler Kunstschätze behilflich zu sein. Auch die Victoria des Brandenburger Thores war den preußischen Commissaren bereits ausgeliefert worden, und ungeduldig hier im Tuileriengarten harrte sie der Heimkehr, ihre vier ehernen Rosse weit ausgreifend, wie zum Siegesfluge nach Berlin. Jakob Grimm, eine Düte mit Kirschen in der Hand — ich habe die kleine Geschichte von seinem Neffen, Herman Grimm — kam vorüber und, die gute Gelegenheit benutzend, setzte er sich in den Wagen, um zu den Füßen der Göttin und in aller Bequemlichkeit seine Kirschen zu verspeisen. Wie manchmal, viele, viele Jahre später, bin ich dem berühmten Gelehrten, meinem hessischen Landsmanne, wenn er von der Akademie kam und auch sonst, hier unter dem Brandenburger Thore begegnet. Dann bin ich ihm wohl in einiger Entfernung durch den Thiergarten gefolgt, der Schule gedenkend, in welcher wir seinen Namen mit Ehrfurcht aussprechen lernten und jenes Wintermorgens, wo ich, ein junger Student, zum ersten Male vor ihm stand, mitten in diesem für mich noch kalten und öden Berlin plötzlich von einem tiefen Heimweh ergriffen, als ich ihn mit seinem

immer noch heſſiſchen Accent ſprechen hörte, und doch auch wieder von einer gewiſſen Sicherheit, indem ich bedachte, daß er und ſein Bruder Wilhelm und deſſen Gemahlin Dorothea nebſt den Kindern hier Wurzel gefaßt hatten in dieſem fremden Boden. Er war ein Greis und hatte ſich doch etwas Kindliches bewahrt. Er war noch voll Kraft und Leben in ſeinem hohen, geſegneten Alter, von mittlerer, gedrungener Statur, einem bedeutenden Kopfe, mit guten, großen, leuchtenden Augen, das Geſicht ſcharf ausgeprägt, eckig, mit der Farbe der Geſundheit — ein echtes Heſſengeſicht und das gerne lächelte. Zuweilen auf ſeinem Gange blieb er ſtehen, rieb ſich die Hände, das Antlitz ſtrahlend wie von innerer Freude. Dann wieder eilte er weiter, mit dem behenden Schritt faſt eines Jünglings. Einmal, in einem der letzten Frühlinge ſeines Lebens, ſah ich ihn am Rande des Thiergartens, mit emporgewandtem Haupte, das Auge mit der Hand gegen die Sonne ſchützend, die über dem Brandenburger Thore herabſchien. Er betrachtete die Victoria, die vielleicht ihn an eine nunmehr lang entſchwundene Zeit, an die eigene Jugend und jenen Maientag in Paris erinnert hatte.

Das Brandenburger Thor iſt in jenem Momente gebaut worden, wo die preußiſche Geſchichte gleichſam Halt machte zwiſchen der großen Epoche Friedrich's und der andern, die man als die der Befreiungs-

kriege bezeichnen darf. Der Bau ward begonnen im Jahre des Baſtillenſturms und vollendet in dem, welches im Argonnerwald ein preußiſches Heer zurückweichen ſah vor dem Heere der ſiegreich vordringenden Revolution. Der König, der das Thor errichten ließ, Friedrich Wilhelm II., und der Baumeiſter, der es ausführte, Johann Gotthard Langhans (der Aeltere dieſes Namens), waren beide keine Männer erſter Ordnung, weit davon entfernt. Aber der König, indem er es an der Wende des Jahrhunderts hinſtellte, wo die Zeiten ſich ſchieden, hinterließ, ſicherlich nicht, weil ſein Blick ſo weit ging, dieſer Stadt im Brandenburger Thor mehr als ein Werk von bloß architektoniſcher Bedeutung; und der Baumeiſter, der es nach atheniſchem Muſter ſchuf, gab ihr damit einen Schmuck von ſo bleibendem Werth, daß es auch heut, unter den ganz geänderten Verhältniſſen, der Kaiſerſtadt noch immer zur höchſten Zierde gereicht, ja jetzt, in der großartigeren Umgebung erſt recht zu ſeiner eigentlichen Geltung kommt. Man hat geſagt, daß mit der von Schadow modellirten Quadriga die Kunſt — und heute können wir ſagen, daß durch die Säulenhallen des Thores, das ſie trägt, Deutſchland in Berlin eingezogen ſei, von jenem Wintertag an, wo Prinz Friedrich Karl, unvergeſſenen Andenkens, ſein kleines Häuflein, die Helden von Düppel und des Ueberganges nach Alſen,

hier hereinführte, bis zu jenem Tag im September, wo wir mit einer Siegesfreude, die nicht ohne Beimischung von Wehmuth war, vor den österreichischen Geschützen standen, die längs der Linden aufgefahren waren — und endlich bis zu jenem reinsten, schönsten, jenem Junitag, an welchem der deutsche Kaiser, der Erste aus dem Hause Hohenzollern, diese Straße ritt, umgeben von dem glänzenden Stabe des ganzen, großen, deutschen Heeres.

Fürwahr, dies sind unsere Propyläen, nicht nur dem Plane und Vorbilde nach — sie sind es mehr noch geworden durch die Ereignisse, die Geschichte. Sie haben den schweren Kampf mitangesehen, den Preußen kämpfen mußte, bis es von Deutschland, so zu sagen, angenommen und anerkannt wurde; sie haben den schwereren Kampf miterlebt, welchen der stolze preußische Geist durchzumachen hatte, um sich im deutschen wiederzufinden, und wer heute vom Brandenburger Thore die Linden abwärts bis zum Friedrichsdenkmal wandelt, der hat, mit wenigen Schritten, den ganzen Weg dieser größten von allen Entwicklungen der neueren Zeit noch einmal durchmessen.

Nichts stellt den Geist des Preußenthums vollkommener dar, als dieses Werk aus Erz, die große Schöpfung Rauch's und eine der größten auf dem Gebiete der modernen Sculptur überhaupt. Man

begreift, vor ihm stehend, jedesmal aufs Neue, wie dieses winzige Volk, von Anfang an nur auf sich selbst verwiesen und mit geringen Hülfsmitteln, so oft es mit einer Welt von Feinden um seine Existenz rang, aus diesem Ringen immer siegreich und immer mit vergrößerter Macht hervorging. Es pulsirt Etwas in diesem ehernen Gebilde von der ungeheuren Lebenskraft des preußischen Staates, die hier gewissermaßen concentrirt und zu einem persönlichen Ausdruck gelangt ist. Fast durchweg sind es die Namen heute noch blühender Geschlechter, die hier uns von allen Seiten entgegen treten, — in den markig ausgeprägten Gestalten oder auf den Tafeln geschrieben, sämmtlich geschart um den Einen, Einzigen, der, mit dem dreieckigen Hut und Krückstock, die Schulter mit dem Königsmantel bedeckt, sie alle beherrschend und zu einem gewaltigen Ziele mit fortreißend, über ihnen thront. In diesen Namen und Gesichtszügen erkennen wir sie wieder, die Rebellen der Mark, die Ritter von der Landstraße, welche der erste Kurfürst mit gewappneter Hand und schwerem Geschütz zum Gehorsam zwingen mußte; wir erkennen in ihnen aber auch die Heerführer und Schlachtengewinner unserer eigenen Zeit, all' den jungen, kräftigen Nachwuchs aus dem Kadettenhaus und der Kriegsschule, die Hoffnung unserer Zukunft, die Blüthe der Armee. Wen darf es Wunder nehmen, daß einstweilen und

lange noch der militärische Ruhm jeden andern verdunkelt in Preußen? Daß Kant und Lessing nur sehr untergeordnete Stellungen gefunden haben am Friedrichsdenkmal? Außerhalb Preußens, in den gesegneteren Ländern, den reicheren und älteren Städten des zusammenbrechenden deutschen Reichs, in welchen nichtsdestoweniger die junge nationale Dichtung ihren Boden und erste Pflege fand, fühlte man diese Zurücksetzung bitterer als in Preußen selbst. Hier hatte man das richtige Verständniß und die nothwendige Resignation. Was an überlegener Kraft vorhanden war, wurde damals, und wird auch eigentlich heute noch, in die Richtung des Militärstaates gedrängt. Ja, wenn wir einen Bismarck hätten für den Roman und einen Moltke für das Epos oder das Drama, welch' ein Drama, welch' ein Epos, welch' einen Roman würden wir haben! Aber sie hatten ein Anderes zu vollbringen, diese Beiden; Etwas des Preises nicht minder werth, und für den Moment wichtiger. Wie Goethe von Friedrich dem Großen gesagt hat, wird man einst auch von diesen Großen sagen, daß sie, nationale Thaten vollbringend, unsere Literatur mit einem neuen Lebensgehalt erfüllten. Sanftere, den Künsten des Friedens holdere Zeiten werden vielleicht einst wieder kommen; aber wie die Welt nun einmal ist und wer weiß wie lange noch sein wird, sind der Staatsmann und der Soldat, und

etwa noch der Maler, der Bildhauer, der sie verherrlicht, nicht aber der Schriftsteller und der Dichter die Männer, welche den Ruhm Preußens ausmachen und vor Allen, wenn nicht ausschließlich, daselbst geehrt werden.

Diese Empfindung hatten auch die Zeitgenossen Friedrich's:

„Kornelljens Diadem, Voltairens Kranz erringet
Der müde Kämpfer nicht,"

singt Ramler, der freilich nur ein mittelmäßiger Poet, aber ein ehrlicher Mann und kein Schmeichler war. Seine Verse sind ebenso charakteristisch für das Zeitalter, wie jene Sandsteinfiguren, welche wir noch hier und dort erblicken auf den Dächern einzelner, übriggebliebener Häuser des Fridericianischen Berlins. Sie sind auch gerade keine Meisterwerke, diese mythologischen Gestalten mit Helmen, Lanzen und sonstigem Attribut: aber es liegt in ihnen, unausgesprochen, eine Huldigung der Kunst, welche die Stadt des großen Königs schmückte, so gut sie es verstand; und ähnlich, in das steife Gewand der Allegorie gekleidet, drückt die Stimmung der Zeit sich in Ramler's Oden aus. Er weiß, daß er Grund zur Bescheidenheit hat, der „Professor beim Cadettencorps", der mit der gleichen Sicherheit die Schulhefte seiner militärischen Zöglinge corrigirt, wie das Manuscript von Lessing's Minna von Barnhelm; er sagt sich,

daß er nur ein Kleiner, ein Geduldeter ist neben „Galliens vergnügten Sängern“. Aber das hindert ihn nicht, immer wieder in die Leier zu greifen:

„Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen gesungen
Und ihm gefällt mein Lied.“

Und auch uns gefällt es noch; denn es ist uns ein lebendiges Zeugniß des Geistes, der sich unterzuordnen, sich selbst zu verleugnen vermag, wo die Pflicht es verlangt, und der dem Tode furchtlos ins Auge schaut, wo es jene höchsten Thaten gilt, welche das Friedrichsdenkmal verewigt.

Am Vorabend welterschütternder Ereignisse, gleich dem Brandenburger Thor, ward auch dieses Monument aufgerichtet. Wenige Tage vor seinem Tode noch sah Friedrich Wilhelm III. den Grundstein zu demselben legen, und Friedrich Wilhelm IV., in den ersten, schönen Jahren seiner Regierung, übernahm das Werk. Ein Mann des Friedens, nicht des Krieges und der Politik, war dieser Monarch erfüllt von idealen Zukunftsträumen. Ein nordisches Florenz sollte die Stadt der Könige von Preußen sein, der Hof ein Musenhof, der Staat ein milder, freigebiger Förderer alles dessen, was das menschliche Dasein veredelt und erhöht. Die Maler, die Bildhauer, die Baumeister, die Musiker standen um den Thron, und zum ersten Mal unter ihnen fehlten auch die Dichter nicht. Aber der Tag, um die Rüstung abzulegen,

war noch lange nicht gekommen. Das Erdbeben der Revolution, dessen erstes dumpfes Rollen man vernommen, als die Säulen des Brandenburger Thores aufgerichtet wurden, welches hierauf, näher und näher rückend, Länder verwüstet und Reiche verschlungen und seitdem nur auf täuschende Augenblicke zum Stillstand gekommen war, hatte die Welt zum zweitenmal erschüttert, als am 31. Mai 1851 die Hülle vom Friedrichsdenkmal fiel — und diesmal hatte Preußens König den elementaren Mächten Aug' in Auge gegenübergestanden. Diesen Eindruck hat Friedrich Wilhelm IV. niemals überwunden; er war ein anderer Mann nach den Märztagen des Jahres 1848. Seine Tempel waren nicht eingestürzt, kein zusammenbrechender Bau hatte die Götter einer besseren Vergangenheit begraben. Keine sichtbaren Spuren der Zerstörung bedeckten den Boden. Aber das Angefangene blieb liegen, und es breitete sich wie Grau darüber aus. Berlin war, was es immer gewesen; das tägliche Leben ging seinen Gang weiter. Aber es war ein Tag ohne glückliche Verheißung, ein Leben wie mit matterem Pulsschlag. Es war nicht nur das beschämende Gefühl der halben Entschlüsse, das auf Allem lastete, nicht die Demüthigung des steten Zurückweichens. Es war schlimmer als das. Es war die Freudlosigkeit.

So habe ich Berlin gesehen, so habe ich es

kennen gelernt. Ich erinnere mich noch sehr wohl des Abends, als ich zum ersten Mal unter die Linden kam. Es war ein unfreundlicher Herbstabend im Jahre 1853. Oede, kalt und dunkel lagen sie da. Spärlich, in weiten Abständen, brannten die Laternen, und ich meinte, die Menschen, welche bei dem trüben Lichte derselben vorübergingen, die Wagen zählen zu können, welche verdrossen dahinrasselten. Die Zeil in Frankfurt erschien mir als ein Paradies dagegen. Der Jungfernstieg in Hamburg mit seinem Lichtergefunkel und buntem Gewühl war, mit dieser Trübsal verglichen, ein weltstädtischer Anblick, und an den Königsplatz in Kassel brauchte ich nur zu denken, um das Loos zu verwünschen, das mich unter die Linden geführt. Selbst jene Stätten der Gemüthlichkeit, an denen anderswo der Fremde sich's bequem machen und für eine Weile vergessen kann, daß er ein Fremder sei, hier unter den Linden waren ihrer nur wenige und diese wenigen schwer zu finden, bis ich zuletzt unter der Arkade Schinkel's, die damals noch den Eingang zur Neuen Wilhelmstraße bildete, in ein nicht zu splendides Local gerieth, in welchem man wie auf der Straße saß und ein sehr dünnes Bier trank. Denn für das, was man „echte Biere" nannte, gab es damals nur zwei oder drei Stellen in ganz Berlin, und um diese zu finden, mußte man schon sehr ortskundig sein.

Anderen Tages kam ich wieder unter die Linden, um das Brandenburger Thor und das Friedrichsdenkmal zu sehen. Sie ließen mich unbewegt; was hatten sie mir auch zu sagen in ihrer kalten Pracht? Gestehen wir es ein, wir jungen hessischen Studenten waren nach Berlin gekommen mit einem Gefühl der Ueberlegenheit, als ob bei uns daheim Alles besser bestellt sei. Wir sahen auf Berlin herab. Uns wurde nicht warm in diesem Winter, so kärglich zugezählt war uns das Splitterchen Holz, so knapp zugemessen das Schüsselchen auf dem Mittagstisch. Wir waren es zu Haus anders gewöhnt gewesen. Wenn wir an die Kachelöfen unserer Heimath und die Wirthstafeln von Marburg dachten, überkam uns ein Gefühl wie Jene, die an Babel's Strömen saßen. Wie viel behaglicher und genußreicher war das Leben in den kleinen deutschen Residenzen, die wir kannten, als in dieser großen, preußischen Königsstadt, in welcher wir den König niemals sahen, deren Schlösser leer standen, welcher der Glanz eines Hofes fehlte, welche wir nicht liebten, und welche — die Wahrheit zu sagen — auch nicht liebenswürdig war. Vorurtheile jeder Art brachten wir aus unsern Kleinstaaten mit. Wir waren Deutschland, nicht diese; hier fühlten wir uns außerhalb Deutschlands. Bis auf die Sprache war uns Berlin antipathisch, und wenn ich in jener Zeit unter den Linden wandelte,

zwiſchen Friedrichsdenkmal und Brandenburger Thor, die Tage zählend bis zu dem der Erlöſung und Befreiung, dann wiederholte ich mir oft die Verſe, mit welchen, zehn Jahre früher, ein anderer Heſſe, Franz Dingelſtedt, der damals noch der „Nachtwächter" war, Abſchied genommen hatte von Berlin:

„Ich weiſe mit Behagen
Du eitle, kalte, falſche Stadt auf ewig dir den Rücken!"

Und nun, dreißig, fünfunddreißig Jahre ſpäter — iſt es ein Traum, den ich geträumt? — damals von dem Jüngling, der hier fremd und einſam ging, oder heute von dem Manne, der hier ſein Glück und ſeine Heimath gefunden hat — und mehr als das, mehr als Alles, was Sehnſucht verlangen und Ahnung ſich vorſtellen mag ... Iſt die Wirklichkeit nicht ſchöner als jeder Traum der Jugend, und wer möchte ſie, ſelbſt ſie, nicht hingeben für das Alter, wenn es ſich ſo mit Erfüllung naht? Welche Veränderungen in dieſen Jahren, welcher Wechſel der Geſchicke! Welcher Glanz, welche Pracht, welche Herrlichkeit! Wie viel Feſttage hier unter den Linden!

Es iſt Sonntag, den 3. Januar 1886, das fünfundzwanzigſte Regierungsjubiläum des Königs von Preußen. Gegen elf Uhr hörten wir draußen die Kanonen. Als wir gegen zwölf unter die Linden traten, bot ſich uns ein wundervoller Anblick. Fahnen

und frische Tannengewinde schmückten die Häuser, und eine mehr als sonntäglich, eine festtäglich gestimmte Menschenmenge, dicht gedrängt, unabsehbar, wogte dazwischen, aus allen Ständen, gemischt mit vielen Uniformen, darunter Officiere von allen Regimentern, mit flatterndem Helmschmuck — Staatscarossen mit reichgalonirten Lakaien in der malerischen Tracht des vorigen Jahrhunderts, die Pferde mit kostbaren Decken, die langen Zügel und die Zäume mit funkelndem Besatz. In der mittleren Allee war ein buntes Treiben von Verkäufern aller Arten von Papierfahnen, Festblättern und Denkmünzen — unaufhörlich die lange Strecke hinauf und herunter klangen die Rufe der Händler: „25 Pfennig die allerneuste Erinnerungsmedaille, hier noch!" — „Die Kaiserblume (Kornblume von Papier) 10 Pfennig!" „Zwanzig Pfennig zum Einrahmen!" (das Bild des Kaisers).

Mit dem frühen Eintritt der Dunkelheit (gegen fünf Uhr Nachmittags) begann die Illumination. Die Paläste der Wilhelmsstraße strahlten in einem Feuermeer; Adler und Sterne flammten längs der Gitter des Reichskanzlerpalais und drinnen, in dem tiefen Hofe, war das Palais selbst bis in die obersten Dachfensterchen mit zahllosen Lichterreihen erhellt, — und so fort, Palast an Palast, bis zum Pariser Platz, wo der schöne Renaissancebau der französischen Bot-

ſchaft wie mit Flammen geſäumt war, bis unter die Linden, wo die Miniſterhôtels und öffentlichen Gebäude eine Fluth von Helligkeit über die breite Straßenfläche warfen und der Widerſchein im Dunſte des Abendhimmels etwas Phantaſtiſches annahm. Von einer unbeſchreiblichen Wirkung waren die leuchtenden Linien im Viereck der Univerſität, die blauen, rothen und gelben Lämpchen, welche ſich dem Barockſtil der Bibliothek ſo harmoniſch anpaßten, der rieſige Gasadler am kronprinzlichen Palais — das Reiterbild des alten Fritz, hoch in der röthlich angehauchten Luft, und das kaiſerliche Palais gegenüber die beiden einzigen dunklen Punkte in dieſer ungeheuren Fülle von Licht und Farben. Die Menſchenmaſſen drängten auf und nieder; aber es war ein fröhlicher, faſt herzlicher Ton unter dieſen vielen Tauſenden, die einander nicht kannten und alle doch von einer Art Familiengefühls beſeelt ſchienen; und wie bei einem richtigen Volksfeſte fehlten auch nicht die Lebensmittel auf den Straßen. Brodelnde Wurſtkeſſel und kleine Tiſche, Körbe mit allerlei Subſtantiellem hatten die Fahnen und Porträts des Vormittags abgelöſt, und laut herüber von den Standbildern der beiden Humboldt — auch ſie jetzt der marmornen Unſterblichkeit des Opernhausplatzes eingereiht — ſchallten die wohlbekannten Rufe, die dieſe Beiden in ihrem Leben oft genug gehört haben mögen: „Noch en

paar ſcheene feine Warme!" und „Warm ſind ſe noch!" . . . Auf dem Heimwege durch den Thiergarten, als ich bei den mächtig qualmenden Feuern an Bismarck's Gartenfront vorbeikam, gedachte ich des bitterkalten Januarabends, heute vor fünfundzwanzig Jahren, als der Park von Sansſouci tief im Schnee lag und droben im alten Königsſchloß an der in Parade ausgeſtellten Leiche Friedrich Wilhelm's IV. Tauſende vorüberzogen, ich unter ihnen, damals eben nach langjähriger Abweſenheit wieder zurückgekehrt nach Berlin. Der Anblick hat ſich mir tief eingeprägt — hier, im Tode, ſah ich den König zum erſten und letzten Mal; Ruhe lag ausgebreitet über dem Geſichte, welchem der ewige Schlummer die edlen Züge wiedergegeben; es war marmorbleich, ausgelöſcht waren die Spuren ſo vieler Enttäuſchungen, ſo vieler Kämpfe, ſo vieler Leiden und die Augen geſchloſſen. Hohe Candelaber brannten um das Lager; Pagen ſtanden zu beiden Seiten desſelben, und am Fußende hielt, in ſeiner weißen Küraſſieruniform, Feldmarſchall Wrangel die Todtenwacht. Stumm von den Wänden und ernſt blickten die Bilder und Bücher und mannigfachen Andenken aus Friedrich's des Großen Zeit, und rings um das Schloß und den Hügel war die Winternacht. Aber über den Schnee her und durch die Stille wehte Etwas wie der Athem einer neuen Zeit, und dies-

mal sollte die Hoffnung nicht täuschen. Heute, in einer anderen Winternacht, schlagen die Flammen empor unter den dunklen Bäumen von Bismarck's Garten, dem Heimkehrenden noch einmal Alles zurückrufend, was sich seitdem in einem Vierteljahrhundert begeben.

Und abermals, nach einem Jahre, der schönste Festtag von allen, der 22. März 1887, der neunzigste Geburtstag des Kaisers. Diesen März- und Frühlingstag wird man nicht vergessen. So lange die Linden stehen, zweihundert Jahre und mehr, haben sie keinen Festtag gesehen, wie diesen, wo die Souveräne von Europa, sie selbst, ihre Thronerben oder nächsten Verwandten, sich hier versammelten um das geheiligte Haupt des Kaisers, wie um ein ideales Oberhaupt; wo die Fremden aus aller Welt und die Stämme Deutschlands aus allen Gauen hier zusammenströmten und in den Huldigungen und Segenswünschen, dem erlauchten Greise dargebracht, der im Dienste seiner Pflicht das Patriarchenalter erreicht und überschritten hatte, zugleich Etwas lag wie eine große und allgemeine Anerkennung von Berlin — sie, die lange im Schatten gestanden, nun „eine Fürstin unter den Städten und eine Königin in den Ländern." Fürwahr, ein Frühlingstag, wie losgelöst aus der harten Schale des Winters; nach vielen

dunklen und bangen Wochen ein Morgen voll sanften Sonnenscheins und sonntäglicher Stille. Die Glocken läuten; mit Musik und Fahnen, flatternd im Winde, ziehen die Schulen dahin über den Kirchplatz: ein langer Zug, langsam verschwindend unter dem Portale der Kirche. Die Musik verstummt; Orgel und Choral beginnen. Kein Kanonendonner heut. Aber wo eine Kirche ist im stundenweiten Umkreis von Berlin, da läuten die Glocken und wallen die Beter ins Gotteshaus. Wir sind hier weit vom Mittelpunkte Berlins, wo heute der Puls seines Lebens klopft; aber auch wir spüren ihn und sind davon ergriffen. Auch hier, wohin ich blicke, fröhliche Zeichen des Festes, Fahnen und Kränze; mit bunten Wimpeln hat sich der Mastbaum des Apfelkahns geschmückt; ich sehe, durch den leichten Morgenduft, wie sie sich hin- und herbewegen dort hinten, über dem Wasser, an der Königin-Augustastraße; und hier, an der Ecke der Sigismundstraße steht eine einsame Droschke. Das Droschkenpferd schaut sinnend vor sich nieder, wie Berliner Droschkenpferde thun; aber hinter jedem Ohre, links und rechts, trägt es an einem Stäbchen ein Fähnlein von Papier und auf seiner Stirn ein kleines Bild des Kaisers. So hat es sein Herr zum heutigen Tage herausgeputzt. In der Potsdamer Straße herrscht ein ungewohntes Treiben; es ist, als ob der ganze Westen auf der Wanderung wäre. Die

Pferdebahnwagen und Omnibusse haben Guirlanden von Tannenzweigen, mit Blumen aus Papier dazwischen. Je näher den Linden, je voller die Woge, die dem Brandenburger Thor zufluthet und unaufhörlich durch seine Säulengänge sich auf den Pariser Platz ergießt, den Strom der Menschenmenge schwellend unter den Linden. Durch das feine Geäst der nackten Bäume flimmert die Sonne; Licht und Schatten vertheilt sich, und das wundervolle Bild prangt in den reinen Farben des Frühlings-Vormittags. Das Gewühl wird stärker von der kleinen Mauerstraße ab, und in der Nähe der Passage so stark, daß man nur noch schrittweise, zuweilen aber auch gar nicht mehr vorwärts kommt und mehr geschoben wird, als eigentlich geht. An Kranzler's Ecke, wo die Friedrichsstraße mündet, wird es undurchdringlich. Alle Dialecte vernehme ich, den sächsischen, den schwäbischen, den fränkisch-mitteldeutschen. Japanesen mit ihren gelblichen, feinen Gesichtern und Chinesen mit langem Zopf sind im Gedränge. In vier Reihen, zu beiden Seiten der Linden, stehen die Wagen, einer hinter dem anderen, minutenlang unbeweglich und dann, nach kurzem Ruck, abermals stillhaltend. Ueber der wogenden, sich langsam fortwälzenden Masse sieht man, aus der Friedrichsstraße, die Omnibusse vorbeigehen, bis oben hinauf mit Menschen beladen, mit Wimpeln und Fahnen bedeckt. Ein Menschenstrom,

der sich quer durch die Wagenreihe nach der freieren Mitte der Linden drängt, nimmt mich mit, und hier, Athem schöpfend, bin ich wieder unter meinen Freunden, den Verkäufern von Bildern, den Händlern und Händlerinnen, alle mit ihren Körben und Kasten, und alle mit ihren gellenden Stimmen. Aber ihre Zahl hat sich verzehnfacht. „Hier noch das neueste Kaiserbild!“ — „Die Kaiserblume!“ — „Das Kaiserhaus!“ — „Das Kaiseralbum!“ — „Die Kaiserbüste!“ — „Die Kaisermedaille!“ — Die kleinen Kinder haben Fahnen in der Hand mit dem Porträt des Kaisers in leuchtenden Farben, und fast Alle, Männer wie Frauen, eine Kornblume vorn an der Brust. Vom schönsten Blumenflor umgeben, aus hohen Palmen und Lorbeerbäumen ragt das Denkmal Friedrich's; über dem Palais weht die Purpurstandarte der Könige von Preußen, und fern, über dem alten Königsschloß, zu Kölln an der Spree, die goldene deutsche Reichsfahne mit dem Eisernen Kreuz und dem Wahlspruch der Preußen: „Gott mit uns!“ — Die Kaiserfahne, das Reichspanier. O, wie das Herz jubelt, es zu sehen! Und Berliner Jungen sitzen in den kahlen Bäumen um das Denkmal herum, bis hoch hinauf an den obersten Aesten hängen sie, wie die echten Berliner Früchte, diese Straßenjungen, die der alte Fritz so geliebt, wenn sie Purzelbäume vor ihm herschlugen! Jedesmal auffauchzend, wenn

eine Hofequipage ſich zeigt, und das Signal gebend zu einem weithinſchallenden brauſenden „Hurrah!“, wenn ſie zur feierlichen Auffahrt naht — Zweiſpänner, Vierſpänner, Sechsſpänner, immer zuerſt nur die Köpfe der Pferde und der Jockeys über der dichtgeſtauten Menſchenfluth ſichtbar, bis ſie die Rampe vor dem Palais hinanfahren und auf der entgegengeſetzten Seite wieder herabkommen, ein Galawagen nach dem anderen, die ſchönſten, die man je geſehen, mit ſilbernen Kronen oder Adlern an den vier Ecken, mit meſſingbeſchlagenen blitzenden Rädern und goldſtrotzenden Decken, die Pferde mit Quaſten und Troddeln und rothſeidenen Zügeln, die Kutſcher und Lakaien in ſchwergeſtickten Livreen, mit Mützen von ſchwarzem Sammt oder Perrücken und Dreimaſtern oder Federhüten. Und dann wieder ein Piquet berittener Schutzmannſchaft, der Lieutenant an der Spitze, den Weg frei machend in den ſich immer wieder ſchließenden Haufen oder von der ſtilleren Dorotheenſtraße herſprengend, daß der Boden unter ihnen dröhnt. Und mitten in dieſer unausſprechlichen Fülle der Geſtalten und Farben, in der man nichts Einzelnes mehr erkennt, ſondern nur das fortwährend bewegte Ganze ſieht, in jeder Minute ein neues, und doch immer wieder dasſelbe große, glänzende Bild — mitten in dieſer Pracht von Paläſten und Häuſern und Schaufenſtern mit ihren

von Tausenden bewunderten Zierrathen, Marmorbüsten und kostbarem Blumenschmuck, fällt mir plötzlich die Droschke wieder ein, da draußen an der Ecke der Sigismundstraße, und ich denke, der Kaiser, um den jetzt in großer Cour die Gewaltigen dieser Erde stehen, wenn er sie sehen könnte, die Droschke, den Mann und das Pferdchen mit den zwei Fähnlein hinter den Ohren und seinem Bild auf der Stirn: er würde gewiß auch daran seine Freude haben.

Einen besonderen Zug noch hatte dieses Fest, welches seine Popularität erhöhte und es so recht zum Feste der Gesammtheit machte: die Betheiligung der Jugend, der deutschen Studenten. Denn der Student ist noch immer eine Lieblingsfigur unseres Volkes, und wo er sich zeigt, kommt ihm von selbst ein herzliches Wohlwollen und die Freude an seiner Erscheinung entgegen. Man erblickt in ihm die Verkörperung alles dessen, was das Leben an Poesie, Freiheit, Frühling und fröhlicher Hoffnung hat. Auch in Berlin ist eine bemerkenswerthe Veränderung in dieser Hinsicht vorgegangen. Früher, als Berlin, verglichen mit dem, was es jetzt ist, noch eine provinziale Stadt war, verschwand der Student in der Bevölkerung; er trat aus ihr nicht heraus, und wenn der deutsche Student von auswärts hierher kam, so wußte er, was ihm bevorstand. Er

legte Band und Cerevis ab, kaufte sich einen Cylinderhut, zog Glacéhandschuhe an, und machte sich „patent". Ich brauche nur an meine eigene Studentenzeit zu denken, um mir alles Das zu vergegenwärtigen. Hier spielten wir keine Rolle, wie wir in unseren kleinen Universitätsstädtchen sie gespielt hatten; hier galt der Bursche nichts, und wenn er in „vollem Wichs" über die Straße ging, so sah man ihm nicht nach, oder wenn man ihm nachsah, so war es mit einer spöttischen Bemerkung, nicht mit Bewunderung. Wir fühlten uns sehr unglücklich in unseren kalten, kahlen Wänden drei Treppen hoch, in der Mittel- oder Dorotheenstraße; die Nüchternheit des damaligen Berlins hatte sich auch über das Studentenleben gelegt, und mit Wehmuth und Sehnsucht im Herzen gedachten wir der winkligen Gassen bergauf, bergab, und der Giebelhäuser, über denen wir so manchmal den Mond hatten scheinen sehen, oder des Flusses, des blühenden Thales und des Waldes, an dessen Rande wir schöne Sommerabende verbracht, um ein Fäßchen, mitten im Grün gelagert, Freundschaften schließend oder neu besiegelnd, während die niedergehende Sonne durch die Zweige schimmerte. Wir gedachten der seligen Morgenstunden, die wir, Jeder allein mit seinem Bande Schiller oder Goethe — Goethe's Faust war unser Evangelium — unter blühenden Bäumen im Gärt-

chen hinter unserem Hause zugebracht; der lustigen Ausflüge, zu Wagen, zu Pferd, zu Fuße, manchmal erst spät in der Nacht unternommen, wenn wir von der Kneipe kamen, so daß wir uns bei Tagesanbruch in einem ganz fremden Städtlein befanden. Wir gedachten auch der Couleurbälle, der Picnics und der schönen Damen — dieser feingebildeten, jungen Mädchen, die für Alles mitschwärmten, was in Dichtung und Leben uns begeisterte, die sich in unsere Stammbücher schrieben und denen wir unsere ersten Verse widmeten. Höher, es muß eingestanden werden, gingen unsere Aspirationen nicht. Der Student von damals war ein anderer als der Student von heute. Dieser, oder ich müßte mich sehr täuschen, begeistert sich nicht mehr für den Mondenschein, und er thut vielleicht Recht daran; er schwärmt nicht mehr. Er ist eine praktische, prosaische Natur geworden — nein, ich will sagen, seine Poesie hat eine neue Form angenommen und sich mit einem Inhalt erfüllt, welcher den heutigen Lebensbedingungen angemessener ist.

Sein Commersbuch ist ein anderes geworden, seitdem die Scheffel'schen Lieder dasselbe beherrschen; ich will auch gegen diese nichts sagen — gewiß nicht: aber es war doch etwas Anderes, von dem Bande, das zerschnitten, von der alten Burschenherrlichkeit und der alten Treue zu singen, als von

dem Ichthiosaurus und dem Walfisch von Askalon. In unseren Gesängen wehte noch Etwas von dem Hauch einer Zeit, die voll Pietät und selbst Autoritätsglauben war; diese tragen den Stempel der modernen Wissenschaft und Weltanschauung. Wir lebten noch halb in der Vergangenheit; sie leben ganz in der Gegenwart — und wohl ihnen, daß ihr Loos so gefallen. Sie sind besser daran, als wir es gewesen. Wir waren Träumer, und unser Reich war in der Sehnsucht, in den Liedern, in den Wolken; sie sind zum Handeln berufen und stehen auf dem festgegründeten Boden einer großen Wirklichkeit. Sie haben den Idealismus eingebüßt, der einst — unser einziges Besitzthum — uns beglückte; doch sie haben dafür Etwas gewonnen, was — wenn sie es recht begreifen — schöner, erhabener und fruchtbarer ist: den Patriotismus. Ihr Patriotismus hat, was dem unsrigen gefehlt, einen Gegenstand, und was kann, so betrachtet, idealer sein, als die Liebe zum Vaterlande, die Hingebung an ein Allen gemeinsames, theures Ganzes, das unter schweren Opfern errungen ward und, wenn die Stunde gekommen, unter nicht minder schweren Opfern zu behaupten sein wird? Die bevorzugten Träger dieses nationalen Gedankens sind die deutschen Studenten, und als solche erschienen sie, wurden sie begrüßt bei dem Kaiserfeste des 22. März. Es ist nicht ihre ver-

mehrte Zahl, welche sie jetzt deutlicher erkennbar macht in der unterdeß ja auch so mächtig geschwellten Masse des Berliner Lebens: es ist vielmehr der Umschwung in den politischen Verhältnissen. Von allen öffentlichen Huldigungen, die ihm zugedacht waren, hatte der Kaiser nur diese der Studenten zugelassen. Tausende waren von allen deutschen Hochschulen gekommen, um sich mit den abermals Tausenden der hiesigen Universität zu vereinen. Ihre bunten Bänder und Mützen, ihre Schläger und Fahnen, ihre malerischen Trachten und ihre frischen, kräftigen Gestalten tauchten überall leuchtend aus den wogenden Volksmengen empor, und überall wurden sie mit Enthusiasmus empfangen. An diesem Tage ward ein neues, starkes Band geknüpft, eines, das — so wollen wir hoffen — niemals mehr zerschnitten wird, zwischen der deutschen Reichshauptstadt und den deutschen Studenten. Ihr Fackelzug eröffnete den Reigen der Festlichkeiten; in einer langen feurigen Linie, zu beiden Seiten flankirt von endlosen Zuschauerhaufen und einer ununterbrochenen Kette von Schutzleuten, zog er sich dahin durch die Frühlingsnacht, von der Universität die Linden hinunter, Halt machend zuerst vor dem Palais des Kaisers, dann in der Wilhelmsstraße, vor dem Palais Bismarck's, dem sonst um diese Abendstunde so stillen, dunkeln Hof, heute strahlend von Gas, und

der Kanzler selber, die Militärmütze tief über die Stirn gezogen, am offenen Fenster; von hier durch die Voßstraße nach dem Thiergarten und den Zelten — eine Strecke Weges von gut einer Stunde. Wer jetzt auf der Siegessäule stände, würde diese Straße sich bewegender Lichter in allen ihren Windungen zurückverfolgen können bis zum Ausgangspunkt. Noch ist es ruhig im Thiergarten; Bürgersleute mit ihren Frauen und Kindern promeniren in den Alleen, und an den Ecken derselben, wo die großen Fahrstraßen abzweigen, halten die Wagen, wie wir sie bei solchen Gelegenheiten kennen — Schlächterwagen mit improvisirten Sitzen, Milch-, Bäcker- und Gemüsewagen, mit Stühlen darin und den behäbigen Damen von der Profession darauf — Alles in der zunehmenden Dämmerung, die langsam in das Abenddunkel übergeht. Menschenleer ist die Gegend bei Kroll und den Zelten, nur hier und da ein spärliches Lichtchen und in kurzen Distanzen von einander, in vollkommener Finsterniß, der Schutzmann. Eine Stunde vergeht. Es ist acht Uhr. Jetzt ein dumpfes Brausen von der Stadt her, welches stärker wird, indem es sich naht; ein erster röthlicher Schein färbt die nackten Wipfel der Bäume rings im Umkreis, und die Nacht beginnt zu weichen. Flackernd, vom Winde bewegt, kommt Flamme nach Flamme hintereinander herdrängend, den Platz umzirkelnd und

umzüngelnd, der nun, bis in den dunkeln Himmel hinauf, wie von einer Feuersbrunst raucht und glüht. Es ist der Platz, heut ein Sandplatz*), wo sich im vorigen Jahrhundert das elegante Leben des Thiergartens abspielte und von welchem aus sieben Alleen gepflanzt waren, den sieben Kurfürsten des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zu Ehren. Alt und knorrig sind diese Bäume geworden, und durch ihre Kronen und Zweige stäubt und rieselt es jetzt wie ein Regen von Funken. Fackel um Fackel wird hoch in die Luft geschwungen, dreht sich um sich selber in einem Flammenring und stürzt knisternd zu Boden, eine nach der andern; hunderte, tausende, thürmen sich, häufen sich, das ganze Halbrund vor den alten Kurfürstenalleen in einen lodernden Heerd verwandelnd, um welchen die beständig wachsende Menge sich bewegt — phantastisch angeglühte Gestalten und huschende Schatten, Fahnen, von unsichtbaren Händen getragen, halb in Licht getaucht und halb in Nacht verhüllt — und immer neue Fahnen, bis der Kreis sich geschlossen hat — und nun Musik, während der Qualm des brennenden Pechs und der harzigen Scheite sich zu dichten, schwarzen Wolken ballt, der langsam dahinzieht und vom Winde niedergedrückt sich senkt, magisch durchzuckt von den selt-

*) Seine Verwandlung in einen allerliebsten „Schmuckplatz" datirt erst vom Sommer 1887.

ſamſten Farben — und jetzt Geſang und das »Gaudeamus igitur«. Wir Alten, die wir es hören, erheben uns und ſingen es mit, leiſe, tief bewegt, das Lied unſerer Jugend, aller Derer gedenkend, der guten Commilitonen, die vor uns dahingingen, die mit uns geträumt und geſungen und gerungen haben, und dieſen Tag nicht mehr erleben ſollten, und als wir zu Ende ſind — »pereat tristitia« — da war Alles dahin, zuſammengeſunken, verlöſcht, verſchwunden, und Nacht und Stille wieder unter den alten Thiergartenbäumen.

Als ich aber am andern Abend, heimkehrend von der Illumination, von dem Friedrichsdenkmal, den Lichterguirlanden und Flammenkronen, aus welchen die ſchweigſame Figur des großen Königs ſich in die Nacht hob, und vom Brandenburger Thor, auf welchem, von rothem Feuer erleuchtet, die Göttin gigantiſche Schatten warf, da ſah ich fern im dunſtigen Horizont, da wo Kroll iſt, eine ſilberne Wolke ſtehen. Es war das elektriſche Licht, unter welchem die letzten Herren Studioſen noch immer beim Frühſchoppen ſaßen. Und als ich durch die Wagenreihen, die hier hielten, eine halbe Stunde ſpäter mich endlich durchgedrängt hatte nach meiner jenſeits allen Feſtjubels liegenden, ſtillen Straße, da vernahm ich vor mir ein ſeltſames Geraſſel auf den Steinen. Bei dem nicht ſehr ausgiebigen Schein unſerer

Straßenlaternen unterschied ich demnächst eine schwankende Gestalt und erkannte, als ich herankam, einen jungen Burschen in Koller und Kanonen, mit Cerevis und Schärpe, den Säbel hinter sich her schleppend und selber mühsam gegen Wind und Wetter ankämpfend — denn es hatte zu regnen begonnen. Ich hätte ihm gerne meinen Arm angeboten; aber mit den Herren in dieser Verfassung ist nicht gut reden, und indem ich ihn seinem Schicksal überließ (das ihn hoffentlich sanft geführt haben wird), umsummte mich noch einmal der Refrain des alten Studentenliedes:

O jerum, jerum, jerum!
O quae mutatio rerum!

II.

Wie gut ich sie kenne, die Häuser unter den Linden, als ob jedes von ihnen seine Geschichte mir erzählt hätte, die eigene und die der Leute, die darin gewohnt haben. Fast ein Menschenalter lang bin ich an ihnen vorbeigegangen, in guten und bösen Tagen, habe mir ihre Physiognomie eingeprägt und an ihren Schicksalen in gewisser Weise Theil genommen; habe alterthümliche Paläste mit weiten, öden Räumen gesehen, wo jetzt schimmernde Café's und glänzende Restaurants sind, und wiederum verwitterte Gebäude des vorigen Jahrhunderts, wo jetzt stattliche Paläste sich erheben. Ich habe sie sowohl ihre Bewohner als ihre Bestimmung wechseln sehen, und alle diese Wandlungen als Beobachter mit ihnen durchgemacht. In viele derselben, ja in die meisten bin ich, während dieser langen Zeit, persönlich gekommen; in einigen habe ich eine Gastfreundschaft genossen, deren Andenken die Gastgeber überlebt hat, in anderen die Bekanntschaft bedeutender Männer

und schöner Frauen gemacht, die beide nicht mehr sind, und in einem viele, viele Stunden verbracht, welche zu den lehrreichsten, wenn nicht zu den angenehmsten meiner jüngeren Jahre zählen. Das Haus existirt nicht mehr; es stand da, wo jetzt der Eingang zur Passage sich öffnet, und es war das Haus Nr. 23. Obwohl lange verschwunden, sehe ich es noch deutlich vor mir mit seinen gelben Wänden und vielen Fenstern, langgestreckt, zwei Stockwerke hoch, die Thüre beständig offen, der Flur dunkel, die hölzernen Treppenstufen ausgetreten — kein sehr wohnliches oder einladendes Haus. Im Erdgeschoß war ein kleiner Cigarrenladen, im zweiten Stock ein Restaurant, das nur noch wenig frequentirt ward, und ein Ballsaal, in dem nicht gerade die beste Gesellschaft von Berlin tanzte. Der erste Stock beherbergte die Redaction des „Bazar", jener Frauenzeitung, welche damals auf der Höhe ihres Ansehens und ihrer Abonnenten stand; ich glaube sie hatte deren über eine Viertelmillion. Ich redigirte den belletristischen Theil. Niemals aus meiner Erinnerung werden diese Bazartage schwinden. Sie fingen an mit großen Illusionen. Dieses unbekannte Publikum von einigen Hunderttausenden, und die Mehrheit von ihnen Frauen, junge Frauen natürlich, geistreiche, schöne Frauen — das gab meiner Phantasie wundersamen Spielraum und lockte sie wie zu

weiten Fernen. Ich entsinne mich noch der ersten Enttäuschung, als eine Correspondentin, die nach ihren zierlichen Briefen ich mir nicht reizend genug ausmalen konnte, nun eines Tages persönlich erschien — ein ältliches Fräulein, welches mich plötzlich auch in Bezug auf ihre Schwestern in Apoll mit einigem Zweifel erfüllte. Mich hatte ferner der Gedanke gelockt, daß dieses Weltblatt — wie wir es mit Vorliebe nannten — einen Einfluß besitzen und ausüben müsse, welcher seiner ungeheuren Verbreitung entsprach. Ich wußte damals noch nicht, daß Plato nur zwölf Leser gehabt; daß diese zwölf aber „das Salz der Erde" und die geistigen Beherrscher der Menschheit gewesen. Und dennoch war die Arbeit nicht ganz verloren. Ich sammelte Erfahrungen, unerläßlich für Denjenigen, der sich zu größeren und ernsteren Aufgaben vorbereitet. Denn das „Redigiren" war nun einmal mein Loos und meine Wahl. Schon auf dem Gymnasium zu Rinteln gab ich ein Blättchen heraus, welches, auf großen Bogen sauber geschrieben, allwöchentlich einmal erschien und im Kreise der Mitschüler bei Kaffee und Kuchen verlesen ward. Ich glaube, daß ich diesen Eifer für Alles, was Zeitungen und Zeitschriften heißt, von meinem Vater geerbt habe, der auch kein Blatt liegen sehen konnte, ohne darnach zu greifen. Später, in London, ward ich nicht müde, die „Reviews" und

„Magazines“ zu ſtudiren, und ich kehrte nach Deutſchland zurück mit dem lebhaften Wunſch, etwas Aehnliches zu ſchaffen. Ich unternahm es, und es mißlang. Dieſe Schul- und Lehrjahre des „Bazar“ aber förderten mich auf meiner Bahn. Was bisher eine nebelhafte Vorſtellung geweſen, ward jetzt zur greifbaren und nicht ſelten harten Wirklichkeit für mich; ich lernte vor Allem mich beſcheiden, lernte um des Zweckes Willen meine Perſon unterordnen, lernte Neigungen unterdrücken und Abneigungen überwinden, lernte Rückſichten nehmen und Empfindlichkeiten ſchonen, um Etwas erreichen zu können, was über dieſen beiden ſtand, und übte mich in der ſchweren Kunſt, zwiſchen den Anſprüchen der Mitarbeiter und denen der Leſer zu vermitteln, um ſie zuſammen nach dem beabſichtigten Ziele hinzuleiten. Es war kein beſonders hohes Ziel für diesmal, aber es war doch eins — eine Zwiſchenſtation, der ich mit dem Gefühle der Befreiung den Rücken kehrte, ohne darum zu vergeſſen, was ich ihr ſchuldete.

Dieſe perſönlichen Erinnerungen ſind es nicht allein, ja ſie ſind es nicht einmal hauptſächlich, welche das Haus Nr. 23 unter den Linden mir denkwürdig machten, ſo lange es ſtand, und nun, wo die Paſſage, Caſtan's Panoptikon, Läden und ein beſtändig hin- und herfluthender Menſchenſtrom an ſeiner Stelle ſind, mir das Verſchwundene, längſt

Hingegangene wieder zurückrufen. Oft, an ſtillen Abenden, wenn es mir über einem Manuſcripte ſpät geworden, wenn die Redaction leer und ich allein war, in dieſen ſchwach erhellten, langen und niedrigen Zimmern mit den zahlloſen Fenſtern und Thüren, dann begann es in der Einſamkeit lebendig zu werden — die Thüren bewegten ſich, vor den Fenſtern, von denen aus ich die Linden dreimal grün werden und dreimal ihr Laub verlieren ſah, drängten ſich die Menſchen, um gleichfalls hinauszuſchauen; Stimmen riefen, mit einem eigenthümlich zitternden, ſchwachen Ton; kleine Glocken ſchellten, und Gläſer klangen mit einem Kichern dazwiſchen, wie in ſeiner Fröhlichkeit erſtickt — Schleppen rauſchten durch den Gang, und Roben von ſchwerer Seide kniſterten auf den Treppen — waren es die mit allerlei Stoff bekleideten Modellpuppen der Hinterzimmer, welche verhext hier plötzlich umherwandelten und mir einen Beſuch abſtatten wollten in der Redaction des „Bazar“? Die Gemächer füllten ſich, immer größer wurde die Menge der bunten Gruppen, alle in den ſchönen Trachten des vorigen Jahrhunderts; es waren Cavaliere darunter im Hofcoſtüm und Fürſten mit dem Stern auf der Bruſt, ein Maskenzug, wie ich noch niemals einen geſehen, endlos, an mir vorübergehend, immer mehr und immer neue, Männer mit einem verſchmitzten Lächeln um die Lippen, Frauen

mit einer ſüßen Melancholie des Blickes, ſtolze Figuren im Hermelin und im Purpur, in Atlas und Brocat, mit Gold und mit Treſſen, mit Puder und Schminke, mit Zopf und hoher Friſur — und nun auf einmal mitten in dieſem Gedränge, welches Eile zu haben ſchien, zwei Geſtalten, welche zögern, ſtill ſtehen, zurückbleiben, während alle anderen wie die Schatten dahinſchweben, unterſinken, in Nichts zerfließen — zwei Geſtalten, der Ewigkeit angehörend und trotzdem uns gegenwärtig, als ob ſie noch unter uns wären — ein Jüngling der Eine, ſchön wie der junge Morgen, heiter, ſieghaft, überſprudelnd in der Fülle ſeiner Kraft; ein Mann der Andre, weit noch von der natürlichen Grenze des Lebens, und doch ſchon gebeugt, hochgewachſen, hager, mit einem feinen, blaſſen, durchgeiſtigten Geſicht und einem Paar wehmuthumflorter Augen, in welche zu blicken das Herz zu Thränen bewegt — der Eine am Anfang einer langen, ſonnigen, glorreichen Zukunft, der Andere am Ende eines allzukurzen Erdenwallens und Beide von Jenen, die nur ſterben, um unſterblich zu ſein: Goethe in ſeinem dreißigſten Lebensjahr und Schiller ein Jahr vor ſeinem Tode.

Nein, dies iſt keine Phantaſie; verſchwunden ſind all' die ungezählten Andren, die mit ihnen gekommen, dieſe beiden aber ſind geblieben, und dies hier, dies Haus Nr. 23 unter den Linden, war der

alte berühmte Gasthof „Zur Sonne", den meine Leser nun schon kennen. Er traf am 15. Mai 1778 hier ein, der junge Goethe, in Begleitung seines Herzogs, und theilte acht Tage, bis zum 23. Mai, zwischen Berlin und Potsdam, wo er auch den großen König sah, ohne jedoch ihm näher zu kommen. Es war das erste Mal und das einzige, daß Goethe Berlin sah. Er sah es mit den „großen, hellen Augen, in denen der ganze Goethe strahlte", wie die Tochter der Karschin (nachmals Frau von Klencke) an Gleim schrieb. Es war der Goethe, der den „Götz von Berlichingen" und den Werther geschrieben und auch in Berlin Tausende von Herzen hingerissen und gewonnen hatte. Er bewunderte „die Pracht der Königstadt, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nicht wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit, für sie geopfert zu werden"*). Er hat niemals in seinen jungen Jahren Gefallen an Berlin gefunden; ja, er war gegen dasselbe mit einem mächtigen Vorurtheil erfüllt. Noch aus Leipzig schreibt er (October 1766) über einen Jugendfreund an seine Schwester: „Er wird in Berlin schon zugestutzt werden, und ich befürchte, vielleicht nur zu sehr, denn ich glaube, es ist jetzo in ganz Europa kein so gottloser Ort als die Residenz des Königs

*) An Frau von Stein. Berlin, den 17. Mai 1778.

in Preußen“*). Berlin, nachmals die Wiege seines Weltruhms, war jetzt der Sitz seiner Gegner. Friedrich selbst mit seiner erlauchten Hand schrieb gegen den Dichter des „Götz“. Ramler und Nicolai waren seine Freunde nicht, und Mendelssohn, wiewohl er ihn schätzte, besuchte Goethe nicht, wahrscheinlich wegen der nahen Beziehungen desselben zu diesen Beiden. Dagegen war er zweimal in der Malerwerkstatt Chodowiecki's; vor allen Künstlern, die das Zeitalter Friedrich's verherrlichten, verehrte Goethe „über die Maßen“ diesen, der das alltägliche Leben so reizend nachzubilden verstand. Der Weg war kurz von der „Sonne“ zu ihm und ganz in der Nachbarschaft: nur noch ein Stückchen Linden hinauf und dann durch die Charlottenstraße, rechts. Hier, „im oberen Theil der Behrenstraße, nicht weit vom Opernhausplatz“ wohnte Chodowiecki, wie es in der gleichzeitigen Ausgabe von Nicolai's Berlin, in dem Verzeichniß „jetztlebender Künstler, Maler“ ꝛc. heißt (S. 1014). Das Haus, welches heut an dieser Stelle der Behrenstraße steht und die Nr. 31 trägt, ist, dem palaisartigen Gebäude der Discontogesellschaft gegenüber, gleichfalls einer von unsren modernen Banquierpalästen, aus dem Anfang der siebziger Jahre, und eine sehr traurige Geschichte von

*) Goethe-Jahrbuch, 1886, S. 50. — Weimarer Goethe-Ausgabe, Goethe's Briefe, I, 81.

stolzen Hoffnungen, in früher Morgenstunde jäh zertrümmert, verknüpft sich mit seinen ersten Tagen. Friedlicher, freundlicher als jetzt, wo die Behrenstraße bis über den Opernhausplatz hinaus fast ganz die Straße der großen Banken und Banquiers geworden, sah es hier aus im vorigen Jahrhundert, als stille, kleine Häuser hier waren mit stillen, kleinen Gärten. Ein solches Haus mit einem Gärtchen dahinter, in welchem „zwei schöne Birnbäume" standen, war auch das Chodowiecki's. In demselben hatte der Meister, kurz vor Goethe's Ankunft, sich jenes behagliche Heim geschaffen (1777), dessen Ausstattung und Einrichtung wir in seinem »Cabinet du Peintre« und neuerdings in dem Hintergrunde zu Paul Meyerheim's wundervollem lebensgroßen, für Chodowiecki's Vaterstadt Danzig gemalten Porträt wiedererkennen. So wie Meyerheim ihn darstellt, mag Goethe den jovialen Fünfziger bei der Arbeit gesehen haben, im großgeblümten Schlafrock, über den mit Malergeräth bedeckten Tisch, den Grabstichel in der Hand; und so, nach dem ersten Besuch, vom 16., kam er, vier Tage später, ein zweites Mal hierher, diesmal begleitet von seinem Herzog, wie es im Tagebuche heißt: „20 zu Chodowiecki mit A." *) Eine Gedenktafel schmückt jetzt das Haus mit folgender Inschrift:

*) Goethe's Tagebücher. Weimarische Ausgaben, I, 67.

„Hier wohnte Daniel Chodowiecki von 1777 bis zu seinem Tode am 7. Februar 1801. Seinem Andenken die Stadt Berlin, 1885" — und ich muß sagen, daß es mir weniger schmerzlich ist, diesem Hause vorüberzugehen, seitdem aufs Neue die Namen Chodowiecki's und Goethe's darüber schweben. Auch die Karschin hat er besucht in einem Häuschen, das, von Linden beschattet, nahe am Hacke'schen Markt in einer geräumigen Vorstadt am Thore lag, dem heutigen dicht bevölkerten Spandauer Revier; Dankbarkeit und Herzensgüte hatten ihn dahin geführt, zu der vom Glücke gerade nicht verwöhnten Frau, „geb. Dürrbachin", welche ihm, nachdem sie ihn in seinem Wirthshause verfehlt, ein Gedicht gesandt mit langen und kurzen Zeilen, großen und kleinen Anfangsbuchstaben, ohne Orthographie und Interpunktion: „am göthe zu Berlin Monttags den 18. May 1778." Für ihn, den Götterliebling, gab es damals keinen Zwang; er gehorchte dem Impuls seines großen und edlen Herzens. Ein gewisser Burrmann, Candidat der Gottesgelahrtheit, ein bescheidener Mann, damals Redacteur an der „Spener'schen Zeitung" und sonst der Nachwelt unbekannt, hatte ihm einmal nach Weimar in herzlich verehrender Weise geschrieben. Bei Diesem, während seines Berliner Aufenthaltes tritt eines Morgens Goethe herein. Burrmann kennt ihn nicht. Als Goethe sich genannt,

wirft der Candidat der Theologie sich auf den Boden und wälzt sich wie ein Kind darauf herum. Auf Goethe's Frage, was er habe, gibt Jener zur Antwort: „Ich kann meine Freude über Sie nicht besser ausdrücken." Worauf Goethe: „Nun dann will ich mich auch zu Ihnen legen." Und so lagen sie Beide auf den Dielen des Zimmers*).

Ovationen anderer Art wurden Schiller bereitet, als er sechsundzwanzig Jahre später, im Mai 1804, hierherkam. Es existirt noch eine Karte des hiesigen Fremden-Meldeamts, auf welcher es heißt: „Angekommene Fremde: Den 2. Mai Herr von Schiller, Hofrath, kommt von Leipzig, logirt Unter den Linden." Das Wirthshaus „zur Sonne" hatte damals seinen Namen schon gegen den moderneren „Russischer Hof" vertauscht; und so steht es auch in der „Vossischen Zeitung" vom 3. Mai. Doch war es noch immer dasselbe Haus. Man weiß, daß die Absicht bestand, Schiller dauernd, oder wenigstens regelmäßig für einen Theil des Jahres an Berlin zu fesseln, als Geschichtslehrer des Kronprinzen und mit einem Sitz in der Akademie, vielleicht auch schon mit einem Hinblick auf die künftig zu begründende Universität; man weiß aber auch, daß die Verhandlungen resultatlos verliefen. Schiller's Ansprüche waren nicht groß

*) Heinrich Pröhle in der „Vossischen Zeitung", 15. Mai 1878, vierte Beilage.

— zweitausend Thaler jährlich — man bedenke: sechstausend Mark, und diese Summe zu nennen, erlaubt ihm noch nicht einmal die Bescheidenheit, wie er sagt. Schiller scheint sich mit dem Gedanken einer Uebersiedelung schon ganz vertraut gemacht zu haben; Berlin gefällt ihm. „Es ist dort eine große persönliche Freiheit," schreibt er an Körner, „und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben." Frau von Schiller, die den Gemahl auf dieser Reise begleitet, will ihn in seinen Entschlüssen nicht stören; aber sie weint fast vor Freude, als sie Thüringens erste Bergspitze wieder erblickt. „Ich wäre recht unglücklich in Berlin gewesen," schreibt sie an Fritz von Stein, als der Plan sich längst zerschlagen (9. December 1804). „Die Natur dort hätte mich zur Verzweiflung gebracht." Aber die Tage, die sie in Berlin verbrachten, vom 1. bis 17. Mai, waren dennoch Festtage für Beide — und ach, ihre letzten! Die Königin empfing ihn; die Freunde, alte und neue, Hufeland, der große Mediciner, im Jahre 1798 als Leibarzt des Königs von Jena hierher berufen, Fichte, der Philosoph, Woltmann, der Historiker, Zelter, der Musiker, die führenden Männer des damaligen Berlin und seine geistreichen Frauen umringten ihn. Die Daten in Schiller's Kalender zeigen, wie besetzt er war, Mittags und Abends, mit Oper, Schauspiel und Concert vorher und nach-

her. Allen voran in den Veranstaltungen glänzender Gastlichkeit ging der Director des Königlichen Nationaltheaters, Iffland. Altersgenossen diese Beiden, waren sie Kameraden gewesen in der Mannheimer Zeit, den Tagen der „Räuber" und des „Fiesko". Seitdem hatte Schiller die Höhen des Ruhms erstiegen, und Iffland, obgleich sein Loos in dieser Hinsicht bescheidener gefallen, war dennoch, nicht unverdient, zu einer ansehnlichen Reputation, zu Wohlstand und Einfluß gelangt. Er hatte als Schauspieler seine Triumphe gefeiert, hatte Stücke der mittleren Gattung verfaßt, welche seinen Namen noch heut in Ehren lebendig erhalten und war nunmehr, in amtlicher Stellung, ein vermöglicher Bürger Berlins geworden. Er besaß ein Haus in der Potsdamer Straße, die man sich freilich nicht wie heute denken muß, mit einem hohen Gebäude dicht neben dem anderen, mit Läden in unabsehbarer Reihe, mit vielem Lärm, Menschengedräng' und Pferdebahngeklingel; sondern als eine stille Straße von vorstädtischem Charakter, „Straße nach Potsdam" genannt und in der That halb noch Landstraße, mit kleinen Häusern, durch weite Zwischenräume getrennt und von Gärten umgeben, so wie wir selber sie noch vor etwa fünfundzwanzig Jahren gekannt haben. Dieses Haus Iffland's, in welchem vor ihm Fleck gewohnt hatte, steht nicht mehr; an seiner Stelle,

Nr. 13, ragt jetzt ein schmaler, hoher Bau von allermodernster Art; doch das Haus nebenan, Nr. 12, Fredrich's Hôtel und Restaurant, mit seinem wohlgepflegten, aber bejahrten Aeußeren und seinen gemüthlichen, aber niedrigen Stuben innen, seinen dunklen Treppen und langen Gängen, in denen es sich nichtsdestoweniger ganz behaglich wandelt, mag uns einen Begriff geben von den bequemen Verhältnissen, in welchen zu Anfang des Jahrhunderts Leute wie Iffland lebten. Immer aber, mit dem beginnenden Frühling siedelte er nach dem Thiergarten über, in ein Landhaus, auf jenem ausgedehnten Terrain gelegen, auf welchem neuerdings, Thiergartenstraße 29 und 29a, zwei Größen der Berliner Finanzwelt sich Paläste gebaut haben. Vor ihnen, auf einem sanft ansteigenden Hügel, der immer mit dem schönsten Grün bedeckt war, stand hier eine Villa mit weißen Säulen und einer Loggia, zur guten Jahreszeit stets mit einem reichen Blumenflor erfüllt, der sich gar lieblich abhob von dem braunrothen, mit pompejanischen Wandmalereien bedeckten Hintergrund. Es war einer der hübschesten Anblicke in dieser damals noch entlegenen Gegend des Thiergartens. Verschwunden ist jetzt die Villa, verschwunden der Hügel, und wir wissen nicht, ob dies Alles genau so zu Iffland's Zeit gewesen. Vielleicht gibt uns die nebenan stehende, noch ganz in ihrer ursprünglichen

Gestalt erhaltene Villa (Nr. 28) ein getreueres Bild davon. In ihr wohnte lang der gute Nachbar (von 1803—1814) und, wie er sich selbst in der, zum Gedächtniß des hundertjährigen Geburtstages dargebrachten Festschrift (1859) nennt, „einer von den wenigen, die noch von Iffland's näheren Freunden am Leben sind“*): „der alte Duncker“, Haupt der bekannten Berliner Familie, Mitbegründer und bis an sein Ende, 1869, Chef der großen Buchhändlerfirma Duncker und Humblot, die seitdem nach Leipzig übergesiedelt ist. Zwischen den modernen Bauten rechts und links liegt diese Villa wie mitten in einer blühenden Wildniß, und gleicht, hinter den uralten, hohen Bäumen und mächtigen Palmengewächsen fast versteckt, mit den Spuren eines vorübergerauschten Jahrhunderts an ihren gelben Mauern, einem Zauberschlößchen, in das man die schönsten Märchen hineinträumen kann. So mag auch die Villa gewesen sein, von der Schiller's Gemahlin in ihrem Entzücken ausrief: „ein Ideal von Gartenwohnung“; und hier, im Monat Mai, als die Nachtigallen schlugen, die auch heute noch den Thiergarten lieben, gab Iffland dem Freunde das opulente Mahl, zu

*) Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der Berliner Bühne ꝛc. Zusammengestellt und herausgegeben von Carl Duncker. Berlin, Verlag von Duncker und Humblot. 1859.

welchem alle Berühmtheiten Berlins sich versammelten. Schwerlich hätte Schiller es ihm erwidern können in seinem kleinen Dichterhäuschen zu Weimar, welches dennoch die Nachwelt nicht aufhören wird, mit Rührung und Liebe zu betrachten. Er war gekommen, um, schon im Hinblick auf seine zahlreiche Familie, hier eine Verbesserung seiner Lage zu suchen; sie ward ihm nicht zu Theil und was auch, für den kurzen Rest seines Lebens, wäre damit gewonnen gewesen? Von der Freundschaft Goethe's bis zuletzt umgeben und von der Munificenz Carl August's so viel als möglich entschädigt, war ihm beschieden, nicht in diesem Berlin, wo die wachsende Fluth der Großstadt so rasch eine Spur der Vergangenheit nach der anderen hinwegspült, sondern an der Stätte zu sterben, die heut eines unserer nationalen Heiligthümer geworden. Aber die Wahrheit ist, daß Iffland sich nicht mit der Uneigennützigkeit und Wärme, die man von ihm wohl erwartet hätte, für den Plan verwandte. Diese Dinge spielen in Briefen und Actenstücken, die spät erst aus unserem Staatsarchiv ans Tageslicht gezogen worden sind*), und bestätigen in merkwürdiger Weise die Worte E. T. A. Hoffmann's, eines feinen Beobachters, der den Personen und Dingen zeitlich noch nahe gestanden:

*) Schiller's Leben und Werke, von Emil Palleske. Berlin, 1859. Bd. II, S. 395.

„Iffland," sagt er*), „dem die Trauerspiele Schiller's, die sich damals trotz allen Widerstrebens hauptsächlich durch den großen Fleck Bahn gebrochen hatten, eigentlich in tiefster Seele ein Greuel waren, Iffland, der — durfte er es auch nicht wagen, mit seiner innersten Meinung hervorzutreten — doch irgendwo drucken ließ, Trauerspiele mit großen geschichtlichen Acten und einer großen Personenzahl wären das Verderbniß der Theater", ꝛc. Schiller, so wollen wir annehmen, hat nichts mehr davon erfahren. Denn Iffland, trotz seiner Meinung über „Trauerspiele mit großen geschichtlichen Acten und einer großen Personenzahl", hatte gethan, was kein kluger Theaterdirector in ähnlichem Falle versäumen wird: während der Anwesenheit Schiller's in Berlin wurden hintereinander, in rascher Reihenfolge fünfmal Stücke von ihm aufgeführt. In der „Vossischen Zeitung" vom 3. Mai, die seine Ankunft meldet, finden wir unter der Rubrik des Königlichen Nationaltheaters: „Heute: Die Räuber. Morgen: Die Braut von Messina". Weiter, in der Nummer vom 8. Mai lesen wir Folgendes: „Königliches Nationaltheater. Den 4. Mai: Die Braut von Messina, Trauerspiel in vier Aufzügen von Schiller. — Der Dichter, der Berlin zum ersten Mal besucht, war bei der Vor-

*) Serapionsbrüder, Bd, IV, S. 142.

ſtellung gegenwärtig. Bei ſeinem Eintritt in die Loge ward er mit allgemeinem Beifall empfangen; freudiger Zuruf hieß ihn herzlich willkommen und wiederholte ſich ſo lange und ſo laut, bis die Muſik begann, welche der Vorſtellung vorangeht. So ehrenvoll hat das Publicum ſeine rege Empfindung für das große Genie ausgeſprochen, dem es der höheren Freuden ſo manche verdankt. Schiller's Ankunft hat überhaupt ein lebhaftes allgemeines Intereſſe erregt, welches auf Achtung und Dankbarkeit begründet iſt." Auch die „Spener'ſche Zeitung" ihrerſeits (in der Nummer vom 8. Mai, — denn damals, wo die Zeitungen nur dreimal wöchentlich erſchienen, ging die Berichterſtattung langſam und beſchränkte ſich auf wenige Zeilen) beſtätigt die dem Dichter dargebrachte Huldigung, fügt aber hinzu: „Vermuthlich war es unwillkürliche Folge ſeiner Gegenwart, daß in der Darſtellung einiger Rollen Anfangs ein gewiſſer Zwang, eine Spannung bemerklich war."

Am Sonnabend, 5. Mai, war die „Jungfrau von Orleans" gegeben worden, und ſie ward am 12. Mai wiederholt. Es war die Zeit, wo der politiſche Theil der Blätter voll war von den Verhandlungen des franzöſiſchen Senats über Napoleon's Erhebung zum Kaiſer der Franzoſen. Mit Bezug darauf heißt es in einer Beſprechung jener Aufführung („Voſſiſche Zeitung" vom 15. Mai): „Schon Mancher mag

eine kostbare Reise zu einer Kaiserkrönung gemacht haben, ohne so viel Befriedigung für Aug' und Ohr zu finden, als ihm heute der Krönungszug für weit billigeren Preis gewährte." Die Darstellerin der Titelrolle, Madame Meyer, wurde bei dieser Gelegenheit also gefeiert („Vossische Zeitung", 10. Mai):

O helft, ihr himmlischen Kamönen,
Dem schwächsten von Apollo's Söhnen,
Der einer Meyer'n Loblied singt.
— — — — — — —
O Meyern! stets wirst du bewundert,
Und von Jahrhundert zu Jahrhundert
Der Brennen Hauptstadt unvergeßlich sein!

„Der Brennen Hauptstadt" — das ist Berlin. Man bemerkt, daß das noch im Stile Ramler's ist. Zu jener Zeit brachte die „Vossische Zeitung" in jeder Nummer ein Räthsel; das vom 15. Mai, welchem ein ziemlich schwaches Gedicht: „An Herrn von Schiller" vorangeht, lautet:

Räthsel.

A. Deutschlands Dichter, so wie ich vernommen,
Ist seit gestern Abend in Berlin.
B. Sie verzeihen — A. Gern verziehn!
B. Deutschlands Psycholog ist gestern angekommen,
C. Mit Erlaubniß, Deutschlands Tragiker
Kam von Leipzig gestern Abend an.
D. 'S ist doch seltsam! Und mir sagte wer,
Gestern sei Deutschlands Historiker
In der Sonne*) abgetreten.

*) Hieraus erhellt, daß das „Hôtel de Russie", Nr. 23

E. Meine Herren, anſtatt zu ſtreiten, thäten
Sie, dünkt mich, weit beſſer d'ran,
Wenn ein Jeder ſeinen Mann
Nennen wollte. A. B. C. D. . .

Dieſe Verſe, man wird es einräumen müſſen, ſind nicht ſehr ſchön, noch ſind ſie beſonders geiſtreich; aber ſie zeigen doch, zuſammen mit allem Anderen, welche Bewegung Schiller's Anweſenheit hervorrief. Es waren Feſttage nicht nur für ihn, ſie waren es auch für Berlin und die Berliner, abſchließend am 14. Mai mit der Aufführung von „Wallenſtein's Tod", in welchem Iffland den Wallenſtein ſpielte.

Wie nun aber erſchien Schiller den Berlinern, die jetzt ihn unter ſich und ganz in der Nähe ſahen? Entſprach ſein Aeußeres, ſein Weſen, dem Bilde, welches man ſich von ihm, dem Dichter der Jugend, gemacht? Man verglich ihn mit Goethe, der oft in einem Kreis tüchtiger Männer und ſtrebender Jünglinge, an einem Abend, den ſie vielleicht ihr ganzes Leben lang erſehnt hatten, nichts Anderes von ſich hören ließ als ein gedehntes „Ei — ja!" oder „So?" — oder „Hm!" — oder im beſten Falle ein „Das läßt ſich hören!" Schiller war eingehender, und ſeine Perſönlichkeit, wenn nicht impoſant wie die des

---

unter den Linden, damals im Volksmunde noch die „Sonne" hieß.

Zeus von Weimar, wirkte durch Sympathie. Ueber seinem Antlitz, seinem Blick, wenn er schwieg, lag es wie ein leichter Flor der Wehmuth, und sein Kopf war ein wenig geneigt. „Er war", sagt Henriette Hertz*), die ihn hier, im Mai 1804, zum ersten und zum letzten Male sah, „von hohem Wuchse; das Profil des oberen Theiles des Gesichtes war sehr edel; man hat das seine, wenn man das seiner Tochter, der Frau von Gleichen, ins Männliche übersetzt. Aber seine bleiche Farbe und das röthliche Haar störten einigermaßen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Laufe der Unterhaltung seine Züge, überflog dann ein leichtes Roth seine Wangen und erhöhete sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas Störendes in seiner äußeren Erscheinung zu finden." Aber man hatte sich ihn in seiner Ausdrucksweise feuriger, in seinen Reden rückhaltloser gedacht. „Ich meinte," fährt Henriette Hertz fort, „er müsse so im Laufe eines Gesprächs etwa wie sein Posa in der berühmten Scene mit König Philipp sprechen." Sie hatte sich getäuscht; zu ihrem Erstaunen stellte Schiller sich in seiner Unterhaltung als ein sehr lebenskluger Mann dar, der namentlich höchst vorsichtig in seinen Aeußerungen über Personen war, wenn er irgend glauben

*) Henriette Hertz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Zweite Aufl. S. 221—223.

durfte, Anstoß zu erregen. Freilich war er ein kluger Mann, der nicht umsonst durch die harte Schule des Lebens gegangen war und durch Prüfungen jeglicher Art; von seiner ersten Bedrängniß an, deren Zeuge noch Iffland gewesen, bis zu diesen Tagen der höchsten Ehren niemals ganz frei, weder von körperlichen Leiden noch von des Daseins gemeiner Sorge. Vornehm hat er es getragen, aber auch rechnen gelernt, um durchzukommen. Gar zu gern hätten die Berliner Schiller's Urtheil über ihr Theater gehört, auf welches sie sehr stolz waren. Er sprach seine Meinung auch aus, aber in einem Brief an Körner: „Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, obgleich beide das nicht leisten, was sie kosten." Vergebens, ihn zu einer Aeußerung über die Darstellerin der Thekla im Wallenstein zu veranlassen, in Bezug auf welche das ganze intelligente Publicum Berlins in zwei Lager getheilt war. Aus Schiller war nichts herauszubringen. Von seiner Gemahlin aber erfuhr man, daß ihm die Darstellung der Rolle gar nicht behagt habe. Keine Spur von Sentimentalität, Empfindsamkeit war in diesem Manne, vielmehr die volle Schärfe des Kritikers, welche, durch die hinreißende Gewalt seines Pathos verhüllt, von der Menge nicht wahrgenommen wird. Aber in der Richtung seiner Jugenddramen, in dem schlagenden Dialog auch seiner spätesten noch, kommt sie mittel-

bar, in den Votivtafeln, in seinem Antheil an den Xenien, in seinen philosophischen Schriften, seinen mündlichen und brieflichen Aussprüchen unmittelbar zum Vorschein*). Ueber die Berliner wollte Schiller sich nicht äußern; aber als in einer Unterhaltung mit Henriette Hertz die Rede kam auf Frau von Staël, welche in Jena in einem wegen eines Spuks anrüchigen Hause gewohnt und sich Etwas damit wußte, daß während ihres Aufenthaltes sie nichts davon gemerkt habe, da rief er: „Freilich, hätte denn selber ein Geselle Satans mit Der zu schaffen haben mögen?"

Einmal auch war Schiller beim Prinzen Louis Ferdinand zu Gast — er, dieser Prinz, trotz der Romantik, die sich mit seinem Namen verknüpft, und obwohl eine lebensfrohe, doch im Grund eine ernste Natur und wie von der Ahnung eines großen Schicksals ergriffen, wenn er frühe schon (in einem Brief an Pauline Wiesel) ausruft: „Sprich doch nicht von Amüsiren! Ich kenne nichts Trivialeres als diesen Ausdruck, — Kinder, Hofdamen und Fähnriche amüsiren sich, — aber ein Mann, dessen Verstand sich beschäftigen, der denken, fühlen, genießen kann, der

*) Dieser Auffassung hat zuerst Scherer in der knappen schönen Sentenz Ausdruck gegeben: „Goethe wurzelt in der Idylle, Schiller in der Satyre." Literaturgeschichte, S. 582.

amüsirt sich nicht." — „(5. Mai.) Beim Prinzen Louis Ferdinand gegessen," heißt es in Schiller's Tagebuch. Den Berlinern ist das Haus des Prinzen, nicht hundert Schritte von den Linden, dem heutigen Centralbahnhof in der Friedrichstraße gegenüber, noch wohlbekannt. Von all' den alten Häusern, ehemals königliche Gebäude, die hier herum in der Friedrichstraße stehen und von denen — leider! — eines nach dem anderen vor unseren Augen fällt, ist dieses das hübscheste. Es führt die Nummer 103 und ist gegenwärtig ein Geschäftshaus mit zehn Läden im Erdgeschoß und ich weiß nicht wie vielen außerdem. In dem weitläufigen Hof, zu des Prinzen Zeit ein großer Garten, der bis an die Spree reichte, sind mehrere Fabriken und eine Druckerei. Doch ein kleines, idyllisches Fleckchen ist hier übrig geblieben zwischen den haushohen Wänden, Schornsteinen und schnurrenden Maschinen, ein traulicher Winkel, mitten in der großen Friedrichstraße von Berlin, und doch so weit von ihr entfernt und so still und poetisch wie die Zeit, wo »Paul et Virginie« die Welt zuerst entzückte — ein Stückchen Gartenland, mit ein paar alten Fliederbäumen, die jedesmal im Mai wieder knospen, und einer bejahrten Borkenhütte mit spitzem Dach, nach dem Muster von Bernardin de St. Pierre's »Chaumière indienne«, nur daß jetzt Kaninchen darin sitzen. Drei tiefe Bogen-

fenſter des ehemaligen Palais ſchauen wehmuthsvoll in dieſen Reſt der Vergangenheit hinunter, und der Name des Prinzen lebt noch im Munde der Leute, die hier wohnen. Wie aus einer Verzauberung kehrt man in die Friedrichſtraße zurück, und gern, wenn es in dieſem betäubenden Durcheinander und Gewühl von Fuhrwerken, Pferden und Menſchen möglich wäre, bliebe man einen Augenblick ſtehen vor dieſem langgeſtreckten Hauſe, welches Schinkel gebaut, und deſſen edle Linien immer noch erkennbar ſind. Gern hinter einem jener ſiebzehn Fenſter über dem niedrigen Entreſol dächte man ſich dieſe Beiden, den Helden und den Dichter, denen es beſtimmt war, ſo bald und ſo kurz nacheinander zu ſterben.

Uebers Jahr, als der Mai wieder kam, am Sonnabend, den 18. Mai — ſo lange hatte die Nachricht gebraucht, um von Weimar hierher zu gelangen*) — las man in der „Spener'ſchen Zeitung“: „Schiller iſt nicht mehr! — Nach einem neuntägigen Krankenlager ſtarb er am 9. d. M. an einem Nerven- und Bruſtfieber; er hinterläßt ſeine Wittwe mit vier unmündigen Kindern.“ — Am 22. Mai ward die „Jungfrau von Orleans“ im Königlichen Nationaltheater aufgeführt. „Viele der Zuſchauer“, heißt es in der „Spener'ſchen Zeitung“

*) Die „Voſſiſche Zeitung“ hatte ſie jedoch ſchon zwei Tage früher.

vom 25. Mai, „schienen von dem Gedanken getroffen, daß Schiller uns nun kein Meisterwerk mehr liefert, und feierliche Rührung begleitete den Beifall, den man dem ersten Werke, das seit der traurigen Nachricht erschien, zollte.“ Die „Vossische Zeitung“ (desselben Datums) erzählt, „am Schlusse dieses in seiner ganzen Pracht, Schönheit und Begeisterung gegebenen Stückes“, als Johanna niedersank, die Worte sprach:

„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!“

als die Fahnen sich über sie herabsenkten und eine lange feierliche Stille Bühne und Haus erfüllte, da sei der langsam herunterrollende Vorhang, der diese Trauerscenen in seine Nacht habe verhüllen wollen, plötzlich, durch das Reißen eines Seiles, schräg hängen geblieben. Unbeweglich um Johanna's Leiche habe die Gruppe gestanden, als ob es eine Gruppe gewesen um Schiller's Aschenkrug. Aber auch die drei schwebenden Figuren auf dem Vorhang seien wie in ihrem Fluge gehemmt, wie von einander getrennt erschienen, und es habe dieser Allegorien nicht bedurft, um zu klagen, daß Thalia und Polyhymnia ihre Schwester Melpomene, die tragische Muse, „vielleicht auf lange Zeit, vielleicht auf immer verloren“ habe. Viele, viele Jahre, mehr als achtzig, sind seitdem verflossen. Auf dem Gensdarmenmarkt, an derselben Stelle, wo vormals das französische Comödienhaus Friedrichs des Großen, nach seinem

Tode das erſte Königliche deutſche Theater Berlins, ſtand, ſteht jetzt das Denkmal Schiller's. Hervorgegangen aus der mächtigen Bewegung des Jahres 1859, jener überwältigenden Kundgebung des Einheitsgefühls, welches — ſo dicht vor den Ereigniſſen des Jahres 1866 und 1870 — in der Schillerfeier ſeinen begeiſterten Ausdruck fand, wird es auch der fernſten Zukunft noch ſagen, daß es die nationale Dichtung war, welche der politiſchen Wiedergeburt unſeres Volkes den Boden bereitet hat.

Zwei ſolch' illuſtre Gäſte, wie Goethe und Schiller, hat das Haus unter den Linden Nr. 23 nicht wieder geſehen. Aber das Zeichen der „Sonne" ſtand noch lange über ſeiner Thür, und ſie hat, in den zwanziger Jahren, auch Heine noch geleuchtet, obwohl er ſchwerlich gewußt, was ſie zu bedeuten habe. Denn der Gaſthof exiſtirte nicht mehr; in ſeinen Räumen befand ſich jetzt das berühmte Jagor'ſche Reſtaurant. „Jagor!" ruft er aus*). „Eine Sonne ſteht über dieſer Paradieſespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt dieſe Sonne in dem Magen eines Gourmands! . . Kniet nieder, ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor!" Und das will Etwas ſagen; denn eine ſine

*) Briefe aus Berlin. Heine's Werke, Bd. XIII, S. 38.

lame iſt Heinrich Heine immer geweſen, wenn auch grade kein großer Trinker. — Zum letzten Mal erwähnt in Verbindung mit einer Celebrität finde ich dieſes Reſtaurant in den Memoiren von Beuſt, welcher aus der Zeit ſeines Aufenthaltes in Berlin im Sommer 1848, vermerkt, daß man, um ſich bei Tiſch zu orientiren, zu Jagor gegangen ſei, wo man immer die Miniſter habe treffen können. Dann aber muß der Glanz der „Sonne" raſch verloſchen ſein. Miniſter verkehrten in dieſem Hauſe nicht mehr, als ich es kennen lernte. Das kann ich verſichern.

Heine hat die Linden ſehr geliebt. Er hat ſie ſogar einmal ausdrücklich beſungen:

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannſt Du Dein Herz erbau'n,
Hier kannſt Du beiſammen finden
Die allerſchönſten Frau'n.

Das Gedicht iſt nicht hervorragend. Es iſt ein wenig common-place, ſo wie Jeder es hätte machen können, ohne gerade Heine zu ſein; was dieſer wohl auch gefunden haben mag. Denn er hat es in keine ſeiner Sammlungen aufgenommen. Viel kurzweiliger iſt das andere, das mit den Worten: „Ich wollt', ich wär' der liebe Gott" anfängt, aber ſo bös nicht gemeint iſt, wie man ſich bald überzeugen kann, wenn man weiter lieſt, welche Wunder

er verrichten will. Als er es verfaßte, dieſes Gedicht, da wohnte Heine ſelbſt unter den Linden, in dem Hauſe Nr. 24, dicht neben Jagor. „Meine Wohnung," ſchreibt er*), „liegt zwiſchen lauter Fürſten- und Miniſterhôtels" — (was übrigens, wie man ſieht, mehr dichteriſche Licenz als genaue Wahrheit iſt). Das Haus ſteht heute noch, in ſeinem Aeußern unverändert, wie es damals geweſen ſein mag, ein Haus aus der Fridericianiſchen Zeit, zweiſtöckig, behäbig anzuſehen, die gelben Wände mit Stuckzierrath, Guirlanden im Geſchmack des vorigen Jahrhunderts; aber in dem tiefen Hof, in welchen man durch eine ſtets geöffnete Einfahrt blicken kann, von hohen Hintergebäuden umgeben, lagern allerlei Kiſten und Fäſſer, die auf etwas ſehr Gutes ſchließen laſſen, und im Erdgeſchoß des Vorderhauſes ſind die Läden von Gerold. — „Gerold unter den Linden," jeder Berliner weiß, was das zu bedeuten hat: Cigarren, Wein, Kaffee, Thee, Zucker und ſonſt noch viel angenehme Dinge. Kein Wunder daher, daß in dieſem Hauſe Heine ſolche Gedanken kamen:

Die Pflaſterſteine auf der Straß',
Die ſollen jetzt ſich ſpalten,
Und eine Auſter, friſch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

*) Briefe aus Berlin. Heine's Werke, Bd. XIII, S. 87.

Ein Regen von Citronensaft
Soll thauig sie begießen,
Und in den Straßengössen soll
Der beste Rheinwein fließen.

Wie freuen die Berliner sich,
Sie gehen schon ans Fressen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die saufen aus den Gössen.

Wie freuen die Poeten sich
Bei solchem Götterfraße!
Die Leutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Poeten hätten sich's schon gefallen lassen, und auch mit den Herren vom Landgericht ging es noch; aber mit den Leutnants und den Fähnrichs war es doch eine andere Sache, die scheinen den Spaß übel vermerkt zu haben, und es ist Thatsache, daß Heine, nachdem das ominöse Gedicht in Berlin bekannt geworden, für gut befand, sich bei seinem Vetter, Hermann Schiff, zu verstecken. Schiff, ein höchst origineller Kauz, der sehr viel Talent und noch mehr Pech auf Erden gehabt, Verfasser des in seiner Art classischen Büchleins von „Schief-Levinche mit seiner Kalle", welches — noch nicht einmal unter seinem wahren Namen, sondern pseudonym erschienen — von Denen, die es verstanden, nicht gelesen, und von denen, die es gelesen, nicht verstanden worden ist, hielt sich mit Heine zusammen „Studirens

halber" in Berlin auf und wohnte, wie dieser, nur ein paar Nummern weiter, gleichfalls unter den Linden, in dem ehemals Schlesinger'schen Haus an der Ecke der Lindengasse, von deren Existenz wohl nur Wenige wissen, obwohl Tausende täglich daran vorbeigehen: einem Sackgäßchen zwischen dem Hôtel du Nord und eben diesem Hause, das längst das alte nicht mehr ist. Doch ich erinnere mich seiner noch sehr wohl, der breiten Steintreppen, die zu demselben hinanführten, der berühmten Musikalienhandlung im hohen Parterre und ihres Chefs, des gemüthlichsten und freundlichsten aller alten Herren und Junggesellen, bei dem ich so manchmal in seinen comfortablen Räumen gesessen, wenn er mir seine reiche Sammlung von Autographen zeigte, bei jedem Blatt mir eine amüsante Geschichte oder Anekdote erzählend — die amüsantesten von Heine selbst, „dem Schlingel", wie er sagte. Denn er hatte ihn noch persönlich, in seinen jüngeren Jahren, gekannt und durfte sich's darum erlauben. Hier nun, in diesem Haus, aber etwas höher, in einem Dachstübchen, wohnte Schiff, der den Vetter bei sich vor dem Zorn der Leutnants und der Fähnderichs beschirmte, bis dieser entweder sich gelegt oder Heine sich überzeugt hatte, daß er niemals vorhanden gewesen. Es muß während dieser „wohnungslosen Zeit" gewesen sein, daß er — 24. December 1822 — in einem Brief

an Immermann das Postscript hinzugefügt: „Adresse: H. H. aus Düsseldorf, beim Universitätspedellen zu erfragen“ *). Denn das Gedicht war im Herbste genannten Jahres in dem „Westteutschen Musenalmanach für 1823“ erschienen und aus diesem erst in eine Berliner Zeitung übergegangen, welche, in der Josty'schen Conditorei ausliegend, den ganzen Spektakel verursacht hatte. Ebenso scheint, daß der Exodus nicht aus dem Unglückshaus unter den Linden vor sich gegangen, in welchem übrigens auch der „Ratcliff“ geschrieben worden, „in den letzten drei Tagen des Januars 1822**), als das Sonnenlicht mit einem gewissen lauwarmen Wohlwollen die schneebedeckten Dächer und die traurig entlaubten Bäume beglänzte“, sondern aus einem, Mauerstraße Nr. 51, welches heut über der breiten Bogenthür mit der Inschrift: „Rum-, Sprit- und Liqueurfabrik“ geschmückt ist und auch wohl damals schon gerade kein Palais gewesen sein wird, wiewohl Heine von seinem Logis rühmt, daß es „mit rothseidenen Gardinen behangen“ war. In einem der „Berliner Briefe“, vom 7. Juni 1822, heißt es nämlich: „Ich bemerke Ihnen bei dieser Gelegenheit, daß ich dort

*) Werke, Bd. XIX, S. 28.

**) Vorrede zur dritten Aufl. der „Neuen Gedichte“ (Werke, Bd. XVI, S. 7. — Heine gab irrthümlich das Jahr 1821 an; im Januar 1821 war Heine noch in Göttingen).

(Nr. 24 unter den Linden) ausgezogen bin." Es ist ein ganz altmodiges Haus, dieses in der Mauerstraße, heute noch, einstöckig, mit niedrigen Dachkämmerchen darüber; aber wenn auch damals schon in der Thür der Wirthsstube sich zuweilen ein so schmuckes Mamsellchen mit weißer Schürze gezeigt hat, wie man es gegenwärtig im Vorübergehen manchmal erblickt, so will ich nicht verschwören, daß nicht eines jener Lieder an „Verschiedene", deren Adressen verloren gegangen sind, an sie gerichtet war. Denn Heine liebte die Veränderung. Viermal während dieser beiden Jahre seines ersten Berliner Aufenthaltes (Februar 1821 bis Frühling 1823) hat er das Quartier gewechselt, und, nur der Vollständigkeit halber, sei noch erwähnt, daß er zuerst, als er hierherkam, drei Treppen hoch in dem Hause Behrenstraße Nr. 71 wohnte, demselben, welches heut zum Ministerium der geistlichen Angelegenheiten gehört, — dem allerpassendsten für den, der wenige Jahre später, in den Nordseehymnen Berlin als die „fromme Stadt" besang:

Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser
Die Seelen wäscht und den Thee verdünnt.

Heine's letzte Wohnung (seit Januar 1823), also die, in welche er zog, nachdem er die traurige Erfahrung mit dem Lied vom lieben Gott gemacht,

war in der Taubenstraße Nr. 32. Diese Adresse gibt er seinem Freunde Christian Sethe an in einem Briefe vom 21. Januar 1823*), in welchem es heißt: „Krank, isolirt, angefeindet und unfähig, das Leben zu genießen, so leb ich hier. Ich schreibe jetzt fast gar nichts und brauche Sturzbäder. Freunde hab ich fast gar keine jetzt hier; ein Rudel Schurken haben sich auf alle mögliche Weise bestrebt, mich zu verderben . . . auch höhern Ortes bin ich schon hinlänglich angeschwärzt." Ob Heine damals gewußt, und wenn er es gewußt, nicht einigen Trost darin gefunden hat, daß das Haus ihm gerade gegenüber dasjenige war, welches, in einer ähnlichen Gemüthsverfassung, siebzig Jahre früher, während der letzten und schlimmsten seiner Berliner Tage, den Herrn von Voltaire beherbergte? Hier, in diesem Hause, Taubenstraße Nr. 17, wohnte Voltaire, nachdem er in hoffnungslosem Zerwürfniß mit seinem vormaligen Gönner und Gastfreund das Appartement im Königlichen Schloß verlassen hatte, bei dem Hofrath Francheville zur Miethe, bis zum 25. März 1753,

---

*) Deutsche Rundschau, 1874, Bd. I, S. 257: Hüffer, Mittheilungen über H. Heine. — Ein Brief an den Buchhändler Dümmler vom 5. Januar 1823, in welchem ihm Heine den Verlag seiner „Tragödien" nebst „lyrischem Intermezzo" anbietet, trägt dieselbe Wohnungsangabe. (Werke, Bd. XIX, S. 29.)

wo er Berlin für immer verließ; und von hier aus konnte er ſehen, wie ſeine »Histoire du Docteur Akakia« auf Befehl Friedrich's des Großen öffentlich und von Henkershand auf dem benachbarten Gensdarmenmarkt verbrannt wurde. Das Haus, urſprünglich ein Kurfürſtliches Jagdſchloß aus der Zeit, wo dies Alles Forſt und Thiergarten war, hatte bis zuletzt, noch in ſeinem hohen Alter und Verfall, ſich ein gewiſſes ariſtokratiſches Anſehen bewahrt; es lag etwas erhöht über einer Freitreppe mit ſchöngeſchmiedetem Gitter und zwiſchen den reichornamentirten Fenſtern des erſten Stocks waren Niſchen und Säulen. Alſo hab' ich es noch gekannt, bis es im April 1874 niedergeriſſen ward. Jetzt ſtehen hüben und drüben coloſſale, meinungsloſe Neubauten, und nichts erinnert mehr an das Haus, in welchem der Witzigſte der Franzoſen, noch an das, in welchem der Witzigſte der Deutſchen bittre Betrachtungen anſtellten über das Loos der Schriftſteller in Berlin. —

Intact dagegen ſteht noch, wenige Schritte von hier, das Haus, in welchem ein Andrer wohnte, der gleichfalls Anſpruch darauf machte, ſehr witzig zu ſein, und es in der That auch war: Heine's großer Rivale, Ludwig Börne. »Me voilà«, ſchreibt er am 18. Februar 1828, „ausgepackt und eingerichtet in meinem Privatlogis. Friedrichsſtraße, Nr. 131."

Das Haus, zwischen Behrenstraße und Linden, nicht weit vom Ausgang der heutigen Passage, gehört noch immer den Logiers, und bis vor wenigen Jahren befand sich auch im Erdgeschoß desselben die nunmehr eingegangene Logier'sche Buchhandlung. Börne, der als Jüngling im Hause der Frau Henriette Hertz stürmisch unglückliche Jahre verlebt, war jetzt zu kurzem Besuch nach Berlin gekommen und sah seine alte Liebe wieder. „Ich habe sie in ihrem Sommer gesehen," ruft er aus; — „eine Juno!" Fünfundzwanzig Jahre waren seitdem vergangen; die Hertz, wiewohl man die Spuren ihrer Schönheit noch erkannte, hatte die Sechzig lang überschritten, und Börne war ein berühmter Mann geworden. Doch auch Heine hatte von sich hören lassen. Wenn er, in seiner Berliner Zeit, sich nach den Linden begeben wollte, so führte sein Weg ihn durch die große Friedrichstraße — deren Betrachtung ihm „die Idee der Unendlichkeit" veranschaulichte — dem Hause vorüber, in welchem, fünf Jahre später Börne sitzen und schreiben sollte:*) „Wissen Sie, daß die Reisebilder hier nicht sonderlich gefallen? Man findet sie ungezogen, oft schmutzig. Die Varnhagen ist sehr aufgebracht, daß er sie ihr dedicirt, ohne ihre Erlaubniß. Da findet man die Werke eines

*) In einem Brief an Frau Jeanette Wohl. Börne's Schriften, Bd. XII. S. 361.

gewissen andern Schriftstellers ganz anders. Man lobt deren sittlichen Ton, und deren Feinheit, und deren Witz, und deren Scharfsinn, und deren Menge, und deren musterhafte Schreibart . . ." Es ist ein bischen viel auf einmal; es geht einem fast der Athem aus bei der Aufzählung all' dieser Tugenden. Sie hatten Beide keine geringe Meinung von sich, diese zwei nachmals Unversöhnlichen, und Börne hat gewiß nicht Unrecht, wenn er von Heine sagt: „Dieser liebenswürdige Schriftsteller spricht von der Liebe bei Gelegenheit Kant's, von Frauenhemden bei Gelegenheit des Christenthums und von sich selber bei jeder Gelegenheit"*). Doch ich muß gestehen, lieber als das anonyme Selbstlob des Einen hör' ich, wenn der Andre frei hinausjubelt in alle Welt:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Es ist eben der Unterschied zwischen dem „Talent" und dem „Charakter", im Sinne des Atta Troll. Der Charakter wird Börne für immer bleiben; aber sein Witz hat etwas Gemachtes und heute schon Ueberlebtes. „Hier wird stark gewitzt," heißt

*) Schriften, Bd. VII, S. 257. Die Stelle ist französisch, in einem für den „Réformateur" geschriebenen Artikel.

es in dem angeführten Brief, „und ich witze au
Gott weiß, wie oft den Tag.“ — Daheim, „
Hause des Buchhändlers Logier“, erzählt Gutzkow
von ihm, „traf man ihn nur in dicke Tabakswolk
eingehüllt, im langen Schlafrock und ein roth
Jacobinerkäppchen auf dem Haupte.“ Börne sel
schreibt darüber an seine Freundin:**) „Sie hab
Recht, mich mit dem Rauchen zu necken. Ach! v
geht es mir darin so schlimm, ach! wie bin ich
zahm geworden! . . . . Meine Wirthin, die neb
meinem Zimmer wohnt, ließ mich schon einige M
bitten, ich möchte doch nicht so viel rauchen, i
Rauch zöge in ihre Stube. Ich ließ ihr antworte
das könne ich nicht ändern, und sie möge die Spal
der Thüre verstopfen.“ Aber es scheint nicht, d
man sich dabei beruhigt habe. Gutzkow berich
weiter: „Herr Logier bat ihn, unter diesen U
ständen auf die Ehre, ihn länger in seinem Ha
zu haben, verzichten zu dürfen.“ Welchen Verl
die Sache genommen, würde jetzt schwer zu
mitteln sein.

Wir wissen nur, daß abermals fünf Jahre spät
in demselben Haus und demselben Zimmer
zwanzigjähriger junger Mann gewohnt, gleichfa
ein gewaltiger Raucher, wenn er auch, selbst, dam

*) Börne's Leben, von Karl Gutzkow. S. 194, 1
**) Schriften, Bd. XII, S. 363.

ſchon kein Jacobinermützchen getragen haben wird, nämlich der Studiosus juris — Otto von Bismarck, der künftige Fürſt-Reichskanzler. Er wohnte hier mit dem ihm befreundeten Motley, dem nachmaligen großen amerikaniſchen Hiſtoriker, als Beide, Herbſt 1833, von Göttingen nach Berlin gegangen waren. „Wir lebten daſelbſt", dies ſind Bismarck's eigne Worte*), „im innigſten Verkehr mit einander, indem wir unſre Mahlzeiten und unſre Uebungen gemeinſchaftlich hielten .... Unſer treuer Gefährte war Graf Alexander von Keyſerling aus Kurland, welcher ſeither als Botaniker berühmt geworden iſt .... Das letzte Mal ſah ich ihn (Motley) im Jahre 1872 in Varzin bei der Feier meiner ſilbernen Hochzeit."

Wie ſeltſam doch der Zufall ſpielen kann, und welch' eine Verkettung der Namen, indem wir nicht weiter gehen als von der Taubenſtraße bis zu den Linden: Voltaire, Heine, Börne, Bismarck. . . .

Unter den Berliner Notabilitäten, welche Heine zuweilen im Café Royal ſah — Jagor gegenüber, auf der andren Seite der Linden, Nr. 44, da wo jetzt Arnim's Hôtel iſt — zeigt er uns einen, „dort am Tiſch das kleine bewegliche Männchen mit den

*) Revue des deux mondes, 15. Auguſt 1879.

ewig vibrirenden Gesichtsmuskeln, mit den possirlichen und doch unheimlichen Gesten . . . Das ist der Kammergerichtsrath Hoffmann, der den Kater Murr geschrieben." Hoffmann, unser unvergeßlicher E. T. A. Hoffmann, stand damals in seinem sechsundvierzigsten Jahre, welches er nicht lange überleben sollte. Der Brief Heine's ist vom 26. Januar 1822 datirt, und am 24. Juli starb Jener. Ein Zug innerer Verwandtschaft zog den jungen Poeten zu dem älteren, dessen Erzählungen sich ganz im Reich einer ergreifenden, vorwiegend düstren Phantastik bewegen. Von Heine war damals noch nichts erschienen als der Band Gedichte (Berlin, December 1821), in deren „Traumbildern" er uns gewissermaßen auch seine „Phantasiestücke in Callot's Manier" gibt und die, wenn an irgend Einen, an Hoffmann anklingen. Später hat der Gräberspuk und Mitternachtsgraus in Heine's Dichtung sich zu lieblicher Elfen- und Blumenpoesie verfeinert, märchenhaft schimmernd von den bläulichen Sternen und irrenden Lichtern der Sommernacht, und der finstre Humor reift zur Ironie. Doch ihr Boden bleibt immer die Romantik, der als ein merkwürdiger Seitensproß E. T. A. Hoffmann entwachsen ist. „Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben," sagt Heine*) von den Schriften

*) Werke, Bd. XIII, S. 127.

Hoffmann's. Für uns Berliner haben sie noch eine andre Bedeutung: das alte Berlin lebt in ihren Blättern. Nicht das des nüchternen Alltags, sondern eines, das unheimlich phosphorescirt, von seltsamen Gestalten erfüllt und dennoch wirklich ist in all' seiner Unwirklichkeit; so wie er selber, der abwechselnd ein kleiner Beamter und Musikdirector an Wanderbühnen war, ein Componist, ein Schriftsteller, ein Maler und ein Genie in allen Dingen, und dennoch, trotz der Legende, die sich um sein abenteuerliches Leben gewoben, zuletzt ein guter Berliner Kammergerichtsrath geworden und als solcher verstorben ist. Sein Bild hat sich dem Gedächtniß der Berliner tief eingeprägt und wird daraus sobald nicht verschwinden. Er ist ein Stück jenes Berlins, welches nunmehr fast ganz dahingegangen; aber wir brauchen nur an ihn zu denken, so steht es wieder vor uns, wie er es gesehen hat mit dem gespenstisch blickenden Auge, welchem dennoch keine von den gewöhnlichen Realitäten entging, nur daß eine jede von seinem Licht Etwas annahm.

Er hat in dem Eckhause der Charlotten- und Taubenstraße Nr. 31 gewohnt, den älteren Berlinern hauptsächlich wegen der Conditorei bekannt, welche von ihnen noch immer die Meyer'sche genannt wird, obwohl sie längst den Besitzer gewechselt hat, und deren Eingang sich im Erdgeschoß zwischen den beiden

Straßen öffnet. Ein ſtattliches Haus dieſes, und von beträchtlichem Umfange mit ſeinen beiden Fronten, ſeinem quadernartigen Bewurf, ſeinen Kränzen von Stuck und ſteinernen Reliefs, ſeinen Balkonen und ſeinem Vorbau, drei Stock hoch, die Fenſter im oberen etwas niedriger als die anderen und bogenförmig — ein Haus voll von Erinnerungen, ſelbſt für uns, die Generation, die nach Hoffmann kam. Sind dieſe Räume, welche das Gebäude nach der Charlottenſtraße hin abſchließen, nicht mit dem Andenken an „Schubert“ verbunden, einem jovialen Wirth aus den fünfziger und ſechziger Jahren, auch durch ſeine „Compoſitionen“ berühmt, aber Compoſitionen von Schlummerpunſch und Liqueuren; und wird nicht, indem wir dieſen Namen ausſprechen, eine ganze Tafelrunde fröhlicher Gäſte wieder lebendig, welche hier Abend für Abend beiſammen ſaßen, und von denen nun, gleich dem Wirthe ſelber, kein Einziger mehr unter uns weilt — Eduard Hildebrandt und Guſtav Richter, Ernſt Dohm, der hier, mit ſeinem ſchwarzen Fiſchbeinſtöckchen zwiſchen den Knieen manchmal noch vor dem Schlummerpunſch ſchlummerte, George Hiltl und ſein Schwager Berndal — Maler, Schauſpieler, Schriftſteller, alle dahin — aber ihre Schatten ſcheinen noch um die liebgewordene Stätte zu huſchen. „Nach hundert Jahren mag man es als eine Merkwürdigkeit zeigen,“ ſagt ſchon Ludwig

Rellstab im Texte zu der krausen Federzeichnung, in welcher E. T. A. Hoffmann dieses Haus für alle Zeiten unzweifelhaft festgestellt hat*). „Taubenstraße Nr. 31" steht am Rande des wunderlichen Blattes geschrieben, welches, wenn wir noch keinen Begriff davon hätten, wie die Wirklichkeiten des Tages sich auf dem „Zauberspiegel" dieses Kopfes malten, uns einen solchen geben würde. „Draußen vor dem Fenster war das Gewühl des Markts und der Straßen, des Theaters und der Weinhäuser; aus diesem fing er Alles auf und zeigte es in scharfen, eckigen Linien. Ihr könnt Euch nur die Wohnung an der Tauben- und Charlottenstraße-Ecke, wo jetzt unten der Conditor wohnt, ansehen — droben an dem Eckfenster hing der Spiegel." Und eine Fülle von Gesichtern und Gesichten quirlt auf und durcheinander, klimperkleine Figuren, und eine jede doch mit den getreuen Zügen des Originals, auch in der Carricatur noch erkennbar, zahllose Gruppen, deutlich gesondert und alle mit einander im Zusammenhang, die Straßen genau bezeichnet, die „das alte, romantische Land" von Berlin umgrenzen — Tauben-, Charlotten-, Jäger-, Markgrafenstraße, Gensdarmenmarkt — die Gebäude mit wenigen

*) E. T. A. Hoffmann's Leben und Nachlaß. Von Julius Eduard Hitzig. Dritter Band. Mit Kupfern. Stuttgart, 1839.

Strichen hingeworfen, das Schauſpielhaus, die beiden Kirchen, die Reſtaurationen, die Weinſtuben — dieſe vor Allem dem Herzen Hoffmann's theuer — und da, wo Kenntniß oder Intereſſe nicht mehr hinreicht, die „Wohnungen unbekannter Leute." Doch auch dieſer Nebel hat ſeine Sterne — die Italiener! Sie ſind freilich nur „Materialiſten"; aber wie ganz anders in jener Zeit, die ſelbſt des Leibes gemeine Nahrung mit einem poetiſchen Schimmer verklärt! Ah, man muß einmal den Duft ſolcher Läden, von Südfrüchten, Oel, Käſe, Wurſt und allerlei Geſalzenem durcheinander gemiſcht, in den Städten Italiens, in den engen Gaſſen Verona's oder Genua's geathmet haben, um zu wiſſen, was gut iſt. Und das war es, was dieſe Italiener nach Berlin brachten. Noch heut, wo wir das unterdeß faſt obſolet gewordene Wort auf alten Ladenſchildern erblicken, weckt es angenehme Erinnerungen an erleſene Leckerbiſſen und verſteckte Hinterſtübchen, an Sala Tarone, den „Hofitaliener" Friedrich's d. Gr. und an „das Land, wo die Citronen blüh'n." Wie viel ärmer, trivialer iſt unſer Leben geworden, trotz der Rundreiſebillets nach Rom und Neapel! „Italieniſche Waarenhandlung Moretti — Extrafeiner Rum" an der Ecke der Franzöſiſchen Straße und „Auſtern, Caviar, Italieniſcher Salat bei Thiermann" (denn auch ſolche Italiener gab es) an der Ecke der

Jägerstraße — das war besser; denn es war für die Kenner. Und wer hat auch Venedig — „o herrliches Venedig!“ — treuer geschildert, italienisches Leben, italienische Dichtung und italienische Musik inniger empfunden, als er, der Dichter von „Doge und Dogaressa,“ der niemals in Italien war, außer bei Moretti und Thiermann? Das Haus und der Laden des Letzteren, wenn auch unter anderem Namen, hat sich an der identischen Stelle noch erhalten, mit einem altmodischen Treppchen davor und einem kleinen Schild, auf welchem man wie eine wehmüthige Reminiscenz: „Colonial- und Italiener Waaren“ liest. So correct und richtig in seinem Capriccio hat Hoffmann Alles angegeben; keine topographische Aufnahme, kein Plan von Berlin hätte mehr thun können. Und dennoch welch' ein toller Spuk überall! Auf den Thürmen der französischen und der deutschen Kirche hocken die Gnomengestalten zweier Glöckner, Kobolde mit großer Perrücke und langen Nasen, das edle Roß auf dem Schauspielhaus hat sich in ein Ungethüm verwandelt, das auf den Hinterbeinen steht, fabelhafte Thiere, ein Hund, ein Strauß, ein Löwe, spazieren ringsumher und „ein Vogel im Fluge“ steigt darüber auf, eine wunderbare Rose blüht mitten in der Luft und ein „Rauchfaß Nr. 1“ wirbelt seine Wolken dem Vogel nach — seltsame Fratzen grinsen aus den Ecken, die Choristen singen, das Ballet tanzt und

die Theateruhr zeigt auf zwölf — Mitternacht. Nun ist die Stunde, wo die Visionen aus den Trinkstuben aufsteigen — „in der alten Pracht" — aber nicht wie Tieck's „mondbeglänzte Zaubernacht," sondern in der handgreiflichen Realität langer Speisezettel und noch längerer Weinkarten — und der Wundermann selbst ist da, Tieck, Ludwig Tieck, einst der Herrscher im Reiche der Romantik, er selbst ein Berliner Kind, und geboren in der Roßstraße, Nr. 1, jetzt ein wohlbeleibter Herr mit einem Regenschirm und neben ihm Brentano, spindeldürr, fast durchsichtig, den Hut tief in die Stirne gedrückt. Auch der Schlemihl ist da, der Peter, in seinem kurzen Röckchen, mit dem Tabaksbeutel und der Botanisiertrommel genau das Ebenbild Chamisso's, — und hier ist Hoffmann's Feder, und vielleicht auch seine Seele, so voll, daß ein tüchtiger Tintenfleck — „ein Klecks" schreibt er zur Erklärung daneben — auf die Stelle fällt, wo des Vaterlandslosen Schatten hätte sein sollen. Und hier endlich ist er in eigner Person, der Herr Kammergerichtsrath, sein Profil, mit der feinen, aber gebogenen und stark vorspringenden Nase, dem mit den Augenbrauen fast zusammengewachsenen Haar und gegen die Mundwinkel gezogenen Backenbart, gleich einem spitzwinkligen Dreieck, das Kammergericht weit oben, im fernsten Hintergrund, aber ihm dicht gegenüber, und den Qualm

seiner langen Tabakspfeife ihm vergnüglich ins Gesicht blasend, der „Schauspieler Devrient", Ludwig, der Größte dieser Dynastie von Großen, mit hohen Vatermördern und Zügen voll Bonhommie — und in jeder Weinstube des Quartiers kehrt dieses par nobile fratum wieder, als ob es allgegenwärtig wäre: „bei Lutter und Wegner", wo noch ihr Geist umgeht und man sich einbilden kann, daß dieselben Wände herniederblicken auf dieselben Tische, dieselben Stühle, — „bey Schoner," heute Rähmel, einem gleichfalls noch immer sehr beliebten Local, an der Markgrafen- und Taubenstraßen-Ecke, dem Schauspielhaus querüber. Hier aber, im Musentempel, während sein bester Schauspieler zecht in den alten Häusern, die heute noch an ihn erinnern, sehen wir den Grafen Brühl, den Intendanten in Hoftracht, mit dem Galadegen, wie er händeringend einen Haufen anstürmender Dichter beschwört, seinen Kapellmeister Weber jedoch, — denn im damaligen Berlin gediehen die Kunst und die Künstler! — ein rundliches Männchen mit Schmeerbauch und langer Weste, schwebend über einem ungeheuren Beefsteak, mit einem Glase Madeira links, einem Glase Chambertin rechts und dem kleinen Johannes Kreisler mit untergeschlagenen Armen daneben.

Das war Hoffmann's Berlin und „so wohnte der Teufelskerl! Hier ist die Ecke — schaut hier

unten rechts auf mein Blatt, hier, wo eben der Baron von Fouqué vorbeifährt. Er kommt gerade aus Neunhausen, seiner Burg bei Rathenow. Hei! Wie der wackre Recke dahinjagt! . . . Fahr zu, Knappe! Aber fahre mir nicht durch die Gemüseweiber, denn ich sehe das Aepfelweib meines Lieblings, des Studenten Anselmus, dazwischen sitzen" . . . Aber sie jagt unaufhaltsam dahin, die Carosse, die den Ritter Undinens mit wehendem Helmbusch davonträgt — hinterher kommt noch ein genialer Gassenjunge, der in der romantischen Schule seine „angenehmsten Jugendjahre verlebt und zuletzt den Schulmeister geprügelt" hat (Heine, Vorrede zum „Atta Troll") — dann aber ist es aus, und es gibt keine Romantik mehr, weder in der Literatur noch auf dem Gensdarmenmarkt. Sogar die Gemüseweiber sind von letzterem verschwunden; und von allen Bestien, mit welchen Hoffmann ihn einst bevölkert, existirt nur eine noch, der Löwe nämlich, aber der ist aus Papier-Maché, und er stößt jedesmal ein fürchterliches Gebrüll aus, wenn dort, in dem thurmgekrönten Palast, an der Ecke der Charlotten- und Französischen Straße, dem „Löwenbräu", ein neues Faß angestochen wird. Mit dem Biere scheint die Welt lauter geworden zu sein. Unsre Väter und Vorväter, welche Wein tranken (und zwar sehr vielen und „extrafeinen Rum" obendrein), thaten es stiller; und stiller und

traulicher war es hier, in dieser Gegend, als er noch dort oben hauste, an „des Vetters Eckfenster", welches er in der Erzählung gleichen Namens — es war eine seiner letzten — verewigt hat.

„Es ist nöthig zu sagen, daß mein Vetter —" der Vetter war Hoffmann selbst — „ziemlich hoch in kleinen, niedrigen Zimmern wohnt. Das ist nun Schriftsteller- und Dichter-Sitte. Was thut die niedrige Stubendecke? Die Phantasie fliegt hoch empor und baut sich ein hohes, lustiges Gewölbe bis in den blauen, glänzenden Himmel hinein . . . Dabei liegt aber meines Vetters Logis in dem schönsten Theile der Hauptstadt, nämlich auf dem großen Markte, der von Prachtgebäuden umschlossen ist, und in dessen Mitte das colossal und genial gedachte Theatergebäude prangt. Es ist ein Eckhaus, was mein Vetter bewohnt, und aus dem Fenster eines kleinen Cabinets übersieht er mit einem Blick das ganze Panorama des grandiosen Platzes." Der Platz ist der Gensdarmenmarkt und das Theatergebäude das Königliche Schauspielhaus; und nun beschreibt Hoffmann das bunte Treiben eines Markttages, mit seinen Buden und Ständen, Verkäufern und Verkäuferinnen, Köchinnen und Damen, so wie wir es Alle noch gekannt, bevor die Markthallen es in sich aufgenommen und zum besten Theil unserer Beobachtung entzogen haben. Aber der Vetter ist nicht

mehr derſelbe: die Krankheit, von der er nicht geneſen wird, feſſelt ihn an das Eckfenſter. „Vetter!“ ſprach er eines Tages zu mir, mit einem Ton, der mich erſchreckte, „Vetter, mit mir iſt es aus! Ich komme mir vor, wie jener alte, vom Wahnſinn zerrüttete Maler, der Tage lang vor einer in den Rahmen geſpannten, grundirten Leinwand ſaß, und Allen, die zu ihm kamen, die mannigfachen Schönheiten des reichen, herrlichen Gemäldes anpries, das er ſoeben vollendet; — ich geb's auf, das wirkende, ſchaffende Leben . . .“ Der Erzähler, — denn das Ganze wird uns in Form eines Dialogs gegeben — verſucht den Vetter zu tröſten; der aber erwidert: „Dieſer Markt iſt auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechſelnden Lebens. Rege Thätigkeit, das Bedürfniß des Augenblicks, trieb die Menſchenmaſſen zuſammen, in wenigen Augenblicken iſt Alles verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöſe durcheinander ſtrömten, ſind verklungen, und jede verlaſſene Stelle ſpricht das ſchauerliche: es war! nur zu lebhaft aus.“ — Es ſchlug Ein Uhr; der Erzähler weiſt nach dem am Bettſchirm befeſtigten Blatt, indem er ſich dem Vetter an die Bruſt wirft und ihn heftig an ſich drückt. „Ja, Vetter!“ rief er mit einer Stimme, die mein Innerſtes durchdrang und es mit herzzerſchneidender Wehmuth erfüllte, „ja Vetter: — Et si male nunc, non olim sic erit!“ — Armer Vetter! . . .

War er ein Andrer, oder nicht vielmehr in seinem innersten Wesen und einigermaßen in seinem Aeußern derselbe schon, als er sich noch unter diese Menschen mischte? Denn nicht menschenscheu war er, im Gegentheil; aber eine Mitternachtsnatur, die bei den Freunden, in den frohen Gesellschaften und nicht selten im Rausch eine Zuflucht sucht, wie geängstete Kinder, die den Kopf im Schoße der Mutter bergen. Ein leidender, schmerzhaft gespannter Zug ist in seinem Gesicht. Er findet sich auf all' seinen Porträts; er findet sich in dem berühmten Bilde bei Lutter und Wegener. Heine deutet ihn an in der kurzen Schilderung, die wir mitgetheilt, und Hoffmann selber bestätigt ihn mit den traurigen Worten, dicht vor seinem frühen Tode, daß er unter der Last seiner Einbildungskraft zusammengebrochen sei. So genau kennt er sich, daß es oft ist, als ob er Furcht vor sich selber habe. Den Schatten, den sein eignes Ich wirft, bringt er gleichsam zum Leben und betrachtet ihn mit einer grausamen Kälte. Mit einem gewissen bittren Humor spricht er von dem „sechsten Sinne," der ihm verliehen worden, von der Gabe nämlich, „an jeder Erscheinung, sei es Person, That oder Begebenheit, sogleich dasjenige Excentrische zu schauen, zu dem wir in unsrem gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden." Er findet Aehnlichkeit zwischen sich und der Fledermaus, die nur im Finstern sieht,

bei Licht aber, geblendet umherflatternd, vergeblich gegen die Decke fliegt. Für ihn ist immer Geisterstunde. Mit scharfem Blick dringt er in das, was dem blöderen Auge dunkel ist, und bemerkt an jeder Creatur den Fleck, wo das Spiel des Dämonischen, das Unerklärte, das Unerklärliche beginnt, auch in dem allertrivialsten Dasein.

Seine Leidenschaft ist es, allein durch die Straßen zu wandeln, die begegnenden Gestalten zu betrachten, „ja wohl Manchem in Gedanken das Horoskop zu stellen". Tagelang läuft er hinter ihm unbekannten Personen her, „die irgend etwas Verwunderliches im Gang, Kleidung, Ton, Blick haben". Er fühlt sich im beständigen Rapport mit dem Uebersinnlichen, dem geheimnißvollen Walten von Naturkräften, die wir nur unvollkommen erkennen, und mehr noch als er die Geisterwelt, verfolgt die Geisterwelt ihn. Sie quält, foltert und neckt ihn, sie macht ihn abwechselnd selig und mehr als einmal physisch krank. Sie vertritt ihm den Weg am hellen Mittag in diesem vernünftigen Hegel'schen Berlin; sie geht ihm nach durch den Lärm der Königstraße zu den wenigen noch übrigen Resten des Mittelalters in der Gegend des zerfallenden Rathhauses; sie läßt ihn in der Grünstraße — „ich sage in der Grünstraße" — einen geheimnißvollen Rosen- und Nelkenduft verspüren und verhext ihm den fashionablen Sammelplatz „des

höheren Publicums", die Linden. Man könnte Hoffmann den Vater des „Berliner Romans" nennen, dessen Spur später, als man Berlin „die Hauptstadt", den Thiergarten „den Park", die Spree „den Fluß" und die Regentenstraße (nach einer darin befindlichen Fontaine) „die Springbrunnenstraße" nannte, sich in Allgemeinheiten verlor, bis er in unseren Tagen wieder aufgelebt ist, freilich in Anlehnung eher an französische Vorbilder, als an diesen echt deutschen Schriftsteller, welcher, merkwürdig genug, heute noch von den Franzosen vielleicht nicht mehr geschätzt, sicher aber mehr gelesen wird, als von seinen eigenen Landsleuten. „Du hattest," läßt er einen der Erzähler im „Fragment aus dem Leben dreier Freunde"*) sagen, „bestimmten Anlaß, die Scene nach Berlin zu verlegen und Straßen und Plätze zu nennen. Im Allgemeinen ist es aber auch meines Bedünkens gar nicht übel, den Schauplatz genau zu bezeichnen. Außerdem, daß das Ganze dadurch einen Schein von historischer Wahrheit erhält, der einer trägen Phantasie aufhilft, so gewinnt es auch, zumal für Den, der mit dem als Schauplatz genannten Orte bekannt ist, ungemein an Lebendigkeit und Frische." Mit diesen Worten spricht Hoffmann deutlich die Theorie seines Romans aus, die

*) Serapionsbrüder, Bd. I, S. 195.

ganz ebenso den neuesten Erzeugnissen dieser Gattung wieder zu Grunde liegt. Der Berliner Roman ist damit auf den richtigen Weg zurückgekehrt, den ihm, vor zwei Menschenaltern schon, Hoffmann gewiesen. Aber wie sehr ist dieser seinen Nachfolgern in der Kunst der Localschilderung überlegen! Er bezeichnet nicht nur, er zeichnet und trifft mit unfehlbarer Treue. Visionär, hat er doch für die Bestimmtheit der Dinge den sichersten Griff und Ausdruck; er überzeugt durch den Gegensatz: von der Festigkeit des Hintergrundes borgt die Magie seiner ruhelosen Erfindung den Schein einer Existenz, welche der gemeinen Wirklichkeit widerspricht und doch untrennbar mit ihr verknüpft ist. Nirgends, in keiner seiner Erzählungen, zeigt diese Kunst, durch die Behandlung des Gegenständlichen das Wesenlose körperhaft zu machen, sich bewunderungswürdiger, als in der Geschichte des „öden Hauses" unter den Linden*). Er nennt diesmal die Linden nicht mit Namen, noch gibt er (aus naheliegenden Gründen) die Nummer des Hauses an. Aber unverkennbar trotzdem ist sie, „die mit herrlichen Prachtgebäuden eingeschlossene Allee, welche nach dem ***er Thor führt"; und ebenso das Haus. „Als noch keines der Prachtgebäude existirte, die jetzt unsere Straße zieren, stand dies

*) Nachtstücke, II. Theil, S. 185.

Haus, wie man mir erzählt hat, schon in seiner jetzigen Gestalt da, und seit der Zeit wurde es nur gerade vor dem gänzlichen Verfall gesichert." Von „zwei hohen, schönen Gebäuden eingeklemmt," liegt es und scheint unbewohnt; die Fenster sind verhängt, die Thür ist geschlossen. Aber schreckhafte Gebilde schweben aus seinen Mauern hervor; ein unheimlicher Anblick bei Tage, belebt es sich in der Nacht. Dann hört man das Geheul eines „Höllenhundes", und herzzerreißende Jammertöne schneiden dem einsam Vorübergehenden durch Mark und Bein: das Gewimmer einer Irrsinnigen, einer ehemals berückenden Schönheit, die nach einer Vergangenheit voll Schuld und Irrthum, fern von ihren gräflichen Verwandten, durch einen steinalten, steinharten Castellan, ein grauenhaftes Wesen voll Bosheit und Schadenfreude, gefangen gehalten wird. Auf eine wunderliche, durch Geisterspuk und Zauberspiegel, Magnetismus und Sympathie vermittelte Weise greift nun das Geschick der wahnwitzigen Greisin in das des Erzählers, welchen erst der Tod der Unglücklichen von dem Banne erlöst. Zeitgenossen, die jung waren, als Hoffmann dieses „Nachtstück" schrieb, haben „das öde Haus" noch wohl gekannt, und einer derselben, ein Achtzigjähriger heut, ein Ueberlebender jenes Berlins, das uns heute so fern liegt, — einer der Wenigen, vielleicht der Letzte, der Theil genommen

an den Symposien bei Lutter und Wegener und jetzt, noch rüstig in seinem hohen Alter, den ruhmvollen Abend seines Lebens in demselben, durch so viele Erinnerungen geweihten Gebäude zubringt: Dieser hat mir „das öde Haus," wie es zu Hoffmann's Zeiten war, und das dürre verwitterte Männlein im kaffeebraunen Rock, den Verwalter mit Haarbeutel und Puder, und den Hund, der Macronen fraß und wie ein Mensch weinte, mit solcher Lebendigkeit geschildert, daß es mir eiskalt über den Rücken lief. Das „öde Haus" ist längst verschwunden; ein anderes steht nun an seiner Stelle, das unterdessen auch schon wieder alt und grau geworden, und eines der merkwürdigsten ist, welches ich jemals gesehen. Es ist das Haus Nr. 9 unter den Linden, das mit dem Durchgang nach der kleinen Mauerstraße. Das Haus in dieser Gestalt hat Hoffmann nicht mehr gekannt, denn der Durchbruch fand erst Ende der zwanziger Jahre statt*); aber noch immer haftet Etwas an diesem seltsamen Gebäude, was mir dasselbe vor allen Häusern unter den Linden interessant macht. Immer noch wendet es seine „farblosen Mauern" dieser elegantesten von Berlins Straßen zu, von „zwei hohen, schönen Gebäuden eingeklemmt", die zu beiden Seiten es überragen — mit einem winzig

*) Mila, S. 466; Fidicin, S. 154.

kleinen Balcon, der in keinem rechten Verhältniß zu seiner Breite steht, mit Fenstern, die zwar nicht mehr „zum Theil mit Papier verklebt" sind, aber etwas Verschlafenes haben, wie von einem Traum, aus dem man schwer erwacht, und „mit einem Thorweg, der an der Seite angebracht, zugleich zur Hausthüre dient". Jetzt rollen immerfort die Wagen, welche von der Behrenstraße nach den Linden kommen oder von den Linden nach der Behrenstraße gehen, durch diesen Thorweg und erfüllen das Haus mit einem beständigen Gepolter. In dem Hof, jetzt die Kleine Mauerstraße, wohnen allerlei Leute, von denen allein die Haarkräusler und Barbiere die seßhaften zu sein scheinen, während in den übrigen Läden, wo gestern Filzpantoffeln und Herrenhüte waren, heute Oeldruckbilder und Makartsträuße sind. Ueber dem spitzen, steilen Dach scheint am hohen Mittag die Sonne hier herein; kommt man aber in einer späteren Stunde, wenn die beginnende Dämmerung um die halbrunden Vorbauten und bedeckten Galerien webt und jeder Schritt von den Bohlen dumpf widerhallt, steigt man die Stufen empor, die bis an die Seitenthür nach dem Durchgang reichen, und begibt sich in das Innere, das dunkel und winklig ist, mit schmalen gewundenen Treppen und weißen Glasthüren: dann ist man für einen Augenblick wieder mitten in der Hoffmann'schen Romantik, sucht nach

dem Flur, der mit alten, bunten Tapeten behängt ist und würde sich nicht wundern, wenn nun ein Saal in alterthümlicher Pracht, mit vergoldeten Möbeln und japanischen Gefäßen sich öffnete, hell von vielen Kerzen und durchduftet von starkem Räucherwerk, aus dessen blauen Nebelwolken eine wundersam schöne Frauengestalt in reichen Kleidern hervorleuchtet. Aber die Phantasmagorie schwindet, wie sie gekommen: wir treten in ein paar ganz gewöhnliche Restaurationszimmer, und im Abendlicht, welches von den Linden her durch die Fenster dringt, sehen wir an den Tischen flotte Jünglinge beim Scat oder Sechsundsechzig, und etliche junge Damen, welche, wenn sie diesen Gästen Bier kredenzt haben, sich zu ihnen setzen und ihnen zutraulich in die Karten schauen.

Die zwei hohen, schönen Gebäude, von welchen Hoffmann spricht, haben sich auch sehr verändert in der langen Zeit; das eine jedoch, Nr. 8, „dessen prachtvoll eingerichteter Laden" dicht an das öde Haus anstieß und in der Geschichte desselben eine so wichtige Rolle spielte, haben wir Alle noch wohl gekannt: es war die berühmte Fuchs'sche Conditorei, deren „leuchtender Spiegelladen", wie Hoffmann ihn schildert, den Berlinern der älteren Generation noch erinnerlich sein wird. Er war, in jener bescheideneren Zeit, eine Sehenswürdigkeit dieser Stadt. „Wunder-

ſchön iſt dort Alles decorirt, überall Spiegel, Blumen, Marcipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetſte Eleganz," ſagt Heine; doch, fügt er hinzu, „ich eſſe keine Spiegel und ſeidenen Gardinen". Er war es, in dieſem Punkte, von Hamburg und ſelbſt von Göttingen her beſſer gewöhnt. „Man muß ſchon," heißt es in einer Beſchreibung dieſes Locals zwanzig Jahre ſpäter*), „wenn ein Provinziale die Hauptſtadt beſucht, ihn hierherführen, um ihn in Bewunderung über einen ſolchen Luxus zu verſetzen. Die Wände des einen Zimmers ſind durchgängig Spiegelglas. Ein anderes Zimmer iſt ganz im Geſchmacke eines Schweizerhauſes eingerichtet worden" u. ſ. w. So war Fuchs in den vierziger Jahren, und ſo hab' ich dieſe Conditorei noch in den fünfzigern geſehen, während meines erſten Aufenthaltes in Berlin. Als ich, nach mehrjähriger Abweſenheit, wiederkehrte, war ſie verſchwunden. Aber noch heute kann ich an dem unterdeſſen durchaus anders gewordenen Hauſe Nr. 8 unter den Linden nicht vorübergehen, ohne daß eine ganze Scala von Erinnerungen in mir anklingt. Ich entſinne mich des Tages, zur Winterzeit, als ich zuerſt in dieſe Conditorei kam, geblendet von den Spiegelſcheiben, dem Schweizerhaus und nicht am wenigſten der — Weihnachtsausſtellung. Dies war

*) Saß, Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwicklung. Leipzig, 1846.

auch ein Vergnügen, das man heute nicht mehr kennt, aber eines, das man damals nicht hätte missen mögen, ebensowenig wie die Weihnachtstransparente mit dem begleitenden Gesang des unsichtbar aufgestellten Domchors. Unschuldige Freuden des altväterischen Berlins, über welche der Strom eines neuen Lebens unbarmherzig hinweggerauscht ist! Man ist heute nicht mehr so naiv und empfindsam. Damals aber, wie feierlich gestimmt, verließ man die Akademie, wie heiter angeregt die Conditorei! Was sich darin ausgestellt fand, waren freilich nur Zuckerpüppchen; aber sie bedeuteten Etwas, sie hatten eine Meinung.

III.

Illustrirte Zeitungen und Witzblätter im heutigen Sinne gab es noch nicht in jenen glücklicheren Tagen; und da der Mensch im Allgemeinen und der Berliner im Besonderen derart gemacht ist, daß er ein wenig von Allem wissen und ein wenig über Alles herziehen, lachen und spotten will — in allen Ehren, versteht sich! — so mußte man sich zu helfen wissen und half sich, indem man das Amt des Censors dem Conditor übertrug. Dieser, ein schlauer Mann, und der die Dinge zu nehmen verstand, war es, der in seiner weißen Schürze und Zipfelmütze die Ereignisse des Jahres beleuchtete, und „den Abdruck seiner Gestalt" gleichsam, um mit Hamlet zu reden, auf den Weihnachtsausstellungen den Berlinern zeigte. Hier z. B. bei Fuchs sah man einmal, im Jahre 1822, den schönen Feramors und die holdselige Lalla Rookh, den dicken Faddladin und das ganze Gefolge, hundertundfünfzig kleine Personen, alle von Zucker, glitzernd und schimmernd in orientalischer Pracht — Nach-

bildungen der »tableaux vivans« aus Thomas Moore's Modegedicht, welche von wirklichen Prinzen und Prinzessinnen zu Ehren des russischen Großfürsten, und nachmals großmächtigen Kaisers Nicolaus, im Königlichen Schlosse gestellt worden waren, begleitet von der pompösen Musik des Ritters Spontini, der, als guter Wirth, nachher die Oper „Nurmahal" daraus gemacht hat. Unbeschreiblich war der Zudrang der Berliner, die mit zärtlicher Theilnahme für zwei Groschen Courant an diesem Abglanz des Hofes sich weideten; und unter ihnen H. Heine, der damals noch, ein loyaler junger Mann, nicht nur die hübschen Berlinerinnen, wenn sie himmelhoch auffjauchzten: „Ne, das is scheene," sondern auch die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften, ihre Pferde und sogar den Ritter Spontini bewunderte. Gab es indessen keine dergleichen Haupt- und Staatsactionen zu verzeichnen, so begnügte sich der Zuckerbäcker mit den Vorkommnissen des Alltags. „Es wird ein Bild aus dem Leben gegriffen, ein öffentlicher Ort, ein bekanntes Localereigniß, durch kleine Figuren von fünf bis sechs Zoll Größe dargestellt . . . . Einige haben auch mechanische Vorstellungen mit beweglichen Figuren. Ein Conditor hatte den Ausgang aus dem Theater, nach Beendigung des Stückes, ein zweiter die Eisbahn in dem Thiergarten" ꝛc. Zuweilen auch erlaubte man sich

den Witz (denn, bemerkt der Verfasser, „in Berlin heißt Alles Witz"), stadtbekannte Persönlichkeiten zu carrikiren, und einer dieser Unglücklichen, so berichtet unser Autor weiter, als er auf eine solche Weise sich ausgestellt sah, kaufte sein Bildniß, um es den Blicken der Menge zu entziehen. Am anderen Tage war es wieder da, und er kaufte dasselbe noch einmal. Als es aber auch am dritten und vierten Tag erschien, da gab er es auf; er merkte nun wohl, daß seine Mittel nicht ausreichen würden, den ganzen Vorrath anzukaufen. Aber die Sache war ruchbar geworden, und Jeder wollte nun solch' ein Püppchen besitzen, so daß der Conditor das beste, sein Original aber das schlechteste Geschäft machte. „Vorher lachte man über sein Bild, jetzt aber über ihn selbst", schließt unser Gewährsmann*). So harmlos war man damals in Berlin! Aber der „Kladderadatsch" hat die Weihnachtsausstellung getödtet, und was ich von derselben, in den ersten fünfziger Jahren noch, gesehen habe, war ein letztes Aufflackern vor dem Verscheiden, ohne daß irgend ein charakteristischer Zug mir erinnerlich geblieben wäre. Dagegen haben zwei oder drei Begegnungen diese Conditorei mir unvergeßlich gemacht.

Oft an den Nachmittagen traf ich hier einen

*) „Berlin wie es ist", Leipzig, 1827, S. 90, 91.

damals etwa vierzigjährigen Mann von feiner, unterſetzter Geſtalt, von feinen Sitten und feinem Urtheil. Er war der erſte Berufsſchriftſteller, mit dem ich in perſönliche Beziehung kam, und der Erſte, der mir in jenen Tagen des Anfangs, wo man ſich ſo leicht über Alles hinausſetzt, einen würdigen Begriff von dieſem Berufe gab. Verfaſſer zweier epiſch-lyriſcher Dichtungen, des „Victor“ und des „Hohen Liedes“, die bei der Jugend von 1848 außerordentlich gezündet, hatte er ſeitdem die gelehrte Laufbahn aufgegeben, um ſich ganz der Literatur zu widmen; und ſeine Kritiken in der „Nationalzeitung“ über Bücher, über Bilder und beſonders über das Theater gehörten zu dem Beſten, was in den Jahren geſchrieben ward, als die Journaliſtik eben eine Macht zu werden begann. Im innerſten Herzen ein Poet, und eben darum ſo warm für jede poetiſche Schönheit, dabei maßvoll und ſtreng, von hohen Anforderungen, mehr noch für ſich als für Andere vielleicht, immer träumend von neuen Gedichten, die er niemals geſchrieben, übte ſeine Kritik einen großen und heilſamen Einfluß. Wer weiß, ob die Beſorgniß, den eigenen Maßſtäben nicht zu genügen, dem Dichter nicht die Lippen ſchloß? Je mehr er der zeitgenöſſiſchen Production durch Lob und Tadel ſich förderlich erwies, deſto weiter ward er gleichſam der eigenen entrückt, bis eines Tages, in den erſten ſechziger

Jahren, uns die Nachricht überraſchte, daß Herr von Hülſen den gefürchteten „T"-Kritiker der damaligen Oppoſitionszeitung als Dramaturgen in die Verwaltung der königl. Schauſpiele berufen habe. Hier, in den feierlichen Räumen der General-Intendantur, entſchwand Titus Ulrich ſeinen alten Freunden allmälig; aber heute noch, wo er nach abermals fünfundzwanzig Jahren ehrenvoller Thätigkeit auch dieſen Poſten verlaſſen hat, ſeh' ich ihn vor mir, wie damals in der Conditorei von Fuchs unter den Linden. Ich entſinne mich noch des Augenblicks und der Erregung, die mich ergriff, als er hier eines Tages mir ſeinen Freund Karl Beck vorſtellte, der, um einige Jahre jünger als Titus Ulrich, damals auf der Höhe ſeines Schaffens und ſeines Ruhmes ſtand. Von zartem Körperbau, mit hellem Aug' und Haar, glich Beck keineswegs dem Bilde des feurigen Sängers der Freiheit im ungariſchen Schnürenrock, welches ich einmal vor einer Ausgabe ſeiner Gedichte geſehen, und unter welchem ich mir ſeitdem den Landsmann Lenau's, den Dichter des „Janko", der „Nächte", der „Lieder vom armen Mann" vorgeſtellt hatte. Dieſe Gedichte, die ſämmtlich vor das Jahr 1848 fallen, waren von einer mächtigen Wirkung geweſen und hatten ihrem Verfaſſer das Martyrium des politiſch Verfolgten eingebracht, welches, in der Stimmung jener Tage, für unzertrennlich galt

vom echten Dichterruhm. In dieser doppelten Glorie, den Traditionen meiner Jugend gemäß, erschien mir Karl Beck, als er, Anfang der fünfziger Jahre, zu Besuch in Berlin und ein gefeierter Gast war. Langsam jedoch, von Jahr zu Jahr mehr, verblaßte der eine Glanz mit dem anderen; als er nicht lange nach 1866 wiederkam, da sah ich fast einen Gebrochenen, und als er 1879 starb, war er ein halb schon Vergessener. So kurz ist das Gedächtniß der Menschen, oder so stark vielmehr und unwiderstehlich der Zug der Zeit. Wer an sie, wer an ihren Geist anknüpft, der muß es sich gefallen lassen, mit der Welle zu steigen und mit ihr zu sinken. Es mag für den Moment ein lohnendes, aber es wird für die Dauer immer ein fruchtloses Bemühen sein, dem Zeitgeist einen Ausdruck geben zu wollen — er hat nichts Bleibendes an sich, er lebt und er stirbt mit seiner Generation. Denn:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Die Welt von 1866 und 1870 verstand die von 1848 nicht mehr; Beck's ältere Gedichte, von so hinreißender Gewalt für diese, hatten ihren Zauber für jene verloren, und die neuen, die spärlich, in weiten Abständen noch hinzukamen, irrten wie suchend umher, ohne Boden zu finden. Es ist wirklich, als ob

das verhängnißvolle Jahr die Grenzscheide bilde. Wir freilich, in der Dämmerung zwischen den Zeiten, konnten kein deutliches Bewußtsein haben, weder von dem, was darin untergehen, noch von dem, was sich daraus emporringen sollte. Viel später erst, im Rückblick, ist uns Alles klar geworden.

Da geschah's auch einmal in jenen Tagen und bei Fuchs, daß der ältere Freund mir einen Mann zeigte, der in dem, nach Art eines Schweizerhäuschens eingerichteten Zimmer der Conditorei saß, dicht an der Thür. Er war unter einer großen Zeitung gleichsam verborgen, doch so, daß ich ihn von der Seite sehen konnte: die kurze, gedrungene Statur, das markige Gesicht, die mächtig hohe Stirn, die treuherzigen Augen, die Nase, der Mund stark ausgebildet, aber edel geformt und Wangen, Kinn und Lippen von einem stattlichen Vollbart umrahmt. „Soll ich Sie ihm vorstellen?" fragte der Freund; „er ist ein Schweizer und heißt Gottfried Keller." — Indem ich dies schreibe, sieht von der Wand herab sein Porträt, das Antlitz eines guten, ehrlichen Mannes, in welches zu blicken wohl thut, als ob es Einem die Versicherung von etwas Beständigem und Zuverlässigem gäbe. Der Ruhm hat keinen Zug darin verändert; älter geworden ist auch er, aber im innersten Wesen immer noch derselbe, wie vor vierunddreißig Jahren, als ich ihm unter der Thüre

von Fuchs' Conditorei zum ersten Male die Hand gab. Er war ein Unberühmter damals, fast noch ein Unbekannter; aber in dem nämlichen Jahr, 1854, erschien sein „Grüner Heinrich", und „die Leute von Seldwyla" folgten zwei Jahre später; und wenn nicht alsbald die Welt, so wußte doch nun derjenige Theil derselben, der in solchen Dingen den Ausschlag gibt, wer Gottfried Keller sei. Viele Jahre vergingen; die Fuchs'sche Conditorei war von der Erde verschwunden und die kleine Keller-Gemeinde längst zu einer Universalkirche der deutschen Literatur geworden. Da gab die Begründung der „Deutschen Rundschau" den Anlaß einer erneuten Verbindung, welche nicht mehr unterbrochen worden ist: was Keller seitdem geschaffen, das steht in den Blättern dieser Zeitschrift verzeichnet: die „Züricher Novellen", „das Sinngedicht", „Martin Salander" sind ihr schönster Ehrenschmuck geworden, und mir bedeuten sie fast noch mehr. Mir erscheinen sie, wenn mein eigenes persönliches Empfinden hier in Betracht kommen darf, als Denkmale jener derben, in sich geschlossenen, ein wenig rauhen Schweizernatur, die nicht um den Beifall der Menge buhlt, aber, fest an der Vergangenheit hängend, keinen Gewinn so hoch schätzt, „als daß sie Treu' erzeigen und Freundschaft halten kann." Kein Mann der vielen Worte, schweigsam, einsilbig, mit etwas Granitnem, gleich seinen

Bergen, und schwer in Fluß zu bringen. Aber manchmal, im Zwiegespräch, wie geht dieses Herz auf, und wie strömt die Rede dann aus den halb nur geöffneten Lippen, als ob sie noch immer Widerstand leisten wollten! „Es hat mich immer gekränkt", sagt „der grüne Heinrich"*) einmal, „weil es keinen größeren Plauderer gibt als mich, wenn ich zutraulich bin. Ich habe aber bemerkt, daß viele Menschen, welche das große Wort führen, aus denen nie klug werden, welche ihretwegen nie zu Wort kommen; sie fassen dann ein ungünstiges Vorurtheil, sobald sie mit Schwatzen fertig sind und es still geworden ist." In seinen Meinungen über Personen bestimmt, kritisirt er scharf und kurz, aber nicht bösartig, meist mehr kaustisch; und wiewohl seit einem Menschenalter auf die heimathliche Stadt am Zürichsee beschränkt, lebt er immerfort in den großen und allgemeinen Interessen der Gegenwart, wohl bewandert in all' ihren Einzelheiten. Aber wenn man mit ihm durch die Straßen von Zürich wandert, oder an den Ufern des See's oder auf den benachbarten Höhen, dann fühlt man, wie fest er auf diesem Boden steht, und wie seine Dichtung darin wurzelt. Einmal, an einem Sommernachmittag, als die Silberfirnen der fernen Alpen schon vom Niedergang der Sonne

*) Neue Ausgabe, Bd. I, S. 40.

glühten, und Vespergeläut aus der Stadt herauf-klang, ſtanden wir mit ihm auf dem Zürichberg; und öfter noch, in der Abenddämmerung, vor Groß-münſter und Lindenhof und in einer der alterthüm-lich winkligen Gaſſen vor dem Hauſe Rüdiger's von Maneſſe — dies Alles die Schauplätze ſeiner „Zü-richer Novellen". Und indem er langſam, ohne viel Aufhebens zu machen, von dieſen Dingen ſprach, mußte ich noch einmal des „grünen Heinrich's" ge-denken, daß, wie Ruhe in der Bewegung die Welt hält und den Mann macht, ſo auch hier (in der Dichtung) „nur Schlichtheit und Ehrlichkeit mitten in Glanz und Geſtalten herrſchen müſſen, um etwas Poetiſches oder, was gleichbedeutend iſt, etwas Leben-diges und Vernünftiges hervorzubringen" *).

So fand ich ihn, als ich ihn zum erſten Male wiederſah ſeit dem Begegnen in Berlin, unverändert, bis auf den ergrauenden Bart; und ſo ſchaut auf mich herab ſein Bild, deſſen geſchnitzten Rahmen das Schweizerkreuz und ein welker Roſenſtrauß ſchmücken.

Noch eine liebe Gabe bewahren wir von ihm: ein ſtimmungsvolles Blatt, welches eine Waldland-ſchaft darſtellt und die Unterſchrift: „Berlin 1855" trägt. Auf die Rückſeite hat er folgende Verſe geſchrieben:

---

*) Daſ. Bd. III, S. 8.

„Dies trübe Bildchen ist vor dreiundzwanzig Jahren
Im einstigen Berlin mir durch den Kopf gefahren;
Mit Wasser wurd' es dort auf dem Papier fixiret,
Von Frau Justinen nun dahin zurückgeführet,
Wo es entstand, vom regnerischen Zürichsee
Bis hin zur altberühmt- und wasserreichen Spree.
Auf Wellen fähret so, ein Niederschlag der Welle,
Des Lebens Abbild hin, die blöde Aquarelle.
Zürich, 29. August 1878. Gottfr. Keller."

Reminiscenz einer Reihe von Regentagen, die wir dennoch, in der Nähe des verehrten Mannes, froh verlebten, zeigen auch diese Zeilen, daß das Andenken Berlins bei Keller nicht erloschen ist. Er hat ihm mehrere Gedichte gewidmet, so das vom Tegelsee, den er besucht, wenn ihn das Weh nach der Heimath ergreift; so das von der Polkakirche, dem Weihnachtsmarkt, der Biermamsell, deren Witz noch eher angeht als ihr bairisch Bier; so das vom Sonntag —

„Fernhin watet in dem Sande
Staubaufregendes Volk Berlins" —

so das schönste von allen, „Berliner Pfingsten", wo der Dichter von drei rüstigen Weibern drei frisch-gewaschene Mädchensommerkleider an Stangen über die Straße tragen sieht — wahrscheinlich aus dem „Leinen- und Wäschegeschäft von J. W. Tietz", im Hause der Mohrenstraße Nr. 6, in welchem der Dichter damals wohnte:

„Luſtig blies der Wind, der Schuft,
Falbeln auf und Büſte,
Und mit friſcher Morgenluft
Füllten ſich die Brüſte;
Und ich ſang, als ich geſeh'n
Ferne ſie entſchweben:
Auf und laßt die Fahnen weh'n,
Luſtig iſt das Leben!" *)

Es waren fünf der wichtigſten Jahre ſeiner Entwicklung, 1850—1855, welche Keller, von der Malerei zur Literatur übergehend, in Berlin zugebracht hat. Hier, an der Dreifaltigkeitskirche, dem heutigen Kaiſerhof gegenüber, an deſſen Stelle damals eine Apotheke ſtand, in dem Hauſe Kanonier- und Mohrenſtraßenecke Nr. 6, noch heut' ein altmodiſcher Bau, wie er Keller gefallen haben mag, mit Bogenfenſtern und allerlei ſeltſamem Zierrath an den Wänden (jetzt aber leider ohne das Leinen- und Wäſchegeſchäft), hat er den „grünen Heinrich" vollendet, und in einem andern ſtillen Winkel, der nunmehr verſchwunden iſt, dem „Bauhof", zwiſchen Dorotheenſtraße und Kupfergraben, einen Theil ſeiner „Leute von Seldwyla" geſchrieben; hier aber auch Anregungen empfangen, die heute noch in ihm nachwirken. Bevor er nach Berlin ging und immer nachher hat Keller eine Brille getragen; in Berlin nicht — „vielleicht aus Eitelkeit nicht", meinte er

*) Geſammelte Gedichte, S. 359—365.

bei unserem jüngsten Zusammensein lächelnd in seiner eigenthümlich kurzen Weise, „und daher mag es wohl auch kommen, daß ich in Berlin Nichts gesehen habe", was indessen nicht buchstäblich zu nehmen ist. Man braucht diese Saite nur zu berühren, und sie beginnt zu klingen. Das Leben „im einstigen Berlin", wie Keller von dem sagt, das er gekannt, war — wenn in jeder andren Hinsicht dürftiger, kümmerlicher als das heutige — doch von einer stärkeren literarischen Atmosphäre. Man hat viel über die ästhetischen Thees jener Tage mit ihren durchsichtigen Butterbröden — und welches Brod und welche Butter! — gespottet; aber die Literatur stand sich dabei doch besser, als bei den opulenten Diners, welche jetzt Mode sind.

Von größerer Bedeutung noch waren die Conditoreien, die man damals „Leseconditoreien" nannte: die Sammelplätze des geistigen Lebens und von bestimmendem Einfluß auf die öffentliche Meinung. Allen gemeinsam waren die großen Tassen, anzusehen wie die Bowlen oder die Kübel, und die beiden neusilbernen Kannen, aus deren einer der Kaffee, aus deren anderer die Milch in unversiegbaren Strömen floß. In jeder sonstigen Hinsicht hatte jede von ihnen ihren besonderen Charakter und ihre Specialität. Spargnapani schräg über, auf der Nordseite der Linden, war die Conditorei der literarischen und

mehr noch der Gelehrtenwelt; hier, außer den unentbehrlichsten Tagesblättern, hatte man die kritischen Journale jener Zeit, und diese waren die begehrteren. Aber man mußte früh kommen am Montag Morgen, wenn man statt der sehnlich erwarteten neuen Nummern nicht die zerlesenen der vorigen Woche finden wollte. Denn die Concurrenz war groß und die List, mit der Einer dem Anderen den Vorsprung abzugewinnen suchte, noch größer. Das kleine Regal, welches alle diese Schätze barg, war stets belagert, und man betrachtete Jeden, der davor stand, als seinen persönlichen Feind. Man wußte genau, mit wem man im einzelnen Falle den Kampf aufzunehmen habe, z. B. wegen des Londoner „Athenaeum" oder Prutz'schen „Museum"; und hatte man das Unglück, eine Minute später einzutreffen als er, so mußte man sich damit begnügen, den Sieger nicht mehr aus dem Auge zu lassen. Und es waren keine freundlichen Blicke, die man ihm zuwarf. Heute noch, wenn ich einem solchen, sonst durchaus harmlosen Manne begegne, der unterdeß sein gesetztes Alter erreicht hat, wie ich selber, überkommt mich Etwas von der Ungeduld der Jugend, und ich möchte ihn — doch nein! ich will nicht sagen, zu welch' bösen Gedanken man sich hinreißen ließ, wenn man bei Spargnapani wartend saß. Denn sie waren gründliche Leser, diese Herren, und Stunde nach

Stunde verrann, bis endlich sie das letzte Blatt umgeschlagen und nun — o schrecklichste der Enttäuschungen! — wenn man sich auf seine schwer errungene Beute zu stürzen dachte, der weißgeschürzte Kellner dazwischen trat mit den kühlen Worten: „Bitte, das Journal ist schon bestellt.“ Es ist gut, daß damals die Zeit billiger war in Berlin als heute; ich würde sonst ein kleines Vermögen mit dem „Athenaeum“ allein verloren haben. Aber diese Zeitschriften, die nur alle Wochen kamen, waren nichts gegen die Zeitungen, die jeden Tag erschienen. Dort galt Verschlagenheit und Geduld, hier aber galt die nackte Gewalt und das Faustrecht. Niemals, in allen meinen juristischen Collegien, ist mir das Savigny'sche Recht des Besitzes so klar geworden, wie in diesen Conditoreien. Denn hier *saßen* die Leute auf den Zeitungen, die sie lesen wollten, nachdem sie ihre Tasse Kaffee getrunken oder ihr Stück Kuchen gegessen hatten. Es gab kein anderes Mittel, sich dieselben zu sichern. Einige waren auch da, die noch weiter gingen: sie hatten zwei Zeitungen vor sich, die sie lasen, und zwei Zeitungen, die sie lesen wollten, unter den Armen und zwischen den Knieen, und sie hüteten diesen ihren Raub mit der Wildheit des Tigers, weswegen sie „Zeitungstiger“ hießen. Jede dieser Conditoreien hatte ihren Zeitungstiger, und sie waren gefürchtete Menschen. Sanft aber und gütig, stets

mit einem verbindlichen Lächeln um die Lippen, waltete hinter dem Ladentische Herr Spargnapani seines Amtes; auch er einer von den klugen Graubündtnern, die, von ihren Bergen herabgestiegen, zu Rang und Reichthum gelangten in der edlen Kunst der Zuckerbäckerei. Die Welt ist nüchterner oder substantieller geworden seitdem, und Herr Spargnapani, der nach der Natur seines Metiers nur mit dem Idealismus rechnen konnte, hat sich zurückgezogen. Seine Conditorei hat sich in eines der elegantesten Restaurants verwandelt, und wer jetzt die glänzenden Räume betritt, wird sie nicht wieder erkennen. Aber es ist die Frage trotzdem, ob wir nicht glücklicher und froher waren in den Tagen des „Athenaeum" und des dünnen Kaffees, als in diesen der Austern und des Champagners, wiewohl ich auch gegen sie nichts sagen will. Denn sie sind beide vortrefflich bei Dressel, nur ein wenig theuer.

Von der andern Conditorei, welche nach der Dynastie Stehely genannt wurde, ist nicht einmal soviel als das Local übrig geblieben. Sie war die Conditorei der Journalisten und Politiker und lag, dem Gensdarmenmarkt gegenüber, an dem Theil der Charlottenstraße, welcher in den letzten zehn Jahren bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet worden ist. Nur der König Salomo, mit dem biblischen Talar bekleidet, mit Krone und Halskette, lange Zeit das

Wahrzeichen dieſer Gegend, iſt wieder aufgerichtet worden an dem unterdeß neu erſtandenen Prachtbau der einſt ſo beſcheidenen König Salomo-Apotheke. Doch von der Beletage, vor welcher er ehemals in aller Bequemlichkeit reſidirt, iſt er nun hinaufgerückt bis hoch über den vierten Stock, in eine Art Thürmchen über dem Dach, wo man den alten Freund kaum noch erkennen kann; und auch ſein gülden Gewand hat ſich unterdeß in eintöniges Braun verwandelt, als ob der arme König noch einmal erkennen ſolle, daß „Alles eitel“. Dicht nebenan war die Stehely'ſche Conditorei, bis im Jahre 1876 auch ſie geſchloſſen und das Haus abgeriſſen ward.

Ihre Glanzzeit lag jenſeits meiner eigenen Erinnerung; ja, ſie begann in einem Local, welches nicht einmal mit dem von mir noch gekannten identiſch war, übrigens nicht weit davon entfernt, an der Ecke der Jägerſtraße. Hier, in dieſer alten Conditorei ſah E. T. A. Hoffmann — denn wo könnte man im ehemaligen Berlin gehen, ohne ſeinem Schatten zu begegnen? — ſilberne Löffel tanzen und die Kaffeekannen ein Ave Maria beten; und hier carrikirte Heine den Herrn von Raumer. Der Umzug in die ſpäteren Räume fand 1839 oder 1840 Statt; und auch ſie waren gewiſſermaßen ſchon durch ihre Vergangenheit geweiht. Es hatte ſich in Stehely's Conditorei die Tradition erhalten, und ſie wurde bis

zuletzt geglaubt, daß in dem, was nachmals unter dem Namen der „rothen Stube“ berühmt war, einst Wolfgang Amadeus Mozart logirt habe, bei jenem Besuche Berlins, im Winter 1790, wo König Friedrich Wilhelm II. dem Componisten des „Don Juan“ die Stelle des Capellmeisters an seinem Opernhaus anbot mit einem Gehalt von 3000 Thalern. Worauf Mozart, der als Kaiserlicher Kammercomponist nicht mehr als 800 Gulden bezog, mit seinem echt Oesterreichischen Herzen und Wiener Accent geantwortet haben soll: „Kann ich meinen guten Kaiser verlassen?“ Sie starben beide bald, der Kaiser Joseph noch in demselben Winter, Mozart im folgenden Jahr, und das Ganze mag eine Sage sein, die sich vielleicht hier, in dem Bereiche von E. T. A. Hoffmann's Phantasiestücken localisirt — in diesem Umkreis, wo „Ritter Gluck“ ihm im Jahr 1809 begegnet und er jener Aufführung des „Don Juan“ beigewohnt hat, die er selber als „eine fabelhafte Begebenheit“ bezeichnet. Doch, als ob Etwas von diesem Geiste der alten Stätte geblieben sei: man fand bei Stehely stets eine Fülle musikalischer Zeitschriften, namentlich die Schumann'schen, so daß man sich wirklich manchmal wie im Bann der „Kreisleriana“ fühlte, mit den Wolken des Rauchzimmers nebenan, in denen sich die verwandten Erscheinungen Callot-Hoffmann's und Robert Schumann's zu grüßen

ſchienen. Ein ſchärferer Wind freilich hatte hier einmal geweht; hier in der „rothen Stube“ — wie gut ich ſie noch gekannt, denn immer wieder aufs Neue wurde ſie roth tapeziert — war das Lager und Hauptquartier der „Vormärzlichen“ und gleichſam das Rütli des jungen Deutſchlands geweſen; von hier aus hatten die „Rheiniſche Zeitung“ und die „Halliſchen Jahrbücher“ ihr ſchweres Geſchütz, und die liberalen Blätter der Provinz und des deutſchen „Auslandes“ ihre Correſpondenzen bezogen*); dieſe Wände ſahen ſie, die zwiſchen einer Revolution und der anderen, der von 1830 und der von 1848, aufflatterten wie die Sturmvögel, unruhige Geiſter, einſt Bundesgenoſſen, deren Wege nachmals weit auseinander gingen, Karl Gutzkow und Theodor Mundt, Ludwig Buhl, Max Stirner, Edgar und Bruno Bauer —

Politik allein, ſo ſchnattern ſie laut, und eßen Baiſers bei Stehely —

wie es in einer Parabaſe der „Politiſchen Wochenſtube“ von Robert Prutz heißt. Hier, in dem nämlichen Jahre 1848, ward von Zabel, Rutenberg und Mügge die „National-Zeitung“ begründet; hier aber auch, beim Kaffee des Nachmittags oder beim Eiergrog des Abends (für welche beide Getränke Stehely berühmt war) konnte man die Profeſſoren Lachmann,

*) Saß, Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwicklung, S. 71.

Dirichlet und Dove ſehen. Die Zeiten und der Ton in Stehely's Conditorei waren ruhiger geworden, als ich zuerſt dahin kam; und ich brauche nur die Augen zu ſchließen, ſo ſtehen die drei Stüblein wieder vor mir, wie ſie damals waren, und ich ſehe noch einmal die Geſtalten, die darin zu meiner Zeit umherwandelten.

Ich ſehe den alten Munk, den Reporter der „Spener'ſchen Zeitung" — beide lange todt, der Reporter und die Zeitung. Der alte Munk war eigentlich immer in Stehely's Conditorei; wann man auch kam, man traf ihn, Morgens, Mittags und Abends, umhergehend, aus einem Zimmer in das andere, hinhorchend auf jedes Geſpräch, dankbar für jede Neuigkeit, die man ihm erzählte. „Wir werden die Notiz morgen geben", ſagte er, ſein Taſchenbuch hervorziehend, und ruhig, immer im Gehen, ſchreibend. Aber wenn der Morgen kam, ſo war die Notiz entweder nicht da, oder in einer ſolchen Verkürzung, daß man ſie zwiſchen den anderen kaum herausfinden konnte. „Mein Redacteur iſt ein ungerechter Menſch", hätte der Arme mit Schmock in Freytag's „Journaliſten" ſagen dürfen; „er ſtreicht alles Gewöhnliche und läßt mir nur die Brillanten ſtehen. Aber wie kann ich ſchreiben lauter Brillantes die Zeile für fünf Pfennige?" Es iſt tröſtlich zu erfahren, daß ihm ſchließlich ein Stammgaſt noch ein kleines Capital vermachte, deſſen Zinſen ihn für den Ausfall

dessen entschädigt haben mag, was der „ungerechte Mensch," der Redacteur, ihm gestrichen. Da war ferner der alte Pfuel, der General, der einst, in seinen jungen Jahren, der Freund und Stubengenoß von Heinrich von Kleist, dann in Wien lange Zeit mit Theodor Körner zusammen, dann, nach dem Einzug der Alliirten, Commandant von Paris und zuletzt, im September 1848, Kriegsminister und Ministerpräsident in Berlin gewesen, — jetzt, in seinem hohen Alter, ein Achtziger, das frisch geröthete Gesicht und die freie Stirn von weißem Haar umwallt, wie von einer Mähne, liebenswürdig, heiter, gesprächig, immer noch jünglingshaft, wenn er von der Vergangenheit sprach), eine lebendige Chronik der Zeit. Da traf ich auch einige von den Männern wieder, die ich in London als politische Flüchtlinge kennen gelernt an dem dürftigen Tische des Exils in St. Martin's Lane, und die nun zurückgekehrt waren mit Beginn der „neuen Aera". Damals, in dieser politischen Frühlingszeit, trat einmal ein Mann zu mir, den ich zuvor in Stehely's Conditorei nicht gesehen — ein angehender Funfziger, kurz, stämmig, gedrungen, von behaglicher Figur, das Bild blühender Gesundheit und geistiger Kraft, mit braunem, sich kräuselndem Haar und hellen, graublauen Augen voll Glanz und gewinnender Freundlichkeit. „Ich bin der Auerbach," sagte er, indem er mir seine Rechte entgegen-

ſtreckte. Wie ich ſie mit beiden Händen drückte! Denn die Verehrung für Berthold Auerbach war eine von den Traditionen meines Elternhauſes; ſchon auf der Schulbank hatte ich ein Gedicht an ihn gemacht. Aber er bemerkte ſogleich und ich verhehlte ihm nicht, daß ich ihn mir ganz anders vorgeſtellt hatte. „Laſſen Sie mich Ihnen erzählen," rief er, „was der Uhland geſagt hat. Der Auerbach iſt ein klein's ſchwarz' Männle, hat er geſagt, aber er gleicht dene Würzburger Borbeutelflaſchen. Die ſind auch klein und ſchwarz; aber es iſt halt 'was d'rin." Er lachte gutmüthig, und ich lachte mit ihm und habe ſpäter gefunden, je mehr ich ihm freundſchaftlich näher kam, daß das, was man Auerbach's Eitelkeit nannte, in ſeinen guten Jahren, den Jahren ſeines eigentlichen Schaffens, harmlos war, wie die Freude eines Kindes. — So zieht ein ganzes Stück Vergangenheit, und kein geringes, an mir vorüber, wenn ich an Stehely denke. Hier ging es nicht feierlich her, wie bei Spargnapani, wo Jeder nicht nur ſeine Zeitung, ſondern auch ſeine Ruhe haben wollte, um kein Wort zu verlieren: hier bei Stehely vielmehr herrſchte ein ungezwungenes Benehmen; die Bekannten fanden ſich täglich an denſelben Tiſchen zuſammen, und die Meinungen wurden ausgetauſcht. In allen Ereigniſſen, ſeitdem es in Berlin ein öffentliches Leben gab, hat Stehely ſeine Rolle geſpielt, und das

Schauspielhaus gegenüber war sehr aufmerksam auf das Urtheil, das die Habitués dieser Conditorei fällten. Wie manches bedeutenden Gespräches kann ich mich noch entsinnen aus dem Rauchzimmerchen, welches hinten hinaus lag, sein spärliches Licht vom Hofe empfing und stets mit einer dicken Luft erfüllt war, die nach Kaffee, Zeitungen und Tabak roch. Belletristik, mit Ausnahme des „Beobachters an der Spree", den ich vor seinem Hinscheiden auch noch bei Stehely kennen lernte, kam niemals in diese Räume. Die politische Presse dagegen war ziemlich vollständig vertreten; doch auch das begehrteste Blatt immer nur in einem Exemplar, und ich erinnere mich, welche Sensation es machte, als es eines Tages hieß: „Bei Stehely's wird die Nationalzeitung in zwei Exemplaren gehalten!" Die beiden Brüder, Stepani geheißen, Inhaber des Geschäfts, der ältere brünett, untersetzt, von ernster, schweigsamer Gemüthsart, der jüngere schlank, blond, munter, und beide in lange weiße Schürzen gekleidet, gingen ab und zu, bedienten ihre Gäste und benutzten jeden Augenblick, um sich hinter den Ladentisch zurückzuziehen und ihre vaterländische Zeitung zu lesen, die im besten Romansch, der Sprache der rhätischen Alpen, verfaßt war. Denn auch sie stammten aus dem Engadin; und der jüngere derselben ist einem von den alten Besuchern — Excellenz von Loeper,

dessen Namen in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt bleiben darf — als „Stehely“ schon lange nicht mehr war, vor zwei Jahren in Samaden wieder begegnet, wo der ehemalige Conditor vom Gensdarmenmarkt sich der Heimath und eines gesegneten Alters erfreute.

Die dritte Conditorei von Renommée war die Josty'sche an der Stechbahn: die Conditorei der höheren Beamten und Militärs, namentlich der pensionirten, und dies wohl auch der Grund, weshalb wir Jüngeren sie wenig aufsuchten. Erinnerlich ist sie mir auch nur wegen eines schönen alten Mannes, der täglich hier, um die Mittagsstunde, zu treffen war in Begleitung einer Dame, die nicht eben alt, doch auch nicht aussah, als ob sie jemals jung gewesen: des Herrn von Varnhagen und seiner Nichte, Ludmilla Assing. Es war ein wunderliches Paar, wenn sie so mitsammen über die Straße schritten; er, der hohe, kräftige, breitschultrige Greis mit dem feinen Diplomatenkopf und sie, die kleine, bewegliche Person, deren ganzer Körper zitterte, wenn sie sprach. Sie war von einer unendlichen Güte gegen ihre Freunde, stets zu helfen bereit und im höchsten Grade selbstlos; mir sind nur gute Züge von ihr bekannt: was sie in Irrthümer verstrickt, will ich hier weder erklären noch entschuldigen. Damals war sie noch weit davon entfernt und unzertrennlich von ihrem

Onkel, dem sie in der That unentbehrlich geworden war. Ein- oder zweimal bin ich mit ihnen in Josty's Conditorei gewesen. In diesen Kreis von alten Officieren, alle mit grauen Schnurrbärten und alle noch überlebende Zeugen der großen Zeit von Deutschlands Erhebung, paßte Varnhagen vortrefflich hinein, den ich niemals, auch unter seinen Büchern und an seinem Schreibtisch nicht, ohne das schwarz-weiße Band mit dem eisernen Kreuz im Knopfloch gesehen habe. Wir, die wir unsern Patriotismus einzig an der Geschichte der Befreiungskriege genährt hatten, blickten mit einer Art von Ehrfurcht zu diesen Männern von fast schon historischem Charakter auf; kein Wunder aber auch, daß, festhaltend an den alten Ideen von 1813, sie selber, oder doch viele von ihnen, sich in Widerspruch fühlten mit dem neueren Militärgeist, der Allem, was „Civil" hieß, so schroff gegenüberstand. Sie hatten den Bürger, ohne welchen der vaterländische Boden niemals frei, die Schlachten nicht gewonnen worden wären, anders kennen gelernt und achteten seine Rechte. Was aus Varnhagen's Nachlaß durch seine Nichte veröffentlicht ward, das war der Ausdruck dieser und zahlreicher anderer Kreise von Malcontenten, die darum noch lange keine Demokraten waren. Aus dieser Stimmung des unterdrückten Mißbehagens, der schweigenden Opposition beurtheilt, wird man weniger hart gegen das An-

denken Varnhagen's sein dürfen, der, wenn er sprach, nur von Wenigen gehört, und wenn er schrieb, erst nach seinem Tode gelesen sein wollte. — Die Stechbahn ist lange dahin; aber die Josty'sche Conditorei lebt noch, oder ist vielmehr wieder aufgelebt in einem neuen Local vor dem Potsdamer Thor, und neue Menschen bewegen sich darin; aber das Sonnenlicht bei Tage und das elektrische Licht bei Nacht fällt noch immer auf die alten Wandgemälde König Friedrich Wilhelm's III. und König Friedrich Wilhelm's IV. in voller Uniform, welche einst das Etablissement an der Stechbahn schmückten.

Eine der wenigen Conditoreien des älteren Berlins, welche nicht nur ihren Namen, sondern auch ihren Platz behauptet haben, ist die Kranzler'sche, heute noch in ihrem Aeußern und ganzen Wesen unverändert, wie ich sie gekannt habe, so lange ich denken kann — von einer gewissen, etwas abgeblaßten Vornehmheit, gleich altem Geschlechtsadel, den Emporkömmlinge ringsum durch Reichthum, Lärm und bunte Pracht zu verdunkeln streben. „Kranzler's Ecke", — welch' ein Zauber lag einst in diesem Wort! Es war der Inbegriff und Auszug gleichsam von Allem, was elegant und nach der Mode, von Allem, was es für den Berliner täglich wieder Neues und für den Fremden Verlockendes gab in Berlin,

die Quinteſſenz und fine fleur der Linden. Das Charakteriſtiſche von Kranzler war, daß man nicht in der Conditorei, ſondern vor derſelben, auf der ſchmalen Erhöhung, ſaß oder ſtand oder an dem Gitter lehnte. Man kam nicht hierher, um Zeitungen zu leſen; und außer der Kreuzzeitung, der Spener'ſchen, dem Staatsanzeiger und dem Militärwochenblatt gab es auch nur wenig davon. Man kam hierher, um ſich einmal den Luxus des Eiseſſens und Nichtsthuns zu gönnen, um zu lorgnettiren und Cigaretten zu rauchen; denn auch die Cigaretten hatten damals noch etwas Fremdartiges und Diſtinguirtes. Das Schauſpiel des Flanirens, ein ungewohntes in dem arbeitſamen Berlin jener Tage, bot ſich einzig an Kranzler's Ecke. Sie war gefährlich für junge Damen. Denn Kranzler's Conditorei war, in ihrer Blüthezeit, das Haupt- und Standquartier des preußiſchen Gardelieutenants — und ſie waren keine ſehr angenehmen Leute, dieſe jungen Herren, wenn man die Wahrheit ſagen will. Und doch ſind ſie es geweſen, dieſe verſpotteten Helden von Kranzler's Ecke, welche nachmals, zehn, zwanzig Jahre ſpäter die Bewunderung der Welt erregten und den Dank ihres Vaterlandes gewannen. Mit Stolz blicken wir heut' auf den preußiſchen Officier, das Muſter ebenſo ſehr der Tapferkeit und Mannszucht,

als des ritterlichen Anstandes und höflichen Betragens. Damals, in dem unklaren Gefühl eines Thatendranges, dem nirgends Aussicht auf Befriedigung ward, in einer schiefen Stellung Allem gegenüber, was nicht Militär war, gefielen sie sich in dem Ton einer durch nichts gerechtfertigten Ueberhebung, die jedoch in der That nur die Maske der inneren Verstimmung, der Unbefriedigung war. Was ihnen fehlte, war die Gelegenheit, sich zu zeigen, der Krieg, der Erfolg; und alles Dies haben sie seitdem in reichstem Maße gehabt. Seitdem aber auch lungern sie nicht mehr an Kranzler's Ecke; sie haben andere, würdigere Felder der Thätigkeit gefunden, und wir gestehen mit Vergnügen, daß es, abgesehen von ihrer militärischen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit, keine liebenswürdigeren, feingebildeteren Männer gibt, als die preußischen Officiere, bis zum jüngsten Lieutenant hinunter. Man frage doch nur unsere Damen, wer ihnen auf dem Trottoir ausweicht oder im Pferdebahnwagen Platz macht. Ich will nichts gegen unsere bürgerliche Jugend sagen; aber in der Schule der Höflichkeit könnte sie viel von den Officieren lernen, und nicht nur, wenn es sich um junge, schöne Damen handelt. Was diese betrifft, so will ich nicht behaupten, daß für sie der Gardelieutenant nicht derselbe geblieben, der er einst an Kranzler's Ecke war;

aber sie hat sich geändert, die Ecke. Von beiden Seiten, Linden und Friedrichstraße, fluthet jetzt ein solcher Menschen- und Wagenstrom um sie her, daß der Uebergang, wenn auch aus anderen Gründen, gefährlich ist, und nicht für junge Damen allein. Von Flaniren, von Lorgnettiren keine Rede mehr — denn wer auch vermöchte nur einen Augenblick stille zu stehen in dieser immerwährenden, ungeheueren Bewegung? Aber sie sieht sich nicht übel an, wenn man an einem der Fenster im Innern der Conditorei Platz genommen hat; wenn aus der Tiefe der Friedrichstraße Militärmusik heraufklingt und die Wachtparade mitten in diesem Menschengewühl, im Frühlingssonnenschein, vorüberzieht nach dem Königlichen Palais, während weit unten, im Schatten, zwischen den hohen Giebeln und reich ornamentirten Fronten der Centralhôtelgegend, auf mächtigem Viaduct, ein Zug der Stadtbahn dahingleitet. Altes und neues Berlin — welch' eine Kluft scheint sie zu scheiden, und wie nahe berühren sie sich doch in diesen letzten, übriggebliebenen Winkeln! Es sind immer noch dieselben Räume, doch ein anderes, bescheideneres Publicum verkehrt jetzt darin. Der würdige Paterfamilias führt am Sonntag seine Gemahlin und Tochter hierher; der behäbige Berliner Bürger, wenn er mit seiner Alten Unter die Linden kommt, tractirt sich

und ſie in dieſer Conditorei mit Eisbaiſers und Liqueuren; hier und dort ein Beamter in geſetzten Jahren, der ſein Paſtetchen verzehrt und zuweilen ein paar des Handelſtands befliſſene Jünglinge, die doch auch einmal ſehen wollen, wie es bei Kranzler hergeht — in Summa keine ſehr amüſante Geſellſchaft, aber eine ruhige, discrete. Kranzler hat auch darin Etwas von ſeinen alten conſervativen Gewohnheiten bewahrt, daß man in den Zimmern nicht rauchen darf.

Wenn man Tabaksqualm und Lärm, Wandgemälde, vergoldete Plafonds, Spiegelſcheiben, Cryſtallkronen, Glühlicht, Springbrunnen, Palmengruppen und Hunderte von Menſchen haben will, ſo braucht man ſich nur, wenige Schritte weiter, in das Café Bauer zu bemühen. Noch ſind es keine fünfzehn Jahre, daß ich in einer Parallele zwiſchen „Wien und Berlin“ das dortige Café unſerer Conditorei als etwas durchaus Fremdes gegenüberſtellte. Dieſe kurze Zeit indeſſen hat genügt, uns mit der Inſtitution bekannt zu machen und mehr als das. Wir haben jetzt unſere Wiener Café's überall, in jedem Stadttheil, faſt in jeder Straße, wohin wir blicken. Wir haben ihn jetzt, den behaglichen Luxus, der nicht viel koſtet, aber auch nicht viel einbringt; den guten Kaffee, Zeitungen, ſo viel wir wollen. Die trefflichen Engadiner, die gleichſam im Gefolge von

Friedrich's des Großen Siegeseinzügen einst nach Berlin kamen, haben, als die vernünftigen Männer, die sie sind, die Concurrenz aufgegeben und sich zur Ruhe gesetzt. Das Wiener Café hat die Conditorei vollständig verdrängt; aber, ich fürchte, mit ihr auch ein gut Stück alten Berliner Lebens.

IV.

Zur Seite der Linden, wenn man durch eine der kleineren Nebenstraßen, Schadowstraße oder Neustädtische Kirchgasse geht, kommt man in eine Gegend, welche mehr noch, als irgend eine ringsum, die Spuren ihrer zweihundertjährigen Vergangenheit zeigt. Nicht auf den ersten Blick; denn glänzender, mehr von den Veränderungen der jüngsten Zeit ergriffen und verschönert, stärker von den beständig zunehmenden Massen des Geschäfts- und Fremdenverkehrs durchfluthet, ist wohl kein Straßengeviert gleichen Umfangs in ganz Berlin als dieses zwischen der Großen Friedrich- und der Neuen Wilhelmstraße, zwischen Linden und Spree. Hier, wenn irgendwo, hat man auf einem verhältnißmäßig engen Raume zusammen alles Das, was unsere Stadt in unglaublich kurzer Zeit so völlig umgestaltet, und nirgends bewunderungswürdiger als in eben diesem Revier, bis vor wenigen Jahren eines der stillsten von Berlin

und, trotz der Nähe der Linden, wie weit ab von dem Treiben der Welt. Wer Ruhe ſuchte, konnte ſie hier finden, in dieſen Straßen von kleinſtädtiſchem Anſehen, wo die Kinder vor den Thüren ihrer Eltern ſpielten und ihre fröhlichen Stimmen faſt die einzigen waren, die man vernahm; in dieſen einſtöckigen Häuſern, deren Bewohner ein Nachbargefühl miteinander verband; in dem ſchattigen Umkreiſe des Gotteshauſes, der Kirche, von Dorothea, der guten Kurfürſtin, A. D. 1678 gegründet und nach ihr die Dorotheenſtädtiſche genannt, wie der ganze Stadttheil, die Dorotheenſtadt, die nachmals, um die Kirche herum, entſtand. Im Frieden der Kirche wuchs er langſam empor und dehnte ſich allmälig aus, aber nicht weiter als das Geläut ihrer Morgen- und Abendglocken klang, bis zum Ufer der Spree, deren Sand und Moraſt ſich in Gärten verwandelten. Ein Geiſt der Beſchaulichkeit und des Nachdenkens ruhte lang auf dieſer Gegend, und die Muſen liebten ſie. Namen von unſterblichem Klange ſind mit ihr verbunden. Mehr als ein jugendliches Gemüth erfüllte ſich in ihr mit den erſten Eindrücken des Lebens, um es ſpäter, in den Tagen der Reife, künſtleriſch nachzubilden; und manch' ein Werk, welches der Wiſſenſchaft zum Ruhm oder der Literatur zur Zierde gereicht, ließe ſich wohl in ſeinen Anfängen zurückverfolgen bis zu den beſcheidenen

Studentenwohnungen der Mittel- und Dorotheenstraße, wie sie vormals waren.

Heute, wo hier am Stadtbahnhof der Friedrichstraße, dem turbulentesten und gedrängtesten unserer Stadt, dem eigentlichen Knotenpunkt ihres Bahnsystems, sich einige von den Monstrehôtels nach amerikanischem Muster erheben, deren Fronten die Länge mehrerer Straßen beherrschen, hat dieser Charakter sich beträchtlich geändert; aber gänzlich verschwunden ist er darum nicht. Hunderte von Zügen sausen und rasseln im Laufe eines Tages, von fünf zu fünf Minuten und oft in noch kürzeren Zwischenräumen, über diesen Straßen hin und her, und in ihnen, von dieser ungeheueren Bewegung erfaßt und getrieben, rollen die Wagen und ziehen die Menschen wie Meeresfluthen, welche scheinbar keinen Anfang und kein Ende haben. Aber mitten in dieser Rast- und Ruhelosigkeit hat sich doch noch, hier und dort, in einem geschützten Eckchen, Etwas erhalten, was die Züge der alten Zeit bewahrt; und diesen Dingen der Vergangenheit nachzugehen, in dem ungeheueren Strom und Strudel der vorwärts drängenden Zeit, die kein Erbarmen kennt und aller Pietät Hohn spricht, plötzlich dem Rest eines anderen Jahrhunderts zu begegnen und nun, im Alten noch befangen, ebenso plötzlich überrascht zu werden durch die Großartigkeit und Schönheit des Neuen, das Eine dicht

neben dem Andern und Alles im Zusammenhange das Bild einer Entwicklung, wie sie dem Auge sichtbar nicht leicht zum zweiten Male sich zeigt: das ist ein Reiz für mich, der immer wieder mit derselben Stärke wirkt und um so mehr hier, in der wohlbekannten Gegend. Immer noch, in der Mittelstraße, unter den hohen Häusern mit reichverzierten Façaden, Säulenaufgängen, marmornen Stufen und vergoldeten Balconen, duckt sich solch ein anspruchsloses Wesen, das uns an die Zeit der Jugend erinnert, wo wir ein Pianino nicht über die Treppe bringen konnten, sondern an Stricken durch das Fenster heraufwinden mußten. Immer noch, in der Dorotheenstraße, zwischen den modernen Palästen, sieht man eine oder zwei jener behäbigen Wirthschaften, deren tiefe Höfe hinter der breiten Einfahrt sich einer auf den andern öffnen, mit einem Fuder Heu darin, oder einem Leiermann oder einem ausgespannten Seil, an welchem Wäsche zum Trocknen hängt. Hier auch sind zwei Gebäude, durch ihr Alter ehrwürdig wie durch ihre Bestimmung, kirchliche Stiftungen, diese hier, das Dom-Leibrentenhaus aus der Zeit Friedrich's des Großen, das andre, das Reformirte Prediger- und Wittwenhaus, ernst und in sich gekehrt, verschlossen den Eitelkeiten, ungerührt von den Rufen des Tages, mit einem Schatten von Grau gelagert über den Mauern noch weiter zurückreichend, bis in

die Tage der Kurfürstin Dorothea, trotz der Inschrift: »A. D. 1773.« Dieses Haus, gleich dem anderen daneben, dem Domcapitel oder Domkirchencollegium gehörig, bietet einer Anzahl Wittwen verdienter Prediger einen letzten Aufenthalt. Seine Stifter waren der Kurfürstliche Ober-Steuereinnehmer Peter Cautius und seine Frau Katharina, geborne Crellius. Die Anstalt wurde später von der Generalin de Veyne, einer Tochter der Stifterin aus zweiter Ehe, erweitert und erhielt dann, resp. 1773, den Namen der „Cautius de Veyne'schen", welchen sie heute noch, mit der Jahreszahl 1773 führt*). — Weltlicher in seiner äußeren Erscheinung, wiewohl sich jetzt die Mysterien der Freimaurerei dahinter bergen, älter zugleich und mit seinen zierlichen, charakteristischen Formen noch ganz lebendig zu den Sinnen sprechend, ist der mittlere Pavillon der Loge Royal York, welcher als ein Stück für sich erhalten blieb bei dem neuerlichen Umbau der Flügel. Er ist eines der feinsten Werke Schlüter's, aus dem Jahre 1712. Entstanden vor dem Zeitalter des Rococo, zeigt dieser anmuthige Bau doch schon Spuren des Uebergangs zu dem Stile, der vor Allem

*) Ich verdanke diese Notiz einer freundlichen Mittheilung des verdienten preußischen Geschichtsschreibers, Herrn Prof. Dr. William Pierson. Vgl. auch Lisco, Das wohlthätige Berlin, S. 61 ff.

auf maleriſche Wirkung berechnet iſt. Seltſam, fremdartig nimmt er ſich jetzt aus unter ſeiner neuen Umgebung. Aber man muß bedenken, daß er nicht in einer Straße gedacht war, ſondern als Landhaus in einem Garten. Urſprünglich unter dem Großen Kurfürſten ein Schiffsbauplatz und von einem Schiffscapitän bewohnt, war das Grundſtück von Friedrich III., nachmals erſtem König von Preußen, ſeinem Erzieher, dem um Land und Dynaſtie wohlverdienten und hochangeſehenen, aber — es wäre ſchwer zu glauben, wenn neuere Forſchung es nicht erwieſen*) — vor Allem durch den unverſöhnlichen Haß der „philoſophiſchen Königin“ verfolgten und geſtürzten Präſidenten von Danckelmann geſchenkt worden und nach dieſem, als er in die lange Verbannung ging, aus welcher erſt Friedrich Wilhelm I. bei ſeinem Regierungsantritt den ſchwergeprüften Greis zurückrief, an den Oberhofmeiſter von Kameke gekommen. Für dieſen neuen Beſitzer ſchuf der große Baumeiſter der erſten königlichen Zeit, der ſeinerſeits, damals auch ſchon in Ungnade gefallen, einem tragiſchen Geſchick entgegenging, dieſes heitere Schlößchen, welches den Zeitgenoſſen als „ein überaus nettes, nach der neueſten Baukunſt errichtetes Luſthaus“

*) Koſer, Sophie Charlotte, die erſte preußiſche Königin; Deutſche Rundſchau, Bd. LII, S. 369.

galt*). So steht, durch ein Stückchen Vordergarten von der Straße getrennt, der Pavillon heute noch mit den geschweiften Linien und phantastischem Zierrath seiner Façade, dem mannigfachen Schnörkelwerk seiner tiefen Fenster und den mythologischen Figuren seiner Dachbrüstung als das Denkmal einer vergangenen Zeit, welche ihre unverschuldeten Schicksale und ihre zu späten Gerechtigkeiten hatte, wie die unsere, sowohl in der Politik wie in der Kunst; und wem es vergönnt war, über die Schwelle dieses Heiligthums zu treten, der wird sich jenes hohen, feierlich anmuthenden, achteckigen Saales erinnern, von dessen Wänden Schlüter's kostbare Stuckreliefs, die vier Welttheile darstellend, herabschauen — das letzte Vermächtniß eines mächtigen, in der Fülle seiner Kraft gebrochenen Geistes. Aber fast scheint es, als habe diese Stätte, so heiter in ihren äußerlichen Formen und so ernst in ihrem Lebensgehalt, dadurch entsühnt werden sollen, daß, nach so vielen Wechselfällen, hier vor nun schon mehr denn hundert Jahren eine jener Vereinigungen ihr Heim gefunden hat, deren Kern und eigentliches Wesen, unter dem Gewand einer von geheimnißvollen Ceremonien umgebenen Geselligkeit, das Wohlthun und die Nächstenliebe. Gestiftet im Jahre 1752 von einigen Frei-

*) Woltmann, Die Baugeschichte Berlins, S. 79.

maurern französischer Abkunft und genannt im Jahre 1764 nach dem in ihr aufgenommenen Herzoge von York, Bruder König Georg's III. von England, ist die Loge Royal York de l'amitié, neben der großen Landesloge zu den drei Weltkugeln vom Jahre 1740, jetzt in Neu-Kölln, auf dem ehemals Splittgerber'schen Grundstück, die zweite dem Alter nach in Berlin, und seit dem Jahre 1779 im Besitze dieses Hauses, dessen Räume fortan nur noch Arbeit im Dienst einer erleuchteten Menschlichkeit und brüderliche Feste gesehen haben.

Das gesellige Leben des vorigen Jahrhunderts bewegte sich mehr als das unsere in solch geschlossenen Räumen und Kreisen, und die beliebteste Form dafür scheint, von den Logen abgesehen, die der „Ressource" gewesen zu sein. Es muß deren eine Menge gegeben haben. Der „Schattenriß von Berlin" (1788)*) erläutert die Ressourcen als „eine andere Art von Tabagien, wo aber nur einer gewissen Anzahl von Honoratioren, die eine geschlossene Gesellschaft ausmachen, der Zutritt verstattet wird; auch wird daselbst besserer Tobak geraucht, und der Ton der Unterhaltung zeigt, daß die Mitglieder sich mehr fühlen als diejenigen, die in den kleineren Tabagien keinen so guten Tobak rauchen". Ein

*) S. 89.

ſpäterer Reiſender, 1798, merkt an, daß ein Fremder, wenn er einmal eingeführt worden, immer freien Zutritt habe*). Von dieſen Reſſourcen haben ſich, meines Wiſſens, zwei nur noch erhalten: die „zur Unterhaltung“ in der Oranienburgerſtraße, die ſog. Therbuſch'ſche, und die in unſerer Gegend, die ſog. „Reſſource von 1794“, in der Schadowſtraße, der Loge Royal York in der Dorotheenſtraße quer gegenüber. Auf dem alten Platze ſteht jetzt ein neuer, palaſtartiger Renaiſſancebau, der an der Giebelfront in Gold die Zahlen „1794—1873“ trägt, und in welchem, wie ich annehmen darf, nicht nur „beſſerer Tobak“ geraucht, ſondern auch in jedem Betracht eine ſolide Geſelligkeit gepflegt wird.

Gänzlich verſchwunden dagegen iſt ein anderes altes Haus, das in derſelben Dorotheenſtraße, dicht neben der Loge Royal York, an der Ecke der Neuſtädtiſchen Kirchſtraße lang in Ehren geſtanden, eine milde Stiftung fremdländiſchen Urſprungs, die Maison d'Orange. Der franzöſiſchen Colonie zugewieſen und gleich dieſer innig verwachſen mit dem Berliner Leben, das aus der Miſchung ſo verſchiedener Elemente ſeinen Charakter und die geſteigerte Kraft ſeines Wachsthums empfing, erinnerte dieſes Haus

*) Briefe aus Berlin, Bd. I, cit. in „Berlin im Jahre 1786“, S. 51.

durch seinen Namen an den Oranier, König Wilhelm III. von England, der es im Anfang des vorigen Jahrhunderts erwarb und seinen aus der Orange vertriebenen protestantischen Unterthanen als ihr erstes Eigenthum in der fremden Stadt übergab. Hier fanden ihre Kranken Aufnahme, hier ward an ihre Armen Brod vertheilt. Opfer seiner Politik, welche der drohenden Weltherrschaft Ludwig's XIV. den tödtlichen Stoß beibrachte, hat Wilhelm III. dieses Häufleins nicht vergessen, als es dort eine Zuflucht suchte, wo schon so vielen, von Frankreichs Unduldsamkeit Verfolgten Aufnahme gewährt worden war. Er hat nicht aufgehört, sich als „ihr rechtmäßiger Oberherr" zu betrachten, der auch in den Brandenburgischen Staaten für sie sorgte; und immer seitdem, als die fleißigen Gärtnerfamilien der Orange sich längst unter uns eingebürgert, der Oranienstraße ihren Namen gegeben und den Boden ihrer neuen Heimath mit den schönsten Blumen geschmückt hatten, ist die Oberaufsicht über die Maison d'Orange von dem jeweiligen großbritannischen Gesandten in Berlin geübt worden. So hat es, uns Allen wohlbekannt, fast einhundertundachtzig Jahre lang, den alten Platz behauptet, bis es eines Tages, vor kurzer Zeit, nicht mehr war. Wer es heute wiedersehen will, der muß eine weite Wanderung machen, in den äußersten Westen unserer Stadt. Dort, der Weichbildgrenze

nicht mehr fern, ist eine kleine Straße, die Ulmenstraße genannt. Dunkle Bäume beschatten sie, stille, vornehme Häuser, mit Bildwerken geschmückt, liegen in den Gärten. Hierher dringt der Lärm der Weltstadt nicht; selten begegnet man einem Menschen, seltener einem Wagen. Es ist so stille hier, daß man kein Geräusch vernimmt außer zuweilen dem des Windes im Laub oder dem einer ordnenden Hand zwischen den Blumen. Und hier, am Ende dieses Idylls von einer Straße, steht ein gelber Backsteinbau, ganz im zierlichen Villenstil, einstöckig, ruhig und abgeschlossen wie die anderen, und an der Front in Goldbuchstaben: »Maison d'Orange«. Hier wird sie sobald nichts mehr vertreiben, die zu guten Berlinern gewordenen Nachkommen Derer, die einst Obst pflanzten und Blumen zogen in den sonnigeren Gefilden der Orange.

Aehnlich wie jetzt uns dieses freundliche Villenterrain erscheint, mag, zu ihrer Zeit, den Leuten am Anfang des vorigen Jahrhunderts der Streifen Landes erschienen sein, der, zwischen Linden und Spree, gleichfalls das Ende der damaligen Stadt bezeichnete. Die Häuser lagen auch hier in Gärten; Bäume, von denen einige sich noch erhalten, standen in den Straßen, und diese waren kürzer als sie heute sind. Obwohl die Linden sich längst über sie hinaus erstreckten, führte doch jenseits der Kleinen Wall-, der

heutigen Schadowstraße, keine mehr hierher. Die Dorotheenstraße war damals wirklich noch die „letzte Straße", wie wir abwechselnd mit „Hintergasse" sie genannt finden, und ebenso war, in der Mitte zwischen der letzten Straße und den Linden, die Mittelstraße, was ihr Name sagte. Die Dorotheenstraße, welche diese Bezeichnung zum ehrenvollen Gedächtniß an die Begründerin der Dorotheenstadt erst 1822 erhielt, hatte nicht entfernt ihre heutige Länge. Nicht weiter als zur Friedrichstraße reichte sie gen Osten, und wo sie sich westwärts, nunmehr breit und vornehm, nach dem Thiergarten öffnet, war sie sackgassenartig gesperrt. Keine Neue Wilhelmstraße damals, keine Marschallbrücke. Von den Linden her sperrte das sog. Pontonhaus den Weg, von König Friedrich Wilhelm I. 1736 erbaut und zur Aufbewahrung von Schiffbrücken bestimmt. Zu Friedrich's II. Zeit ward es als Holzmagazin der Artillerie benutzt, erstreckte sich aber mit seinen Höfen immer noch bis an die Spree, dem Schiffbauerdamm gegenüber. Wo sich in diesen Höfen Artilleriewerkstätten und ein Militärkrankenhaus befanden, erhebt sich gegenwärtig die neue Kriegsakademie; und wo heute die beiden Paläste des physiologischen und physikalischen Instituts stehen, in deren einem unser großer Physiologe du Bois-Reymond, in deren anderem unser großer Physiker von Helmholtz residiren,

da ſtand ein Schlachthaus, und immer noch nach dieſem heißt ein kleiner Durchgang die Schlachthausgaſſe, welche hinter jenen Gebäuden, am chemiſchen Laboratorium und technologiſchen Inſtitut vorbei, nach der Spree führt. Ueber dieſe vermittelte den ſpärlichen Verkehr mit dem jenſeitigen Ufer, dem Schiffbauerdamm, ein hölzerner Steg, eine ſog. Laufbrücke. Sonſt gab es hier, noch zu Nicolai's Zeit, keine Häuſer mehr, ſondern nur Gärten von der letzten Straße her und ſumpfigen Wieſengrund an der Spree. Zwiſchen beiden, den Gärten und den Wieſen, zog ſich ein ſchmaler Damm, welcher ſich des angenehmen Namens „Katzenſtieg" erfreute, während der ganze Strich, bis zum Waſſer hinab, mit dem nicht minder ſchönen des „Moderlochs" geziert war. Ein üppiger Sumpfblumenflor gedieh hier im Sommer, und Schlittſchuhläufer tummelten ſich darauf im Winter; während der Katzenſtieg des Nachts an beiden Seiten mit einer Gatterthür abgeſchloſſen ward*). So war es hier vor hundert Jahren; und heute? Wo das Moderloch war, da wölbt ſich nun das Glasdach über dem Bahnhof der Friedrichſtraße; wo das eine Gatterthor des Katzenſtiegs ſich ſchloß, da ſteht das Centralhôtel, und wo das andere ſich ſchloß, ſteht das Continental-

*) Nicolai, S. 150.

hôtel, deſſen linker, an die Dorotheenſtraße gelehnter Flügel zugleich die Stelle bezeichnet, wo die Maison d'Orange geſtanden. Der Katzenſtieg ſelber aber, zwiſchen dem Bahnhof und den Hôtels, hat ſich in die Georgenſtraße verwandelt, ſo genannt nach einem verdienten Bürger, Mitglied der franzöſiſchen Colonie, Benjamin George, der hier, gegen Ende des vorigen und im Anfang dieſes Jahrhunderts, die erſten Häuſer baute, und deſſen Andenken man noch mehr ehren würde, wenn man ſeinen Namen richtig ausſprechen wollte — was indeſſen nicht geſchieht*).

Aber wenn man zwiſchen jenen coloſſalen Gebäuden hindurch und zur Spree hinabſchreitet, wird man noch Etwas von dem amphibienhaften Charakter, der hier ehemals herrſchte, wiedererkennen. Es iſt nicht ganz mehr die unberührte Gegend des vorigen Jahrhunderts; das unſrige dringt ſchon von allen Seiten herein. Aber in einem gemeſſenen Tempo, zögernd, als ob es den früheren Beſitzer einen Augenblick noch in der Täuſchung ſeines Rechtes erhalten wolle. Kein gewaltſames Ringen, wie wir es meiſt in Berlin wahrnehmen, ſondern ein letztes Verweilen und ſtilles Verſchwinden. Auf holperigem Pfade, hier ein Stück ausgetretenen Raſenbodens, dort ein Stück ſchlechtgepflaſterten Sandes, wandert

*) Mila, S. 303. — Fidicin, S. 155.

man den Fluß entlang, über welchem majestätisch der eiserne Traject der Stadtbahn sich spannt; unten gehen Kähne, von hart arbeitenden Männern an Stangen mühsam fortgeschoben, oben gleitet, leicht und graziös, in kühn geschwungener Linie, Zug um Zug dahin, mit der Dampfwolke hinter sich. Bretterzäune, Baugründe mit Schutthaufen, Lagerplätze mit Balken, — sind es Reste von alten Häusern oder Anfänge von neuen? Sanft, am Ende des Weidendammes, senkt der Abhang, auf welchem noch ein paar Weiden stehen, sich zum ruhig fließenden Wasser, und drüben, am Schiffbauerdamm, noch immer die Gegend der Segelmacher und sog. „Hamburger Läden", liegen ein paar Schiffe. Man würde sich nicht wundern, wenn Einem, in Federhut und Pluderhosen, der alte Schiffscapitän begegnete, der hier zu des großen Kurfürsten Zeit vor Anker gegangen ist. Noch nicken über einer Mauer die Bäume seines Gartens — uralte Bäume jetzt, mit hohen Wipfeln und dichten Kronen, im letzten der Gärten, der hier geblieben: dem der Loge Royal York. Hinter demselben, in einem geschützten Winkel, wie verlorene Gestalten der dahingegangenen Zeit, sitzen ein paar Marktweiber, auch sie vielleicht die letzten ihres Stammes. Denn nun, sobald man um diese Ecke biegt, verwandelt sich, wie durch einen Zauberschlag, das Bild — aus einem Gewirr von Häusern und

Kähnen und Schornsteinen erhebt sich fern, im Dufte des Mittags, eine steinerne Masse, die mächtig zwischen dem feinen Gitterwerk des Gerüstes emporwächst: das neue Reichstagsgebäude, von der krönenden Victoria der Siegessäule goldschimmernd überragt; und hier, dicht vor uns, öffnet sich ein hohes Portal, das Thor einer unserer Markthallen. Gar lieblich und herzstärkend vermischen sich die kräftigen Gerüche von allerlei Grünem mit denen der Blumen, des frischen Obstes und vieler anderen guten Dinge, sowohl des festen Landes als der See. Unter den luftigen Wölbungen, mit all' den Herrlichkeiten, aufgehäuft zu beiden Seiten der Halle, geht der Blick vom Ufer der Spree hinaus durch die Schadowstraße bis zu den Alleen und Palästen der Linden, welche das unvergleichlich schöne, vom Leben des Tages erfüllte Panorama schließen; und nicht der große Kurfürst selber, noch sein Enkel, der biedere Friedrich Wilhelm, dürften uns tadeln, wenn wir, mit aller Reverenz für ihre Zeit, hier ein Wort auch zum Lobe der unseren sagen wollten.

V.

Den Mittelpunkt des beschriebenen Stadttheils, der Dorotheenstadt, bildete damals und bildet noch heute die Kirche, welche, vornehmlich aus kurfürstlichen Geldern und auf einem vom Kurfürsten geschenkten Platze, hier in den Jahren 1678 bis 1687 erbaut ward. Während dieser langen Bauzeit hielten die Mitglieder der jungen Gemeinde, bei gutem Wetter, ihre sonntäglichen Andachten unter Gottes freiem Himmel, unter den Linden nebenan, die ja gleichfalls von der guten und frommen Kurfürstin gepflanzt waren. Hier, wo es damals noch still und einsam war, wie in einer Kirche, stand die Kanzel Jahre lang und ward erst abgebrochen nach Vollendung der neuen Kirche. Feierlich eingeweiht am 11. December 1687, blieb diese nun fast zwei Jahrhunderte lang so, wie wir Aelteren sie noch wohl gekannt haben, einfach wie fast eine Dorfkirche, mit kleinem Thurm und tiefen schmalen Fenstern, ernst und mit den Zeichen des Alters an ihren grauen

Mauern, bis sie, zu Anfang der sechziger Jahre, völlig umgebaut, ihre heutige Gestalt erhalten hat und mit ihren lichten Wänden, ihrem schlank emporstrebenden Thurm eine freundlich anmuthende Zierde der ganzen Gegend geworden ist*). Lange auch begrub die Gemeinde hier, in dem das Gotteshaus umgebenden Grund, ihre Todten; und noch auf dem Plan in Nicolai's Berlin (1779) findet der Platz um die Kirche durch kleine Kreuze sich als Friedhof bezeichnet. Jetzt aber sind diese, bis auf wenige, verschwunden, und die Kirche liegt wie in einem Garten, in welchem zur Frühlingszeit der Flieder und im Sommer der Jasmin und die schönsten Rosen blühen, die weißen und die rothen. Linden und Ebereschen, um deren Stämme der wilde Wein sich schlingt, beschatten das Gotteshaus; von allen Gräbern ist nur noch eines geblieben, wohl gepflegt und dicht mit Epheu bewachsen, am Gitter, nach der Neustädtischen Kirchstraße zu, das des Grafen Reale; und ein oder zwei Grabkreuze, mit gänzlich unleserlich gewordenen Inschriften, erheben sich über dem lichtgrünen Rasen. Aber einige von den alten Denkmalen sind an die Kirchenmauer angeheftet,

*) Geschichte der Dorotheenstädtischen Kirche und Gemeinde. Zur Feier des zweihundertjährigen Kirchenjubiläums kurz dargestellt von K. Stechow, Prediger an der Dorotheenstädtischen Kirche. Berlin, 1887.

und namentlich vor einem derſelben bleibe ich gern ſtehen, wenn der Weg mich in die Nähe führt. Es befindet ſich am rechten Eckpfeiler, der Mittelſtraße gegenüber, und iſt ein hübſches, gut erhaltenes Werk in dem allegoriſchen, ein wenig überladenen Stile des 18. Jahrhunderts. Ein Genius mit der zu Boden geſenkten ausgelöſchten Fackel ſteht trauernd an einem Grabe, auf welchem Pinſel und Palette ruhen, von einem ſchweren Lorbeerkranz umgeben. Auf einer Tafel leſen wir: „Wer Du auch ſeieſt, merke auf das Denkmal einer Frau, die viel Männer übertraf, die wenig Männer übertrafen in der Kunſt, den ſichtbaren Ausdruck der Menſchheit treffend abzubilden;“ und an einer Urne, welche das Ganze krönt, erblicken wir das Relief eines Frauenkopfes im Profil, mit der Umſchrift: „Anna Dorothea Therbuſch“, und den beiden Zeilen darunter:

Geb. den 20. Juli 1722.
Geſt. den 9. Nov. 1782.

Dieſe denn iſt die berühmte Anna Dorothea Therbuſch, geb. Lißewska, die zu ihrer Zeit ſo viel Lärm in der Welt gemacht hat und heute nur noch von ſo Wenigen gekannt wird. Selbſt ihr Grab iſt mit dem Friedhof verſchwunden, der einſt hier geweſen; aber ihr Kirchſpiel — denn ſie lebte zuletzt und ſtarb unter den Linden — hat wenigſtens das Grabmal Derjenigen bewahren wollen, deren An-

denken verblaßt ist wie die von ihr gemalten Bilder, die man hier und dort noch in unseren Galerien und königlichen Schlössern findet. Nicolai, der sie besonders gut gekannt, sagt von ihr (1779): „Hat die Malerey bei ihrem Vater gelernt, und sich nachher auf die Historienmalerey mit größtem Succesſe gelegt; 1766 reisete sie nach Paris*), wo sie 1767 in die dortige Malerakademie aufgenommen ward. Nach ihrer Zurückkunft hat sie viel große und schöne historische Stücke gemalt. Z. E. 1772, auf königlichen Auftrag, eine Venus beim Nachttische und eine zürnende Diana, nach einer Ode aus dem Anakreon. 1773 malte sie in Gesellschaft mit ihrem Bruder die ganze königliche Familie in acht großen Gemälden, ganze Figuren, in Lebensgröße, für die Kayserin von Rußland und viele andere schöne Bildnisse, voller Wahrheit und Leben“**). Auch für Voltaire hat sie zu derselben Zeit König Friedrich II. gemalt; und dieser, der Einsiedler von Sanssouci, schreibt darüber (17. Mai 1775) an den Einsiedler von Ferney: „Das Porträt, welches Sie erhalten haben, ist das Werk der Madame Therbusch, welche, um ihren

*) Stimmt nicht ganz genau mit dem in diesem Punkte auf besserer Information beruhenden Datum in der großen Ausgabe von Diderot's Werken, nach welchem das Jahr ihrer Ankunft in Paris 1767 war.

**) Nicolai, 1035. Jetztlebende Künstler, Maler ꝛc.

Pinsel nicht zu entwürdigen, mein verrunzeltes Gesicht mit den Reizen der Jugend in Einklang gebracht hat. Sie wissen, daß es genügt, Etwas zu sein, um der Schmeichler nicht zu ermangeln; die Maler verstehen dieses Gewerbe ganz wie die raffinirtesten Höflinge."

Wir erfahren in den zeitgenössischen Correspondenzen so viel von Madame Therbusch, ihren ausgebreiteten Beziehungen und ihren Freunden; wir erfahren nichts darin von ihrem Manne. Wer war er? Ohne Zweifel ein Mitglied jener alten Berliner Wirthsfamilie, die heute nicht mehr existirt, bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts aber häufig begegnet und deren Name fortlebt in der von uns bereits erwähnten Therbusch'schen Ressource, ebenso wie wir wissen, daß eine Madame Therbusch, zu Lessing's Zeit, Besitzerin des Gasthofs „Zur weißen Taube" war, deren Zeichen sich gleichfalls an dem betreffenden Hause der Heiligengeiststraße noch erhalten hat*). Auch unsere Madame Therbusch, Anna Dorothea, geb. Lißewska, gehörte zu dem Lessing-Ramler'schen Umgangskreis. „Und nun?" so schreibt Lessing an Ramler (aus Breslau, 6. December 1760). „Was machen unsere Freunde? Was macht mein lieber Gasc und sein Haus? Empfehlen Sie mich

*) Vergl. „Bilder aus dem Berliner Leben", Neue Folge, S. 176.

ihm, ihr, seinen Kindern und Allen, mit welchen wir in Ihrer Gesellschaft so manchesmal lustig gewesen sind, vornehmlich der Madame Therbusch“*). Herr von Gasc war der Gemahl einer anderen Lißewska, Schwester der Madame Therbusch, ebenfalls künstlerisch begabt und ausgebildet wie die ganze Familie, zuletzt Hofmalerin in Braunschweig, wo Lessing sie nachmals wieder traf. Nicht lange nachdem Lessing zum vierten und letzten Male Berlin verlassen hatte, um dauernd nicht wiederzukehren, begab sich Madame Therbusch, als Gast der Fürstin Gallitzin, nach Paris, wo sie ausstellen wollte und mit ihren Bildern und sonstigen Anliegen dem gutmüthigen Diderot in weniger angenehmer Erinnerung geblieben zu sein scheint als unserem Lessing. Sie war damals eine Dame, stark in den Vierzigen**), nichts weniger als schön, aber mit vielem Temperament. Ein energischer Zug charakterisirt das Porträt an ihrem Denkmal. Es ist ein scharf umrissener Kopf, das Haar nach der Sitte der Zeit hoch aufgekämmt über der Stirn und nach hinten in einen Knoten zusammengebunden.

*) Redlich, Briefe von Lessing, S. 195.

**) Abweichend von der Note zu dem oben citirten Briefe Friedrich's des Großen an Voltaire in dessen Correspondenz, die sie zu alt, und der Angabe in Diderot's Werken, die sie zu jung macht, beziehen wir uns auf das gewiß unzweifelhafte Datum ihres Grabsteins an der Dorotheenstädtischen Kirche.

Etwas Männliches, Ungraziöses ist diesem Antlitz eigen, dem jeder Liebreiz fehlt, mit strengen, herben Zügen und kaum einem Anflug von Lächeln um die dünnen Lippen. Und nun denke man sich Diderot — Diderot, wie wir ihn kennen! Eine „Antiope", welche sie für den Salon gemalt, war vom Comité zurückgewiesen worden. „Sie riß sich die Haare aus; sie warf sich auf die Erde; sie ergriff ein Messer, ungewiß, ob sie sich oder ihr Bild damit durchbohren sollte. Sie verschonte beide. Mitten in dieser Scene kam ich an; sie umklammerte meine Knie, und beschwor mich im Namen von Gellert, Geßner und Klopstock und aller meiner deutschen Brüder in Apoll, ihr zu helfen." Sie trieb ihn zur Verzweiflung. „Mad. Therbusch wird mich toll machen," schrieb er am 4. November 1768 seiner Freundin Sophie Volland. „Eines schönen Morgens werde ich das Zeichen des Kreuzes über ihrem Haupte machen und mich in mein Haus zurückziehen." Sie hatte in weniger als fünfzehn Monaten mehr als achthundert Louisd'or ausgegeben, was selbst dem trefflichen Diderot ein wenig viel schien. Endlich, am 15. November, kann er der Freundin melden: „Vernehmen Sie die gute, die große, die glückliche Neuigkeit: Madame Therbusch ist abgereist", und am 22. November fügt er hinzu: „Sie ist abgereist; sie ist in Brüssel. Fürst Gallitzin wird sie

mit allem Anſtand ihrem Vaterland und ihrer Familie zurückgeben“ *).

Aber durch dieſe boshaften Bemerkungen und das, was er ſonſt in ſeinen „Salons“ über ſie ſagt, nicht allein lebt Madame Therbuſch in Diderot's Werken fort: ſie ſind mit dem Stich nach einer Miniatüre von ihrer Hand geſchmückt, welche den Verfaſſer von „Rameau's Neffen“ im Dreiviertelprofil, mit dem Mantel über der linken Schulter darſtellt, als eines ſeiner vorzüglichſten Porträts noch heute geſchätzt wird und zuletzt im Beſitze von Guizot war.

So iſt ſie denn wirklich nicht völlig vergeſſen, dieſe Malerin der Fridericianiſchen Zeit, und ihr Denkmal an der Kirche der Dorotheenſtadt nicht ganz das einzige, welches leiſe noch von ihr ſpricht!

Das Berlin, welches ſie gekannt, mit ſeinen beiden großen Sternen Friedrich und Leſſing, welche freundlich auch ihr einmal geleuchtet, das Leben, politiſch und ſocial, literariſch und künſtleriſch von dieſen beiden Centren lange beherrſcht, ſtarb langſam ab, ward matt und farblos, bis unter dem Druck von Außen die Spannkraft des Innern wieder erwachte, ſich im Gegenſatz zuſammenfaßte und in neuen Formen der Erſcheinung zu neuem Daſein

*) Diderot, Œuvres, XIX, 296, 302, 305.

und höheren Bestimmungen leitete. Für diese Zeit des Ueberganges gibt es ein sehr merkwürdiges Haus unter den Linden — merkwürdig auch dadurch, daß es die Reihe seiner Wandlungen, wenigstens vorläufig, damit abgeschlossen hat, gegenwärtig das russische Botschaftshôtel zu sein. Aber bevor Se. Majestät, Zar Nicolaus, in den dreißiger Jahren es erwarb, dasselbe prächtig restauriren und über dem Portal den zweiköpfigen Adler anheften ließ, der jetzt mit weitgespreizten Schwingen immer im Begriff scheint, sich auf die Linden herabzustürzen, war dieses Haus, Nr. 7, ein Mittelpunkt vornehmer Geselligkeit am Ende des vorigen und im Anfang unseres Jahrhunderts. Der Schadowstraße gegenüber, und also gewissermaßen noch im Bereich der guten und vielgeprüften Mad. Therbusch, berührten sich die neuen Kreise hier seltsam mit den alten. Im Jahre 1734 erbaut, war dies lange der Palast der Prinzessin Amalie von Preußen, Aebtissin von Quedlinburg, jüngsten Schwester Friedrich's des Großen, auch sie, gleich ihrem erlauchten Bruder und trotz ihres geistlichen Titels, eine Schülerin Voltaire's. Nach der Prinzessin kam das Haus in das Eigenthum der letzten Herzogin von Kurland, der Schwester Elisabeth's von der Recke und Mutter der schönen Dorothea, nachmals Fürstin von Talleyrand-Périgord und Herzogin zu Sagan. Hiermit beginnt die

Glanzperiode dieſes Hauſes, welches von nun ab und weit noch in unſer Jahrhundert hinein „das kurländiſche Palais“ hieß. Dr. Parthey, der Enkel Nicolai's, ſchildert es uns in ſeinen „Jugenderinnerungen“. Sein Vater, der Hofrath, war Erzieher der beiden jungen Gräfinnen Medem geweſen, von denen die eine zu fürſtlichem Rang und Reichthum auserſehen war, die andere, nach kurzer, unglücklicher Ehe, zu dem minder ſubſtantiellen Loos der ſchönen Seele, welche durch innige Freundſchaft mit Tiedge, dem Dichter der „Urania“, verbunden, Etwas abbekommen hat von ſeiner Sonne, ſo lange ſie ſchien. Sie war ſelber Schriftſtellerin und von enthuſiaſtiſcher Gemüthsart. Sie bezeichnet im Berliner Leben den Moment, wo die Frauen der guten Geſellſchaft ſich ernſtlich mit literariſchen Dingen zu befaſſen anfingen und die Standesunterſchiede, die Feinde jedes gebildeten und vernünftigen Umgangstones, wenigſtens auf dieſem Gebiete, ſich ausglichen. Aber die Vorurtheile waren auf beiden Seiten. Als Frau von der Recke nach Berlin kam, erklärte Madame Nicolai, die fremde Dame ſei ihr zu vornehm und weigerte ſich, ſie zu ſehen. „Durch die halbgeöffnete Thür“, erzählt Dr. Parthey*), „hörte Frau von der Recke, wie Madame Nicolai ſehr vernehmlich zu ihrem

*) Jugenderinnerungen, Bd. I, S. 38.

Manne ſagte, der die Fremde an der Hausthür empfangen und die Treppe hinaufgeführt hatte: „Ich will von Deinem adligen Pack nichts wiſſen!“ . . . Da öffnete Eliſe die Thüre ganz, trat in das Vorzimmer und ſagte mit der ihr eigenen milden Hoheit: „Meine Liebe, ich bin kein adliges Pack, ſondern die Freundin Ihres vortrefflichen Gemahles und bitte Sie, auch meine Freundin zu ſein!“ Und jetzt, in einem Zimmer des alten Hauſes der Brüderſtraße, demſelben Vorzimmer, in welchem die beiden Frauen ſich zuerſt begegnet und in welchem ich ſelber einmal, wie von der Zeiten Dämmerung umfangen, eine Weile ſinnend ſtehen durfte, hängt ein ausgezeichnetes Porträt Eliſe's von der Recke, Knieſtück und von Graff in Dresden gemalt, neben den Porträts des Ehepaares Nicolai. Hier auch, in dem Nicolai'ſchen Hauſe, nachdem die beiden Alten geſtorben, bewohnte ſie, zuſammen mit ihrem Dichter, während des Winters 1814 den zweiten Stock, die Räume, die ein Jahr ſpäter die Eltern Theodor Körner's bei der Ueberſiedelung nach Berlin bezogen. Einſt, als junger Student, war ihr Sohn, der Pathe der Herzogin von Kurland, oft genug in dies Haus gekommen, ein lieber Gaſt der Parthey's und gern geſehen vom alten Nicolai; nun war nur noch ein Zimmer mit Reliquien dem ſchmerzlichen Andenken

an ihn und seine Schwester Emma, die früh Geschiedenen, gewidmet.

Während dieser ganzen Zeit machte die Herzogin von Kurland ein großes Haus unter den Linden, wie es dieser hochgebildeten Dame ziemte, und gab das erste Vorbild eines „Salon", wie er zuvor in Berlin nicht bestanden hat und unter den veränderten Lebensbedingungen unserer Stadt, seit etwa dreißig Jahren, mit den letzten Resten des Rahel-Varnhagen'schen Kreises fast spurlos wieder entschwand. Um einen Salon in solchem Stil zu führen, bedurfte es nicht nur der geistigen Capacität und eines gewissen Zaubers der Persönlichkeit. Eine Récamier würde schwerlich in Berlin die Königin der Gesellschaft geworden sein, obwohl in Paris preußische Prinzen um sie warben. Und mit den Prinzen mochte es allenfalls noch gehen; aber die Prinzessinnen! Ich habe bereits von der Exclusivität gesprochen, mit der die Stände sich untereinander bewegten; zwischen bürgerlich und adelig gab es keinen gesellschaftlichen Verkehr. Die Cavaliere nahmen es nicht so genau; sie waren, wo sie sich amüsirten, sogar bei schönen und geistreichen Jüdinnen. Aber nur eine Frau von der hohen Geburt und socialen Stellung der Herzogin von Kurland, welche hoffähig war, wie sie selber, hatte das Recht, auch die Damen einzuladen. „Und dennoch," sagt Henriette Hertz, der wir

eine feine Schilderung dieſes Salons verdanken*), „gehörte die Unabhängigkeit, die Energie, der Geiſt und die tactvolle Humanität der Herzogin dazu, um nicht an dem Unternehmen zu ſcheitern;“ und die Durchführung desſelben hat ihr in der That Verdruß und Anfechtung genug eingebracht. Aber mit ihrer natürlichen Anmuth und ihrem feſten Willen zeigte ſie, daß ſolche Schwierigkeiten nicht unüberwindlich ſind. Denn „bei aller ſchönen Weiblichkeit hätte ſie doch Energie genug gehabt, um ein großes Reich zu beherrſchen,“ ſagt Henriette Hertz von ihr, und nicht der Herzogin Schuld war es, daß Kurland im Jahre 1795 ruſſiſche Provinz ward. Als ſie noch eine junge Frau war, in ihren Zwanzigen, hatten die kurländiſchen Stände gewünſcht, daß ſie die Regentſchaft übernehme; doch an der Schwäche ihres Gemahls Peter, Reichsgrafen von Biron, Herzogs von Kurland und Sagan, war jeder Rettungsverſuch geſcheitert. Jetzt, vierzigjährig und ſeit 1800 verwittwet, lebte ſie nur noch der Erziehung ihrer Töchter und der Pflege ſchöner Geſelligkeit. Sie war die erſte Frau ihres Standes, „und iſt vielleicht die einzige in Berlin geblieben,“ fügt Henriette Hertz etwas melancholiſch hinzu, „welche der Ariſtokratie des Geiſtes jedes geſellſchaftliche Privileg einzuräumen

*) Fürſt, Henriette Hertz, S. 201.

bereit war.“ In den fünfzig Jahren, die verfloſſen ſind, ſeitdem die Freundin Humboldt's dieſe Erinnerungen niederſchrieb, haben ſich unſere geſellſchaftlichen Verhältniſſe durch den demokratiſch nivellirenden Zug der Zeit und das Einſchieben einer dritten Art von „Ariſtokratie“, der des Geldes, wohl beträchtlich geändert; feiner ſind ſie nicht geworden. Eines der edelſten Vergnügen geſitteter Menſchen hat ſich in ein Geſchäft verwandelt, das ſehr mühſam iſt, mit allen Mitteln des Ehrgeizes, der Speculation und des Wettbewerbs von der einen, und von der anderen Seite mit jedem Zugeſtändniß an den Meiſtbietenden betrieben wird.

Dem war anders im Salon der Herzogin von Kurland; Würdigkeit allein erſchloß den Zutritt zu demſelben, und der Verkehr bewegte ſich in den urbanen Formen echter Vornehmheit. Um die fürſtliche Wirthin verſammelte ſich ein Kreis von Gäſten, wie er mannigfaltiger, anregender nicht gedacht werden konnte — die Damen der großen Welt begegneten hier vielleicht zum erſten Male den Männern und Frauen einer Claſſe, welche ſie bisher nur ſehr ungenügend gekannt; hohe Militärs und hohe Beamte converſirten hier mit ſchlichten Gelehrten, Kenner und Liebhaber mit ſolchen, die Kunſt und Literatur zu ihrem Lebensberuf gemacht; die verſchiedenſten Intereſſen berührten ſich, und über Allem ſchwebte,

was dem Salon überhaupt erſt ſeinen Reiz und ſeinen Charakter gibt, die Grazie ſchöner Weiblichkeit. Henriette Hertz war durch Göcking, den von ſeinen Zeitgenoſſen ſehr gefeierten Epiſteldichter, und einen der ſpäteren Freunde Nicolai's, bei der Herzogin eingeführt worden: auch ſie nicht, ohne ſich vorher ein wenig geſträubt zu haben. Denn alle dieſe Frauen waren wohl mit Männern der höchſten Stände, niemals bisher aber mit deren Damen zuſammengetroffen. Jedoch die Scheu ward überwunden, und bald fühlte Frau Hertz ſich heimiſch auf dem Parquet des kurländiſchen Palais. „Man ſpeiſte Abends ſtets an verſchiedenen Tiſchen, und es herrſchte völlige Zwangloſigkeit hinſichtlich der Plätze, welche die Gäſte einnehmen wollten, aber mit großer Feinheit wußte die Herzogin doch auch hier eine ihr erwünſchte Miſchung der Stände zu bewirken. So erinnere ich mich öfter meinen Platz am Tiſche neben der liebenswürdigen Prinzeſſin Louiſe von Preußen, Gemahlin des Fürſten Radziwill, gehabt zu haben.“ —

Außer den einheimiſchen Celebritäten war man aber auch ſicher, alle Fremden von Auszeichnung in dieſem Salon zu ſehen, deſſen Blüthe noch weit in die franzöſiſche Zeit reicht. Namentlich war es das franzöſiſche Element ſelber, welches ſich hier immer zahlreich vertreten fand. Den Verſprengten der Re-

volution folgten hier bald die des Kaiserreichs; und nicht lange nach Frau von Staël erschien hier der französische General Hullin, der, im Jahre 1806, als Commandant von Berlin, das Palais in Besitz nahm, während die Herzogin sich nach Rußland begab, und nur der alte Hausfreund Göcking einige Zimmer im Hofe noch bewohnte. Doch sollten gerade in dieser Zeit der Fremdherrschaft und Occupation sich intimere Bande knüpfen zwischen dem herzoglichen Haus und dem officiellen Frankreich: im Jahre 1809 vermählte sich die Prinzessin Dorothea mit Edmund, Herzog von Talleyrand-Périgord, dem Neffen des berühmten Staatsmanns. Von den Töchtern der Herzogin von Kurland, alle vier anmuthig und geistvoll, war Dorothea die bedeutendste. Sie war ein Kind der Mark: geboren 1793, in der sandigen Umgebung von Berlin, im Schloß zu Friedrichsfelde — demselben Schloß, in welchem, einundzwanzig Jahre zuvor, Prinz Louis Ferdinand das Licht der Welt erblickt, und welches von dessen Vater, dem Prinzen Ferdinand, als dieser mit seinem gesammten Hofstaate nach dem Bellevue-Schloß übergesiedelt, der Herzog von Kurland erworben hatte*). Diese preußischen Erinnerungen hat auch in Frankreich

*) Brecht, Geschichte des Dorfes Friedrichsfelde, S. 32 bis 37.

und unter allen Wechſelfällen ihres ſpäteren Lebens die nachmalige Herzogin von Dino nicht verleugnet. An einen Mann gefeſſelt, der in jeder Beziehung unter ihr ſtand, hatte ſie das Glück, der beſondere Liebling des feinen Diplomaten zu werden, der bis in ſein hohes Alter Geiſt und Schönheit beſſer zu ſchätzen verſtand als ſein Neffe. Gern ſaß er an ihrer Tafel, der ehemalige Biſchof von Autun, der alte »constitutionnel«, und angeregt von den ſuperben Paſteten und unvergleichlichen Ragouts, die nirgends ihm ſo mundeten wie hier, konnte er ſtundenlang Anekdoten erzählen aus einem langen Leben, welches in einem geiſtlichen Convict begonnen, auf die Höhen irdiſcher Macht geführt, die Revolution, das Kaiſerreich, die Reſtauration, den beſten Theil des Julikönigthums umfaßt, und ihn zum Vertrauten aller Intriguen und Beförderer aller Ereigniſſe gemacht hatte, durch welche drei Throne geſtürzt und drei wieder aufgerichtet worden waren. Aber das Verhältniß der Herzogin von Dino zu alten Heimath blieb darum ein nicht minder herzliches; und der Einfluß, welchen ſie am franzöſiſchen Hofe beſaß, verringerte nicht die Gunſt, welche man ihr am preußiſchen erwies. Namentlich von Friedrich Wilhelm IV. ward ſie hoch geſchätzt; und lange, nachdem ihre Mutter, die treffliche Herzogin, geſtorben und deren Palais (wie einſt ihr Herzogthum)

in ruſſiſchen Beſitz übergegangen, ward ſie, am 6. Auguſt 1846, in Folge königlicher Inveſtitur, Herzogin von Sagan, und nach ihrem Tode, 1862, folgten ihre beiden Söhne, der älteſte, Ludwig, Prinz von Chalais und Herzog von Valençay, ihr im preußiſchen Lehnsfürſtenthum Sagan, der zweite, Alexander, in der Herrſchaft Deutſch-Wartenberg.

Dieſes iſt die Geſchichte des Hauſes Nr. 7 Unter den Linden, welches, von den Fittigen des Ruſſen-Aars beſchirmt, ſo viel franzöſiſche und ſo viel echt preußiſche Traditionen mit einander verbindet!

Die Schadowſtraße, in welche man von dem ruſſiſchen Botſchafterpalais gerade hineinblickt, iſt eine ſehr ſaubere, ſchmucke Seitenſtraße der Linden, verhältnißmäßig ruhig und durch ihre Lage doch bevorzugt, mit hübſchen, kleinen Familienhôtels, ſumptuöſen Clubs und hier und dort einem jener alten Häuſer, Ueberbleibſel der erſten Bauperiode, niedrig, ſchmal, mit höchſtens fünf Fenſtern Front, wie ſie auf den von dem ſparſamen Kurfürſten ausgetheilten Parcellen urſprünglich errichtet worden und heute zwiſchen den ganz modernen der unſrigen ſich gar ſeltſam anſehen — den Fremden vielleicht ein Räthſel, uns aber lieb und werth als die letzten Reminiscenzen aus jener Zeit, wo dieſe Straße noch

die Kleine Wallstraße hieß. Erst durch königliche Verordnung vom 14. December 1836 erhielt sie den jetzigen Namen zu Ehren des großen Künstlers, der seit 1802 ein Haus in derselben besaß. Das Haus steht heute noch wie es war, als hochbetagt in ihm am 27. Januar 1850, ein siebenundachtzigjähriger Greis, Johann Gottfried Schadow starb — ein vornehmer Bau vom Anfange des Jahrhunderts, ein wenig düster geworden, aber edel in seinen Linien, mit figurenreichen Reliefs über Thür und Eckfenster und einem Medaillon in der Mitte, welches, umgeben von den Genien der Bildhauerkunst und Malerei, den Alten zeigt in seinem kräftigen Greisenalter, en face, ein volles, angenehmes Gesicht, mit wohlwollenden, aber stark ausgearbeiteten Zügen. Sein Standbild in der Vorhalle des Alten Museums (von Hagen), stellt ihn in seiner ganzen Figur dar, in den Sechzigen ungefähr, wie er, in bequemer Haustracht, sinnend in der Werkstatt steht. Hier hat der Ausdruck seines Gesichtes etwas Concentrirtes, aber der Schimmer innerer Freundlichkeit und Seelenruhe liegt darüber auch hier ausgebreitet. Und in der That, er war eine ganz populäre Figur zu seiner Zeit, der alte Schadow, ein wenig grob und der in Sachen der Kunst auch dem Könige die Wahrheit sagte, selbst wo dieser sie nicht zu hören verlangte. Doch Friedrich Wilhelm III. war der väterliche

Monarch, der dieſen Ton verſtand. Denn Schadow war ein Berliner, ein Handwerkersſohn, mit einer Handwerkerstochter vermählt, die er, kaum ein Zwanziger damals, ſogar erſt entführen mußte, um ſie zu heirathen. Ein energiſcher Mann, der ſeinen Willen in Allem durchſetzte, dieſer Stifter der Künſtlerdynaſtie Schadow und Begründer der Berliner Bildhauerſchule, die ſich in Rauch vollendete. Sein eigener Charakter, dieſes ſtarke Gefühl für die Realität, wies ihm den neuen Weg. Er ging auf Koſten des Schwiegervaters nach Rom, kam jedoch ſchon, fünfundzwanzigjährig, nach Berlin zurück, an Taſſaert's, ſeines Lehrers, Stelle zum Hofbildhauer und Rector der Akademie der Künſte berufen, deren Director er 1816 ward und bis an ſein Ende blieb. Sein erſtes Werk, nach der Heimkehr, war das Denkmal des Grafen von der Mark in der Dorotheenſtädtiſchen Kirche, 1790; ſein zweites, wenig ſpäter die Victoria des Brandenburger Thores. In dem Siegeswagen, welcher hoch aufgerichtet über den Linden ſteht, erſcheint er gleichſam ſelber wie ein Herrſcher, der Beſitz von ſeinem Reich ergreift; mit allen Triumphen, welche das Viergeſpann geſehen, iſt der ſeine verbunden. Hiſtoriſch weniger bedeutſam und über dem Lärm der Straße nicht den bewundernden Blicken täglich ſich erneuernder Menſchenmengen ausgeſtellt, aber in ſeiner herben und ſchwer-

müthigen Schönheit vielleicht nur um ſo mehr die Tiefe der Seele bewegend, iſt das Grabdenkmal, welches ſich in der feierlichen Stille der Dorotheenſtädtiſchen Kirche verbirgt. Dem König Friedrich Wilhelm II. war ein geliebter Sohn, der junge Graf von der Mark, im zarteſten Knabenalter geſtorben, und dieſem das Grabmal zu bereiten, ward Schadow beauftragt. Auf dem Sarkophag ruht der Knabe — ſchlummernd, aber jenen Schlummer, aus dem kein Erwachen mehr iſt. Seinem Haupt iſt der Helm, ſeiner Rechten das Schwert entſunken. Ein liebliches Bild, unendlich ergreifend in ſeiner Unſchuld und Schönheit und wie von einem letzten zögernden Abſchiedsſtrahl des Lebens verklärt. Niemals aber mag der Schmerz eines ſolchen Abſchiedes erſchütternder ausgedrückt worden ſein, als in dem weißen Bildwerk am grauen Marmorſarg, welches den holdſeligen Knaben zeigt, wie er, noch ganz von warmem, blühendem Leben erfüllt, heftig ſich ſträubt, von der Göttin getrennt zu werden, die ihn eben in ihre Schule der Künſte und Wiſſenſchaften aufnehmen will, und dem Tode zu folgen, der ihn in die ſchaurige Nacht eines Felſengewölbes mit fortreißt. In dieſem verzweiflungsvollen, aber vergeblichen Kampfe des Knaben ſcheint die Natur ſelber zu ſprechen, und des fundamentalen Unterſchiedes werden wir uns bewußt, wenn wir damit die Worte der von

Ramler verfaßten Inſchrift vergleichen: »artibus mature instructus, ad altiora se contulit studia coelitum choris immixtus.« Nein, der große Künſtler, unſer erſter Realiſt, hat es beſſer gewußt als der akademiſche Dichter, und ſelbſt in der mythologiſchen Hülle die ganze Wahrheit geſagt. Nein — nicht freiwillig begab er ſich, ſondern eine bittere Nothwendigkeit zwingt ihn grauſam; und nicht himmliſchen Chören beigeſellt, ſondern dem unheimlichen Dunkel und Schweigen! Aber darüber, in erhabener Majeſtät thronen die drei Parzen: Clotho, die den Rocken hält; Lacheſis, welche die Faſern des Flachſes zur Schnur flicht und Atropos, welche ſie zerſchneidet, das Buch des Schickſals auf den Knieen. Die Spinnerin, die mit dem Rocken, in jugendlicher Hoheit aufgefaßt wie ihre Schweſter, die Unabwendbare, wehrt ab mit angſtvoller Gebärde, was jene doch in ſtummer Reſignation vollbringen muß; aber nur ſie allein, die ernſte, greiſe Jungfrau, die mit trauernder Ergebung das Leben in der Hand hält, weiß, wie viel herzbrechenden Kummers ſie hineinwebt. Einheitlich in ſeiner großen Mannigfaltigkeit, voll innerer Bewegung und claſſiſchen Maßes im Ausdruck derſelben ſteht das Werk in einer Niſche der Kirche, wo das Sonnenlicht nur gebrochen hereindringt durch die Baumwipfel und hohen Fenſter — mitten in Berlin, das mit der gedämpften Melodie

seines nimmer rastenden Lebens diesen Anblick des Todes zu begleiten scheint.

In unsrer Vorstellung lebt nur „der alte Schadow," wie wir ihn in der Vorhalle des Museums und an seinem Haus abgebildet sehen; in der Kunst aber wird er immer nur der junge Schadow sein. Im Gegensatz zu dem anderen Großen, der ihm folgt, zu Rauch, und der bis in sein hohes Alter, von Werk zu Werk steigend, am Ende seiner langen Laufbahn das Vollendetste schuf. „Er starb und hörte auf zu arbeiten 1857," sagt von ihm sehr schön Herman Grimm*). Was dagegen den Ruhm Schadow's ausmacht, sind die Werke seiner Jugend: das Denkmal in der Dorotheenstädtischen Kirche, welches er schuf, als er 27 Jahre, die Quadriga des Brandenburger Thors, als er 28, das Standbild Zieten's, als er 31, und das des alten Dessauers, als er 37 zählte. Seitdem, von der Scheide des Jahrhunderts, hat er fünfzig Jahre noch unter uns gelebt; aber außer jenen vier Werken haben wir keine mehr von ihm in Berlin, während diejenigen Rauch's, imposant auch durch ihre Zahl, uns überall umgeben. Als dieser seine Thätigkeit epochemachend mit dem Grabmonument für die verewigte Königin Luise begann, war die des Anderen so gut wie beendet.

*) Essays, Bd. III, S. 334.

Aber immer noch bezeichnet die glorreiche Göttin mit ihrem Viergespann auf dem Brandenburger Thor den Anfang jenes Weges, der, auch in der Kunst, zum Friedrichsdenkmal geführt: denn kein Rauch ohne Schadow, der, wenngleich sein Zusammenhang mit dem achtzehnten Jahrhundert noch wohl erkennbar, dennoch der Vater der modernen Bildhauerschule von Berlin ist*). Auch er ein Schüler der Antike, der, von ihrer hohen und einfachen Schönheit durchdrungen, aber unwillig, ihr gedankenloser Nachahmer und Wiederholer zu sein, sich nicht mit der conventionell gewordenen Eleganz einer falschen Classicität begnügte, sondern vor Allem die Wahrheit der Dinge darstellen wollte; der die mythologische Figur und den allegorischen Vorgang durch die Wirklichkeit und die Natürlichkeit des Gefühls Jedem nahe brachte, selbst Solchen, die nie zuvor von den Parzen oder von Minerva gehört; und der den Menschen bildete, entweder so, wie er ihn gesehen und beobachtet, oder wie er den Mitlebenden erschienen war, mit all den individuellen und besondren Zügen seiner Person, aber auch seiner Zeit und Umgebung, bis auf den Rock, den er trug.

Wer würde heute den alten Fritz als römischen Imperator sehen mögen, ja, wer ihn nur wieder er-

*) Max Jordan, Katalog der königl. Nationalgalerie zu Berlin, Bd. II, S. 192, 193.

kennen, wenn er einen Lorbeerkranz auf dem Kopfe hätte, ſtatt des dreieckigen Hutes? Und doch war es unter dieſer Geſtalt, daß man ſich, unmittelbar nach ſeinem Hingang, das Denkmal des großen Königs dachte. Für die Darſtellung des Helden ziemte ſich, nach der von dem franzöſiſchen Claſſicismus beherrſchten Kunſtweiſe des vorigen Jahrhunderts, einzig das römiſche Gewand; und der große Meiſter, der in ſeinen kleinen Stichen nicht nur Zieten und die Huſaren — Zieten, in den Illuſtrationen zu Stein's „Charakteriſtik Friedrich's d. Gr.", ganz in der Stellung und Auffaſſung von Schadow's Monument — treffend wiederzugeben wußte, ſondern auch recht eigentlich den Typus des „alten Fritz" geſchaffen hat, genau ſo wie er im damaligen bürgerlichen Leben von Berlin erſchien: Chodowiecki griff ſogleich wieder zur Tracht des Imperators, wenn er Friedrich in der Schlacht oder als heimkehrenden Sieger zu zeichnen hatte. Und, merkwürdiger noch: Friedrich ſelbſt, der das eine dieſer Blätter mit den Worten verwarf: »Ce costume n'est que pour le héros du théâtre,« hielt dasſelbe Coſtüm doch für nothwendig, als er ſeinen beiden Generalen Schwerin, 1771, und Winterfeld, 1777, auf dem heutigen Wilhelmplatz Statuen errichten ließ: beide trugen den antiken Panzer!*)

*) Du Bois-Reymond, „Friedrich II. in der bilden-

Die ſechs Standbilder, welche dieſen Platz, ehemals ein Sand- und Exercierplatz, in eine Walhalla der Helden Friedrich's umgewandelt haben, ebenſo wie der Platz am Opernhaus die der Helden aus den Befreiungskriegen iſt, waren urſprünglich Marmorfiguren. So haben wir ſie lange geſehen, ſchwarz und verwittert von Regen und Wind, kaum noch erkennbar, bis ſie, vor etwa fünfundzwanzig Jahren, eine nach der anderen durch die neuen Erzſtatuen erſetzt worden ſind. Jetzt tragen ſie ſämmtlich die wohlbekannten Uniformen ihrer Regimenter; und umgeben von den Paläſten des Wilhelmsplatzes und der Wilhelmſtraße, den prinzlichen Schlöſſern und Miniſterhôtels, mit dem vollen Blick auf dasjenige, welches Fürſt Bismarck bewohnt, flankirt von dem mächtigen Viereck des Kaiſerhofs, aus welchem Lord Beaconsfield ſo oft hinüberſchritt zur Zeit des Berliner Congreſſes, zwiſchen Bäumen und Blumenbeeten ſtehen ſie da, dieſe Sechs, preußiſche Feldmarſchälle, glorreiche Führer eines tapferen Heeres, Verkörperungen jeder Waffenart — und hier zu ſitzen, an einem Sommertage, wenn der Himmel blau ſich ſpannt über dem Platz und die warme Luft voll iſt vom Arom der Linden, wenn die hohen Gebäude von Sonne ſchimmern und die Kinder zu den Füßen

den Kunſt", Deutſche Rundſchau 1887, Bd. LI, S. 281 u. 282; vergl. Meyer, Chodowiecki, S. 13 u. 14.

der Helden ſpielen — das gibt, ich weiß nicht welches Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens, als ob ſie noch zu uns gehörten, dieſe Paladine der beiden ſchleſiſchen und des ſiebenjährigen Krieges, als ob — was Gott geben möge — Soldatenmuth, Manneszucht und Treue bis in den Tod, denen zuletzt, wenn auch in noch ſo ſchweren Kämpfen und ſelbſt nach Niederlagen der Sieg gehört, niemals ausſterben könnten in unſeren Reihen. Dann werden ſie lebendig vor unſeren Blicken, dieſe Männer aus Erz, Winterfeld, der an der Wunde von Moys verblutet, Schwerin, der zum letzten Male die Fahne hochhält, unter der er zuſammenbricht in der Prager Schlacht, Keith, der ſchottiſche Rebell von 1715, für den König, dem er die zweite Heimath und unverwelklichen Ruhm dankt, ſein Leben laſſend beim Ueberfall von Hochkirch; Seydlitz, der Reitergeneral ohne Gleichen, der alte Deſſauer, der den eiſernen Ladeſtock und die eiſerne Disciplin einführte und Zieten — „Zieten aus dem Buſch".

Dieſe beiden Letzteren ſind von Schadow. Leopold von Deſſau, nicht als der traditionell alte, ſondern in ſeiner vollen Manneskraft, kühn und edel dargeſtellt, ſo wie er im ſpaniſchen Erbfolgekrieg, zur Seite des Prinzen Eugen und Marlborough's gefochten und noch unter Friedrich's Vater war, ſtand urſprünglich im Luſtgarten, ward dann aber, bei der

Umgestaltung desselben, hierher nach dem Wilhelmsplatz versetzt, wohin er auch gehört, der Sieger von Kesselsdorf, der diesen blutigen Tag nur um zwei Jahre noch überlebte. Zieten, der populärste von Allen, ist auch als Kunstwerk das bedeutungsvollste. Wer, der sie gesehen, könnte sie jemals wieder vergessen, diese Gestalt, so durchdrungen von Leben, so voll Energie des Ausdrucks, das bis auf den kleinsten Zug ausgearbeitete Gesicht, die charakteristische Haltung, die Hand, die sich sinnend ans Kinn legt, das rechte Bein über das linke geschlagen, den Husarendolman über der Schulter, den hohen Kolpak auf dem Kopfe. Sie mag barock wirken, diese Husarenuniform, aber man würde nicht sagen, daß irgend ein Element der Schönheit ihr inne wohnt. Und dennoch hat mit diesem ihrem gewagtesten Stück Schadow die preußische Uniform in die Kunst eingeführt. Anfänglich wurde sie denn auch allgemein mißbilligt; aber sie hat sich durchgesetzt und behauptet und nach den Befreiungskriegen, als Rauch uns seinen Scharnhorst und Bülow, seinen Blücher, York von Wartenberg und Gneisenau gab, „war sie zu einer unumgänglichen Bedingung preußischer Feldherrnstatuen geworden“ *). Und denke man nicht gering davon! Was Rauch für den preußischen Sol-

*) Grimm, Essays Bd. III, S. 331.

daten gethan, das hat Rietschel später, das haben alle Modernen seitdem auf den bürgerlichen Menschen überhaupt, auf den Dichter, Staatsmann und Gesetzgeber angewandt, und den Ausgang dieser auf die treue und volle Wiedergabe der Natur gerichteten Bewegung, welche die ganze neuere bildende Kunst beherrscht, stellt Schadow dar. Durchgeistigter als bei diesem, gestaltet sich freilich bei Rauch die Tracht, welche als kennzeichnendes Moment der Zeit und des Standes fortan von ihrem Träger nicht mehr zu trennen ist. Schadow bildet sie ganz realistisch, einfach der Wirklichkeit nach, ohne jedes Bestreben, sie zu individualisiren. Denn mit der preußischen Uniform an und für sich ist künstlerisch nicht viel zu machen. Geht man aber vom Zietenplatz zum Platz am Opernhaus, so wird man die Steigerung bemerken. Hier äußert das innere Leben, der Charakter, das Temperament der Feldherren sich gleichsam schon in der Art, wie sie die Mäntel um sich geschlagen haben und mit dem idealen Faltenwurf, aus dem er sie hervortreten läßt, hat Rauch der Uniform selber eine geistige Perspective gegeben, welche sich auch uns aufthut, wenn wir im Glanze des Mittags und bei schmetternder Musik sie nun leibhaftig vor uns aufziehen sehen zur Parade, jedes Stück, Helm und Waffe, jeder Knopf, Gurt und Schnalle blinkend in der Sonne, wenn vor der Hauptwache die Mann-

schaft unters Gewehr tritt und die Ablösung zur Parole kommt, jeder Mann, der in der Uniform steckt, vom Gemeinen aufwärts bis zum jugendlichen Officier, der sie führt, stramm und gesund, jeder Griff, jeder Tritt exact, ein Bild der Kraft und Manneszucht, während die großen Führer der Befreiungskriege von ihren Postamenten auf sie herabschauen, stumm, ohne Antwort auf die Frage, wann endlich der Tag anbrechen werde, golden wie dieser Sommertag, der Tag des Völkerfriedens, für welchen sie gekämpft haben und wir noch immer unter Waffen stehen. —

VI.

Das Haus unter den Linden und Ecke der Schadowstraße, links, hat jetzt einen etwas mannigfaltigen Inhalt und Charakter: in den unterirdischen Räumen das Aquarium mit seinen erleuchteten Grotten, künstlichen Felsen, fließendem Wasser, Meerwundern und menschenähnlichen Affen; darüber eine Restauration, die nirgends fehlt, wo der wirkliche Mensch, im Gegensatz zu seinem zurückgebliebenen Seitenverwandten, sich ergötzen will, eine Wein-, eine Cigarrenhandlung u. s. w. Ehemals aber, vor etwa vierzig Jahren, war dieses große Haus stiller, vornehmer, und in seinem erhöhten Parterre, der Schadowstraße zu, wohnte der Königl. Preußische Generalmusikdirector Giacomo Meyerbeer, der gute Berliner mit dem halbitalienischen Namen. Dieser Name, wenn man ihn jetzt ausspricht, hat schon fast etwas Veraltetes; er übt nicht ganz mehr den früheren Zauber. Das Internationale seiner Richtung ist durch das Nationale besiegt worden, die südliche

Gluth und Fülle seiner Melodie, die den Sinnen schmeichelte, durch die herbe Dissonanz, welche die Nerven zittern macht; die Recken der deutschen Sage haben die Ritter der französischen Romantik aus dem Felde geschlagen, und wo der blaue Himmel Italiens strahlte, herrscht jetzt nordische Götterdämmerung. Wer weiß, ob ohne das überwältigende Gefühl dessen, was die deutsche Faust vermag, Deutschland selbst und die Welt von Richard Wagner unterjocht worden wäre? Nicht verführt hat er sie, noch gab er ihnen gute Worte; wie der Eroberer kam er über sie, mit der Gewalt des Stärkeren zuerst das eigene Volk niederwerfend und zusammenschmiedend in der Bewunderung seiner Werke, dann die Macht und Furcht seines Namens ausbreitend über die Fremden. Meyerbeer, in den Tagen unserer äußersten Schwäche, fand erst Gehör bei uns, nachdem das Ausland ihn beglaubigt hatte. Italien und Frankreich vergötterten ihn, als er in seiner Heimath noch ein halb Unbekannter war, und Paris ist bis an das Ende seiner Tage der Lieblingsschauplatz seiner Triumphe geblieben. Und dennoch ist er ein Berliner, wie nur Einer, festwurzelnd in diesem Boden, aus einer alten jüdischen Familie, deren Ursprung sich weit zurückverfolgen läßt bis zu Jost Liebmann, dem Hofjuden von Preußens erstem König*).

*) Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, S. 20.

Das Haus der Beer, in welchem Meyerbeer geboren — dasſelbe Haus Nr. 72, in welchem einſt Graun, der Capellmeiſter Friedrichs d. Gr., der Componiſt des „Tod Jeſu", gewohnt — hat lange noch in der Spandauerſtraße geſtanden, vier Häuſer von dem der Mendelsſohn, aus welchem Felix Mendelsſohn-Bartholdy hervorgegangen: Beide Kinder dieſes noch vor hundert Jahren ſo verachteten Stammes, und Beide beſtimmt zu den höchſten künſtleriſchen Ehren, der Eine frühe ſchon erfüllt und begeiſtert von chriſtlichen Ideen, denen er namentlich in ſeinen Oratorien Ausdruck gab, der Andere ſein Judenthum niemals verleugnend, weder in ſeinem Leben noch auch in ſeiner Muſik. Und dennoch iſt in Meyerbeer ein ſtärkerer localer oder preußiſcher Zug als in Mendelsſohn, in deſſen geſammtem Schaffen nichts an den Zuſammenhang mit Berlin erinnert. Eine von Meyerbeer's erſten Opern, die freilich niemals aufgeführt worden iſt, hieß „Das Brandenburger Thor" (1821), und ſpäter, außer dem „Feldlager in Schleſien", mit welchem das nach dem Brande neuerſtandene Opernhaus eingeweiht ward, hat er, in ſeiner amtlichen Stellung, als Hofcomponiſt gleichſam, wie ſein Vorfahr einſt Hofjude geweſen war, die ganze Familiengeſchichte unſeres erlauchten Herrſcherhauſes muſikaliſch illuſtrirt, mit Hymnen und Feſtcantaten zu den ſilbernen Hochzeiten König Friedrich Wil-

helm's IV. und des Prinzen Carl, mit Fackeltänzen zu den Vermählungen all' unserer Prinzen und Prinzessinnen, von 1842 an bis zu der des Prinzen Friedrich Wilhelm, nachmals Kaiser Friedrich's, im Jahre 1858 und endlich mit dem Krönungsmarsch für König Wilhelm I., im Jahre 1861, einen Moment von der höchsten historischen und politischen Wichtigkeit gefeiert. Ich meine nicht zu sagen, daß er für diese verschiedenen Gelegenheiten Töne getroffen, die mächtig im Volksbewußtsein nachgeklungen hätten, oder Etwas geschaffen habe, was in Wirkung und Dauer den aus ähnlichen Veranlassungen entstandenen Gemälden Menzel's an die Seite zu setzen wäre. Diese Kraft besaß Meyerbeer nicht, oder vielmehr, was er an Kraft besaß, hat er darauf nicht ganz verwandt. Sein Aufenthalt war und blieb getheilt zwischen Berlin und Paris, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so glaube ich, daß er lieber in Paris war als in Berlin. Er wollte, neben der Mutter, in der Erde von Berlin ruhen; aber um zu leben, brauchte er die große Oper von Paris, und in Paris auch ist er gestorben. Nur einmal, seitdem er Berlin als Jüngling verlassen, ist er dauernd für mehrere Jahre hierher zurückgekehrt, 1842 bis 1845, eben die Zeit, während welcher er in der Schadowstraße wohnte. „Robert der Teufel" und „die Hugenotten" hatten ihm einen europäischen Namen gemacht; aber

der ersteren dieser beiden Opern war es in Berlin, unter dem damals noch allmächtigen Einfluß von Spontini, nicht zum Besten ergangen, indem man Text wie Musik — unmoralisch fand; und letztere war überhaupt, so lange Friedrich Wilhelm III. lebte, nicht zur Darstellung gekommen — confessioneller Bedenken halber. Aber nicht lange nach des Königs Tode ward der vierte Act, mit der Ungher-Sabatier als Valentine, Mantius als Raoul und Franz Liszt am Flügel, im Musiksaal des gegenwärtigen Kaiserlichen Palais unter den Linden aufgeführt, in einer Soirée, welche die Prinzeß von Preußen, jetzt Kaiserin Augusta, veranstaltete*), und noch hatte Friedrich Wilhelm IV. nicht zwei Jahre den Thron bestiegen, da — am 20. Mai 1842 — erschien das Werk selber im Kgl. Opernhaus und errang, wie überall, einen unerhörten Erfolg. Jetzt ward Meyerbeer zum General-Musikdirector ernannt an Stelle Spontini's, in dessen feierlicher und pomphafter Musik wirklich Etwas fortlebt von dem Geiste des Empire, der nachgeahmten Größe des Römerthums, und der einmal den jungen Felix Mendelssohn, als dieser ihm seine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" vorgespielt, an die Fenster seiner Wohnung führte — das Haus am Gensdarmenmarkt, in dessen Erd-

*) Mendel, Giacomo Meyerbeer, S. 79.

geſchoß jetzt die gemüthlichen Weinſtuben von Trarbach ſind — und, auf einen der beiden Thürme weiſend, Nachahmungen der Kirchenkuppeln der Piazza del Popolo zu Rom, »c'est très joli, mon cher,« ſagte, »mais il vous faut des idées grandes comme cette coupole-là«*). Dieſem Römer — denn Spontini war in der römiſchen Mark geboren —, den ein ſeltſames Schickſal auserſah, die officielle Muſik zuerſt am Hofe Napoleon's, dann an dem Friedrich Wilhelm's III. zu leiten und die Familienfeſte dieſes friedliebendſten der Könige mit der etwas ſchwächlichen „Nurmahal" zu verherrlichen, nachdem er den Eroberer und Imperator in der „Veſtalin" und dem „Ferdinand Cortez" gefeiert: dieſem Stolzen, Hochmüthigen, folgte der kleine, bewegliche Mann, von Abkunft ein Berliner und ein Jude, beſcheiden, trotz aller Orden, die ſeine Bruſt ſchon bedeckten, und immer beſcheidener, je mehr davon kamen. Hat er doch von dem Adelstitel, welchen der König von Württemberg ihm verliehen, niemals Gebrauch gemacht. Ein ängſtlicher Mann, mit nur einer Leidenſchaft, dem Ehrgeiz; und immer ängſtlicher, je näher er den Zielen desſelben kam. Sonſt war kein kleinlicher Zug in ihm; in Geldſachen, und nicht in dieſen allein, war er großherzig. Sein nicht unbeträcht-

*) Ehlert, Aus der Tonwelt, S. 187.

liches Gehalt als Kgl. Preußischer General-Musikdirector hat er niemals berührt, sondern von allem Anfang an den Mitgliedern der Capelle, seinen minder gut situirten Collegen zugewiesen; und er war der Erste, der ein Werk von Richard Wagner auf die Berliner Bühne brachte, dessen „Rienzi". Seine Seele kannte den Neid nicht und war zufrieden, als seine Stellung ihn hoffähig gemacht. Von den geschäftsmäßigen Pflichten derselben zog er sich bald zurück, den größeren Theil des Jahres fortan in Paris lebend, der wahren Heimath seines Schaffens und in Berlin nur erscheinend, um bei den großen Gelegenheiten zu functioniren und seine neuen Opern einzustudiren. Diese Jahre der Schadowstraße sahen ihn auf der Höhe seines Lebens und mögen zu seinen glücklichsten gezählt werden: er besaß die Gunst des Hofes; er besaß zwei kostbare Manuscripte, die langsam reiften, und er besaß, was er vielleicht am höchsten schätzte, weil zu gewinnen nichts ihm so schwer geworden, das Ohr und Herz seiner Berliner. Seine Melodieen an irgend einer Ecke des Thiergartens auf einem Leierkasten zu hören, gewährte diesem Ehrgeizigen eine höhere Befriedigung, als selbst die stürmischen Ovationen der großen Oper von Paris vermochten. Die Drehorgel war spontaner, und er selber in der Meinung der Menschen noch Etwas mehr als „der durch seinen

Ruhm bekannte Giacomo Meyerbeer", wie Heinrich Heine mit einer, jener bleibenden Bezeichnungen ihn genannt hat*), die man dem Lebenden sehr übel nahm. Denn was hätte man ihm, so lang er lebte, nicht übel genommen und was nicht verziehen, nun da er todt ist und ein zweites, längeres Leben begonnen hat?

Sie waren Beide noch junge Männer, als sie sich hier, im Frühling 1829**) unter den Linden zum ersten Male trafen, Giacomo Meyerbeer und Heinrich Heine. Dieser, von seiner italienischen Reise zurückkehrend, der wir die „Bäder von Lucca" und den köstlichen Gumpelino verdanken, hatte noch einmal Station gemacht in dieser Stadt, die er in der Prosa seiner Jugend so sehr bewundert und in den Versen seiner späteren Jahre so sehr verhöhnt hat. Er war nicht mehr der loyale Jüngling, der für die Prinzeß Alexandrine schwärmte und jeden Mittag in den Thiergarten ging, um den König Friedrich Wilhelm III. zu sehen, wenn er an der Luiseninsel seine Promenade machte; der stehen blieb, um den

*) In den „Geständnissen", 1854. Werke, Bd. XIV, S. 277.

**) Nicht 1827, wie Heinrich Heine, der in den Ziffern seiner Einkünfte selten, in seinen Jahreszahlen aber desto häufiger sich verrechnet, irrthümlich angibt. Man vergl. Sämmtliche Werke, Bd. XI, S. 245. Im Jahre 1827 war er in London, nicht in Berlin.

Hut zu ziehen, wenn die beiden älteſten Prinzen vorüberritten, der Eine der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., der Andere der nachmalige Kaiſer Wilhelm. Er erwartete jetzt, daß man ſtehen bleibe, wenn er vorüberging. „Heine iſt hier", ſchreibt Fanny Henſel an Klingemann*), „und gefällt mir gar nicht; er ziert ſich. Wenn er ſich gehen ließe, müßte er der liebenswürdigſte ungezogene Menſch ſein, der je über die Schnur hieb; wenn er ſich im Ernſt zuſammennähme, würde ihm der Ernſt auch wohl anſtehen, denn er hat ihn, aber er ziert ſich ſentimental, er ziert ſich geziert, ſpricht ewig von ſich und ſieht dabei die Menſchen an, ob ſie ihn anſehen." Und dennoch kann ſie nicht umhin, in demſelben Athem zu fragen: „Sind Ihnen aber Heine's Reiſebilder aus Italien vorgekommen? Darin ſind wieder prächtige Sachen. Wenn man ihn auch zehnmal verachten möchte, ſo zwingt er einen doch, zum elftenmal zu bekennen, er ſei ein Dichter, ein Dichter!" Aber merkwürdig, wiewohl neben Franz Schubert und Robert Schumann kein Anderer Heine'ſche Lieder ſo wunderbar in Muſik geſetzt, ihrer Lieblichkeit und Sehnſucht, die keine Grenzen kennt, einen ſo verwandten Ausdruck gegeben hat, wie Mendelsſohn: dieſe Beiden ſind ſich nie näher gekommen.

*) Die Familie Mendelsſohn, Bd. I, S. 210.

Mendelssohn muß Heine sehr geliebt haben, um ihn so zu componiren; aber es scheint, daß Heine, der sich um Musik kaum mehr kümmerte, als er für seine Pariser Correspondenzen gebrauchte und selbst die Schubert'schen Compositionen nur mit gänzlich entstellten französischen Texten kennen lernte*), die von Mendelssohn gar nicht gekannt hat, oder sie müßten auch ihn bewegt und „auf Flügeln des Gesanges" mit fortgerissen haben. Vor Allem aber war es jener neutestamentliche Zug, der in dem Enkel Moses Mendelssohn's ihn abstieß:

Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Bübchen, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Christenthum,
Ist schon Capellenmeister**).

Auch in einem Brief an Lassalle gesteht Heine diese „Malice" ganz offen ein***); denn mit allen Fasern seines Herzens hing dieser gottlose Spötter am Judenthum, als an einem schmerzlich-süßen Erbtheil, das er abschwört und dennoch nicht los werden kann, das immer und immer wieder auftaucht in seinen Erinnerungen, seiner Phantasie die bezaubernden Bilder, seinem Gesang die bald jauchzenden,

*) Man vergl. „Aeußerungen Heine's über die musikalische Bearbeitung seiner Gedichte" in Hüffer's schönem Buch: „Aus dem Leben Heinrich Heine's", S. 168.

**) Deutschland, ein Wintermärchen, Cap. XVI.

***) Werke, Bd. XXI, S. 70.

bald klagenden Weiſen leiht, wie das Verlangen nach einem unendlich Fernen und Unerreichbaren — das alle Wandlungen ſeines Geiſtes überlebt und ihn ſo gänzlich beherrſcht, daß einſt, am Ende, wo die Herrlichkeit der Welt für ihn vergangen, von dem „freieſten Deutſchen nach Goethe", „dem großen Heiden Nr. 2", „dem lebensfreudigen, etwas wohlbeleibten Hellenen" nichts mehr übrig bleiben wird, als — ein armer, todtkranker Jude. Dieſes Gefühl, das vom Religiöſen nichts in ſich hat, ſondern ganz und gar romantiſch iſt und in der Muſik Meyerbeer's ſein Echo fand, erklärt die Freundſchaft und Bewunderung Heine's, die ſich zuerſt rückhaltlos äußert, dann ſkeptiſch wird und plötzlich mit einem jähen Bruch endet. Die ſtark ausgeprägte Subjectivität des Lyrikers ſpricht ſich auch darin aus, daß ſeine Welt- und Kunſtbetrachtung von perſönlichen Momenten beeinflußt, wenn nicht bedingt wird. Heine beſaß mehr einen muſikaliſchen Inſtinct, als ein ſelbſtändiges Intereſſe für die Muſik; er liebte den Wohllaut und die Nachtigallen; er liebte das Volkslied, die Marſeillaiſe, die Italiener und Meyerbeer ungefähr aus denſelben Gründen. „Es ſind jetzt zehn Jahre," heißt es in ſeinen Kunſtberichten aus Paris*), „daß ich ihm zuerſt in Berlin begegnete,

*) Ueber die franzöſiſche Bühne. Geſchrieben im Mai 1837. — Werke, Bd. XI, S. 245.

zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und der Wachtſtube, zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Trommel, und er ſchien ſich in dieſer Stellung ſehr beklemmt zu fühlen. Ich erinnere mich, ich traf ihn in der Geſellſchaft des Dr. Marx, welcher damals zu einer gewiſſen muſikaliſchen Regence gehörte, die während der Minderjährigkeit eines gewiſſen jungen Genies, das man als legitimen Thronfolger Mozart's betrachtete" (dies, in Parentheſe, ſoll Mendelsſohn ſein), — „beſtändig dem Sebaſtian Bach huldigte .... Der Roſſinismus war damals das große Verbrechen Meyerbeer's; er war noch weit entfernt von der Ehre, um ſeiner ſelbſt willen angefeindet zu werden. Er enthielt ſich auch wohlweislich aller Anſprüche, und als ich ihm erzählte, mit welchem Enthuſiasmus ich jüngſt in Italien ſeinen „Crociato" aufführen ſehen, lächelte er mit launiger Wehmuth und ſagte: „Sie compromittiren ſich, wenn Sie mich armen Italiener hier in Berlin loben, in der Hauptſtadt von Sebaſtian Bach." Inzwiſchen aber, während dieſer zehn Jahre, hatte Meyerbeer mit „Robert dem Teufel" (1831) Beſitz ergriffen von Paris, »capitale du monde«, wo ſeitdem auch Heine „ruhig und zufrieden als prussien libéré« lebte. Sein erſter Bericht über ihn, 1. März 1836, beſpricht die erſte Aufführung der „Hugenotten", weniger die Muſik — „von Beurtheilung kann gar nicht die Rede ſein"

— als den ungeheuren, betäubenden, berauschenden Eindruck, den das Werk Meyerbeer's gemacht hat. „Durch seinen Enthusiasmus für die Sache, sowie auch durch seine persönliche Bescheidenheit, sein edles, gütiges Wesen, besiegt er gewiß auch jede kleine Opposition, die, hervorgerufen durch den colossalen Erfolg von „Robert-le-Diable", seitdem hinlänglich Muße hatte, sich zu vereinigen, und die gewiß dieses Mal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligsten Lieder ertönen läßt" *). Aber schon jetzt, im Honigmond der Liebe, fehlt es nicht an einigen Stacheln und bittern Wahrheiten. Wofür wäre sonst auch Heine der Correspondent? „Während andere Componisten," sagt er, „zufrieden sind, wenn sie etwas Schönes geschaffen haben, ja, nicht selten alles Interesse für ihr Werk verlieren, sobald es fertig ist, so beginnt im Gegentheil bei Meyerbeer die größere Kindesnoth erst nach der Entbindung . . . und die unbedeutendste Feuilletonistenseele, die sich zu ihm bekehrt, ist ihm dann lieber als die ganze Heerde von Gläubigen, die ihn immer mit orthodoxer Treue verehrten" **). Die zaghafte Natur Meyerbeer's, die bei jedem errungenen Erfolg für den künftigen zittert, kann nicht besser geschildert werden, als es Heine thut, wenn er in jener boshaft-liebenswürdigen Weise

*) Werke, Bd. XIII, S. 295.
**) Werke, Bd. XI, S. 252, 253.

hier ihn als Muſter der Urbanität preiſt und dort, ein paar Blätter weiter, in einem fingirten Geſpräch mit Spontini, den König von Preußen ausrufen läßt: „Es iſt traurig, daß ein vaterländiſches Talent, das ein ſo großes, faſt geniales Vermögen beſitzt, in Italien und Paris ſeine guten preußiſchen harten Thaler vergeuden mußte, um als Componiſt gefeiert zu werden — was man für Geld haben kann, iſt auch bei uns in Berlin zu haben“ *). Nicht als ob er etwas Böſes damit gemeint — wenn Heine böſe wird, dann hagelt es ganz anders. Aber es war ſchwer für ihn, dieſe Schwäche Meyerbeer's nicht zu ſehen und ſchwerer, keine Witze darüber zu machen. Er geht einen Schritt weiter und läßt nicht mehr den König von Preußen für ſich eintreten, wenn er von dem „hochgefeierten Meiſter“ ſpricht, „welcher der Stolz Deutſchlands und die Wonne des Morgenlandes iſt“; er ſagt es ihm gerade heraus, daß ſeine Verehrer nur mit Betrübniß ſehen, wie viel er ſich, „der muſikaliſche Millionair“, die Unſterblichkeit ſeiner Meiſterwerke koſten laſſe. „Selbſt für das noch ungeborene Prophetchen ſoll der zärtliche Erzeuger die Summe von 150,000 Thaler Preußiſch Courant ausgeſetzt haben. Wahrlich, noch nie iſt ein Prophet mit einem ſo großen Vermögen zur Welt gekommen.“

*) Werke, Bd. XI, S. 317.

— Dies, in der „Muſikaliſchen Saiſon von 1841“ iſt die erſte Erwähnung des Propheten, der von nun ab die Zielſcheibe Heine's wird, und zwar für immer gröberes Geſchütz. Der „Prophet“ iſt eine der beiden Partituren, die Meyerbeer mit ſich nahm in die Stille der Schadowſtraße zu Berlin; aber mag er ihn noch ſo ſehr mit Geheimniß umgeben, er iſt nicht ſicher vor den Nachſtellungen Heine's. „Der Prophet von Meyerbeer,“ heißt es zwei Jahre ſpäter, „wird noch immer erwartet, und zwar mit einer Ungeduld, die, aufs unleidlichſte geſteigert, am Ende in einen fatalen Unmuth überſchlagen dürfte. Es bildet ſich hier ſchon ohnehin eine ſonderbare Reaction gegen Meyerbeer, dem man in Paris die Huld nicht verzeiht, die ihm in Berlin gnädigſt zu Theil wird“*). Im folgenden Jahre handelt es ſich ſchon um die Beſetzung: „Unſere Primadonna, Madame Stolz, wird ſich nicht länger behaupten können, der Boden iſt unterminirt, und obgleich ihr als Weib alle Geſchlechtsliſt zu Gebote ſteht, wird ſie doch am Ende von dem großen Giacomo Macchiavelli überwunden, der die Viardot an ihrer Stelle engagirt ſehen möchte, um die Hauptrolle in ſeinem „Propheten“ zu ſingen“**).

*) Werke, Bd. XI, S. 385. „Muſikaliſche Saiſon von 1843“.

**) Werke, Bd. XI, S. 425. „Muſikaliſche Saiſon von 1844“.

Er spielt mit dem »celeberrimo maestro«, seinen Werken und seinem Namen, wie die Katze mit der Maus, ihn liebkosend fast mit den Sammetpfötchen, welche die Krallen noch nicht zeigen — bis endlich, nach abermals fünf Jahren, am 16. April 1849 die Sonne des Propheten glänzend aufgeht und nun, auf einmal:

Plötzlich — es erschmettern hell,
Die Posaunen, Israel
Ruft mit tausend Stimmen: „Heil!"
(Unbezahlt zum größten Theil)
„Heil dem Meister, der uns theuer,
Heil dem großen Beeren-Meyer,
Heil dem großen Meyer-Beer!
Der nach Nöthen, lang und schwer,
Der nach langen, schweren Nöthen
Uns geboren den Propheten!"

Es ist wahr, dieses „Festgedicht" war nur für Privatcirculation bestimmt, Heine hat es in keine seiner späteren Sammlungen aufgenommen, und erst lange nach seinem Tod kam es in die Gesammtausgabe seiner Werke. Doch er selber schickt es seinen Freunden, unter diesen auch am Tage nach der ersten Aufführung an Kolb von der „Allg. Zeitung" mit dem Bemerken: „An lobhudelnden Berichterstattungen wird es Ihnen nicht fehlen, und ich glaube, es mag Ihnen angenehm sein, gleichzeitig die Spottverse zu erhalten, die hier im Manuscript cour-

ſiren.“*) Sie wurden indeſſen bald durch einen Abdruck im Hamburger „Freiſchütz“ bekannt (Juni, 1849), und alle Welt ſah nun, daß es zwiſchen Meyerbeer und Heine ſich nicht mehr um einen Scherz handle, ſondern daß es Ernſt geworden ſei.

Was war inzwiſchen geſchehen?

„Kranke Menſchen ſind immer wahrhaft vornehmer als Geſunde; denn nur der kranke Menſch iſt ein Menſch; ſeine Glieder haben eine Leidensgeſchichte, ſie ſind durchgeiſtet.“ Dieſer Satz, der ſich in Heine's italieniſcher Reiſe findet und der, ausgeſprochen in der Fülle ſeiner Kraft und blühenden Geſundheit, uns, wenn wir ihn jetzt leſen, wie eine traurige Vorahnung erſcheint, ſollte ſich an ihm ſelber erfüllen, als die grauſamſte Krankheit ihn niederwarf und ihn, den Lebenden, zehn Jahre lang die Qual des Sterbens fühlen ließ. Niemals iſt ein großes Leiden männlicher ertragen worden. Seine Nerven ſcheinen in der endloſen Qual ſich zu ſtählen und zu härten. Völlig gelähmt, faſt erblindet, kaum noch fähig, den Bleiſtift zu halten, von Schmerzen und Schlafloſigkeit gefoltert, ſetzt ſein Geiſt den Kampf mit dem heimtückiſchen Feinde fort, den Kampf ums Daſein und des Lebens Nothdurft; tapfer vollbringt er ſein Tagewerk; ſein Pflichtgefühl

*) Mitgetheilt von Karpeles in „Heinrich Heine und ſeine Zeitgenoſſen“, Berlin, 1888, S. 320.

hält ihn aufrecht, und der Todmüde verrichtet Massen von Arbeit. Sein Leiden macht ihn zu einer heldenhaft-rührenden Erscheinung, und die Gelassenheit, mit der er es betrachtet, flößt uns diejenige Hochachtung ein, welche wir sonst vor seinem Charakter nicht immer gehegt haben; seine Gestalt selber, wie sie dahinschwindet, sein bleiches, hageres Antlitz, von den langen Haaren umgeben, nimmt etwas Geisterhaftes an, und seinem Haupte fehlt nur der Dornenkranz, um jenem Haupte des großen Dulders zu gleichen, an den er jetzt so gerne denkt. Die Träume seiner Nächte werden zu Visionen, wie Dante, wie Milton sie geschaut, und rund um sein Lager wachsen die schönsten Blumen seiner Poesie, die reinsten und hehrsten empor. Aber dazwischen — seltsamer Widerspruch! — immer doch, hier und dort eine Pflanze, die den Sumpf und Moder ausathmet, die nach Fäulniß und Verwesung riecht, mehr als irgend Etwas, das aus den Tagen seines Uebermuths stammt. Auch in ihm tobt dieser Kampf um Sein und Nichtsein, und Stunden kommen, in welchen das gemein Menschliche mächtig über ihn wird, der Spott sich in Lästerung verwandelt und die Frivolität in das cynisch Ungeheuerliche.

Fast in demselben Augenblick mit dem Beginn seiner Krankheit traf ihn der schwerste Schlag, der ihn unter solchen Verhältnissen treffen konnte: sein Onkel

Salomon Heine ſtarb, und deſſen Sohn und Erbe, Karl Heine, weigerte ſich, dem armen Verwandten die Penſion weiterzuzahlen, welche bis dahin den einzig ſichern Beſtandtheil ſeines Einkommens gebildet hatte. Jetzt, doppelt unfähig, den geſteigerten Anforderungen der Exiſtenz nachzukommen, wollte man auch das ihm rauben, worauf er ein wohlbegründetes Recht beſaß, und ihn und ſeine geliebte Mathilde dem hilfloſen Elend preisgeben. Da richtet der kranke Dichter ſich auf mit der ganzen Verzweiflung, aber auch mit der ganzen Kraft des verwundeten Löwen, und in dieſer Zeit, wo Heine die geſammte Welt gleichſam zu ſeinem Beiſtand aufbot, im Jahre 1846, hat er ſich auch mit Meyerbeer entzweit, und Heine allein trifft die Schuld. Denn er verdankte Meyerbeer viel, und er war der Erſte, dies einzugeſtehen. Aus einem Briefe Heine's an Campe vom 31. October 1845 erfahren wir, daß der „wackere Meyerbeer es geweſen, der ihm einſt, durch Fürſprache bei dem reichen Onkel die Penſion ausgewirkt, der ihm ein ſchriftliches Zeugniß darüber ausgeſtellt, daß ſie auf lebenslänglich conſtituirt und ſich jetzt erboten habe, jeden Ausfall aus eigenen Mitteln zu decken"*). Mehr, ſollte man meinen, hätte wohl auch der edelſte Menſch für ſeinen Freund

*) Werke, Bd. XXI, S. 49.

nicht thun können; und wenn wir begreifen, daß Heine das Almosen zurückwies, um desto hartnäckiger sein Recht zu verlangen, so hätten wir doch erwarten dürfen, daß er die noble Gesinnung nicht verkannt, die aus Meyerbeer's Anerbieten sprach. Aber man weiß, daß der unselige Streit, der an Heine's Leben tödtlich zehrte, sich noch jahrelang hinzog, und es scheint, daß in der Ungeduld und Verbitterung einer Krankheit, an deren Hoffnungslosigkeit er sich erst langsam gewöhnen mußte, Heine mehr von ihm verlangte — mehr, als ein Mann wie Meyerbeer, seinem Naturell und seiner Stellung nach, leisten konnte. Schon in einem Brief an Lassalle (7. Februar 1846) fällt es auf, daß Meyerbeer's Name mehrfach unzart berührt wird*). In dem Brief an denselben vom 11. Februar gleichen Jahres wird bereits von einem „Zerwürfniß" gesprochen**) und in dem folgenden vom 27. Februar***) hören wir etwas genauer, was die Gründe dieses „Zerwürfnisses" gewesen sein mögen. Es handelte sich darum, mit allen erlaubten Mitteln und den etwas zweifelhafteren von Schmähartikeln u. s. w. eine Pression auf den reichen Vetter in Hamburg auszuüben; und auf was für Mittel es

*) Radowitz'sche Autographensammlung, Katalog, S. 562.

**) Werke, Bd. XXI, S. 71.

***) Mitgetheilt von Karpeles a. a. O. S. 303—306.

Heine hierbei abgesehen, ergibt sich aus den Briefen an Detmold, welche (1885) Hüffer in der „Deutschen Rundschau“ (XLII, S. 427 ff.) veröffentlicht hat: „Das Beste muß hier die Presse thun zur Intimidation, und die ersten Kothwürfe auf Karl Heine und namentlich auf Adolf Halle (dessen Schwager) werden schon wirken. Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann“ (9. Januar, 1845). Es war auf eine vollständige Terrorisirung dieser Beiden abgesehen: „Ich darf keine Zeit verlieren, deshalb habe ich hier den plumpsten Gesellen erlaubt, loszufeuern. Ich weiß, man wird später gegen mich Canonen aufführen, aber ich bin kugelfest, während die Andren nicht einmal Schrot vertragen können“ (13. Januar, 1845). Zu diesem Feldzug von „Dreck und Schrot“ sollte Meyerbeer die Hand bieten. Aber wenn dies gerade der rechte Sport sein mochte für den jungen Lassalle, der, bis dahin nur Wenigen bekannt, sich bald darauf die Sporen seiner Ritterlichkeit verdienen sollte in dem Cassettendiebstahl-Proceß, so begreift es sich ebensowohl, daß Meyerbeer davor zurückschreckte, vor dem Unterhändler vielleicht noch mehr, als vor der Sache selbst; und hier, oder ich müßte mich sehr irren, liegt der Keim jener Entzweiung, die den ersten bitteren Ausdruck fand in dem „Festgedicht“ von

1849, und fünf Jahre ſpäter, in der Satanella-Angelegenheit, zum unverſöhnlichen Haſſe wurde.

Heine hatte im Auftrage von Mr. Lumley, dem Director von Her Majesty's Theatre in London, (1846) ein Ballet geſchrieben: „Doctor Fauſt. Ein Tanzpoem", welches von dem britiſchen Impreſario zwar glänzend honorirt, aber niemals aufgeführt ward — „weil der Balletmeiſter aus Esprit de corps de ballet . . . es für eine gefährliche Neuerung hielt, daß einmal ein Dichter das Libretto eines Balletes gedichtet hatte, während doch ſolche Producte bisher immer nur von Tanzaffen ſeiner Art . . . geliefert worden" *). Im Jahre 1849 hatte Heine ſein Buch bei der General-Intendanz der Kgl. Schauſpiele zu Berlin einreichen laſſen, gleichfalls ohne Erfolg; und als nun 1852 Taglioni's „Satanella" erſchien, behauptete Heine, daß Taglioni ihm die „Idee" geſtohlen habe, beanſpruchte Tantième und verlangte, daß Meyerbeer in ſeiner Eigenſchaft als General-Muſikdirector ſich dafür verwenden ſolle**). Daß Meyerbeer dieſen Anſpruch anerkannt, iſt außer durch die Behauptung Heine's — dem er, nach ſeiner concilianten Art, möglicherweiſe wohl ein freundliches, aber unverbindliches Wort darüber geſagt

*) Einleitende Bemerkung zu Doctor Fauſt, 1851. — Werke, Bd. VII, S. 125.

**) Werke, Bd. XXI, S. 358.

haben mag — nicht erwieſen und an ſich höchſt unwahrſcheinlich. Wichtiger iſt, daß Laube, der unfehlbare Theaterpraktiker und Heine's beſter Freund, jede Verwandtſchaft zwiſchen Heine's Gedicht und Taglioni's Ballet in Abrede ſtellt und daher begreiflich, daß Meyerbeer, auch wenn er eine weniger vorſichtige Natur geweſen, ablehnen mußte, ſich in amtlicher Eigenſchaft für eine ſo vage, jeden materiellen Grundes entbehrende Forderung zu verwenden. Jedoch Heine wollte ſich nicht überzeugen laſſen; er fuhr fort, die Kgl. Oper zu Berlin der „Büberei" zu zeihen, welche ſie an ihm verübt habe, blieb dabei, zu behaupten, daß ſeine „Mephiſtophela" dort unter dem Namen Satanella tanze, und ſein letztes Wort an Meyerbeer's Adreſſe (Juli, 1854) war: „Ich bin übrigens immer ſehr froh, wenn mir ein großes Unrecht öffentlich geſchieht, und das Lumpenpack ſich dadurch blamirt".

Anders Meyerbeer. Ihm hat der Umſchwung in Heine's Geſinnung, den er nicht verſchuldet, aber auch zu hindern nicht vermochte, wirklich wehe gethan — weher vielleicht als alle guten und ſchlechten Witze, welche dieſer jemals auf ſeine Koſten gemacht; und noch im Sommer 1862, als er in Ems der Nichte des Dichters, Frau Maria Embden, Principeſſa della Rocca begegnet, gedachte er mit Thränen im Auge des dahingeſchiedenen alten Freundes. Er

beklagte, daß er deſſen Freundſchaft und Zuneigung verloren, und bedauerte ſchmerzlich, daß er ihn vor ſeinem Tode nicht noch einmal geſehen*).

Im Frühling desſelben Jahres 1862 hab' ich Meyerbeer's perſönliche Bekanntſchaft gemacht in den dämmerig erleuchteten Räumen des königlichen Opernhauſes, bei einer von den Proben des „Mädchens von Korinth“ . . . »Infandum, regina, jubes renovare dolorem . . .« Wer von uns hätte nicht einmal in ſeiner Jugend den Traum eines Bühnenerfolges geträumt — und dieſer, ich meine den Traum, war ſo ſchön! Denn der Erfolg blieb aus; und ach! — es iſt ein trauriges, ein ernüchterndes Gefühl, ſo zwiſchen Sonnenunter- und Sonnenaufgang eine ganze Welt von Hoffnungen ſcheitern zu ſehen. Und dennoch werden ſie mir unvergeßlich ſein, dieſe Tage, dieſe Nächte, die gleichwie in einem Rauſche hingingen, bis zu jener entſcheidenden, vom 11. auf den 12. April, wo wir, der Componiſt, mein alter Landsmann Bott und ich, unſicher, ob wir Sieg oder Niederlage zu verzeichnen hätten, nach der glanzvollen Aufführung aus einer Kneipe in die andere irrten, bis die letzte ſich hinter uns ſchloß, und wir im Tagesgrauen zu kurzem Schlummer heimkehrten, aus welchem die erſte Morgenzeitung uns weckte.

---

*) Erinnerungen an Heinrich Heine, 1881, S. 124, 125.

Nun wußten wir Alles. Wir waren geſchlagen worden; und ſo vollſtändig, ſo gründlich! Auch dieſer Moment hebt ſich, aus weiter Ferne, noch immer mit ſchrecklicher Deutlichkeit für mich ab. — Einerlei, gebt mir die Jugend wieder, und ich nehme all' ihre Enttäuſchungen gern mit in den Kauf. Meine liebſten Erinnerungen ſind jedenfalls die Proben, wo, mitten am Tage, der draußen war, in der künſtlichen Nacht des Opernhauſes plötzlich das Forum von Rom und die Katakomben vor mir erſchienen, lange Jahre bevor ich beides in Wirklichkeit erblickt — als das goldene Haus Nero's, jetzt ein lichtloſer Trümmerhauf, in all' ſeiner Pracht daſtand und der palatiniſche Hügel, zwiſchen deſſen Ruinen ich nachmals umhergeſtreift, mit Kaiſerpaläſten bedeckt war; als die Gärten, jetzt die farneſiſchen geheißen, wo ich nur noch aus tiefer Einſamkeit ein Kloſterglöcklein und eine Nachtigall vernahm und zwiſchen ſterbenden Roſen das Abendroth ſchwinden ſah, nun auf einmal vom Evoë des Bacchantenchores widerhallten und von tauſend Flammen leuchteten, unter denen die Thyrſusſtäbe geſchwungen wurden ... In einer ſolchen Scene war's, daß Meyerbeer auf mich zukam; wir ſaßen im dunklen Parquet, in einer der vorderen Reihen, die nicht mit weißem Linnen zugedeckt waren wie die übrigen. Der Kronleuchter brannte halb. Auf der Bühne ſtand Herr von

Hülſen, der Generalintendant, zwiſchen togabekleideten Volkstribunen, die einen Cylinderhut auf dem Kopfe hatten, ſtolzen Römerinnen, die einen Strickſtrumpf in der Hand hielten und kurzgeſchürzten Ballerinen, die einen Pas probirten und dabei einen Apfel aßen. Graf Redern, einſt in den dreißiger Jahren ſelber Generalintendant und damals noch immer Chef der Hofmuſik, ſtellte mich dem berühmten Componiſten der „Hugenotten“ vor. Ach, wie dies Alles lebendig wird, indem ich es ſchreibe — wie ich auch ihn wieder ſehe, den leutſeligen, alten Herrn, der manches Jahr nachher noch aufrecht ging wie ein Soldat, jeden Abend in ſeiner kleinen Loge ſaß und jeden Mittag ſeinen Spaziergang in den benachbarten Thiergarten machte von ſeinem ſchönen Palais unter den Linden, an der Ecke des Pariſer Platzes, welches ihm Schinkel gebaut und welches nun, ſeit er todt iſt, ſo verödet ausſieht. Nur einer von den alten Dienern erſcheint noch zuweilen auf der Treppe, unter den Säulen. Manchmal, in unſerem Opernhaus, wenn ich mir die gedrängt vollen Ränge, die ſchimmernde Bühne betrachte, denk' ich plötzlich: „Nach dreißig Jahren! Was wird von uns und von Euch übrig ſein nach dreißig Jahren?“ Dieſer Gedanke, mitten in die glühende Lebensluſt ſo vieler Tauſende hinein, hat etwas Schauriges, das mich ſelber erſchreckt. Auch Herr von Hülſen, damals ein Bild

ſchöner Männlichkeit, ganz Cavalier von der gut preußiſchen Art, zugleich ein vornehmer Herr und ein pflichttreuer Beamter, iſt nicht mehr. Aber das Andenken an einen wohlwollenden und gerechten Mann, der in einer ſchwierigen Verwaltung ſich die Dankbarkeit Vieler erworben hat, wird bleiben.

Meyerbeer drückte mir beide Hände, ſagte mir allerlei Verbindliches und forderte mich auf, ihn auf dem Heimwege zu begleiten. Die Sonne ſchien hell, als wir aus dem Opernhaus heraustraten, und jetzt erſt konnte ich mir ihn recht betrachten. Ein mehr als Siebenziger, machte Meyerbeer doch noch den Eindruck völliger Lebenskraft. Von kleiner, unterſetzter Statur und zartem Körperbau, war etwas Feſtes in ihm und jede ſeiner Bewegungen leicht. Ihn drückte das Alter nicht. Sein Haar war noch dunkel und in ſeinen großen braunen Augen das Feuer nicht erloſchen. Sein gefurchtes Antlitz, mehr die Spuren der Arbeit als der Jahre zeigend, hatte den ruhigen Ernſt des Mannes, der auf eine lange, ruhmvolle Laufbahn zurückblickt; aber ein gewinnendes Lächeln ſpielte nicht ſelten um ſeine feinen Lippen, und er war von einer rührenden Beſcheidenheit. Man begreift, daß ich den Moment gern benutzt hätte, von ihm, von ſeinen Schöpfungen zu ſprechen, über Beides ihn ſelbſt zu hören. Unmöglich, er wich aus. Und doch war er damals in einer zuverſicht-

lich heiteren, productiv angeregten Stimmung. Eben hatte seine „Dinorah" den Rundgang über die Bühnen angetreten und die zur Eröffnung der zweiten Londoner Weltausstellung componirte Ouvertüre, die so bald darauf einen großen Triumph feiern sollte, war vollendet. Einmal ließ ich das Wort „Afrikanerin" fallen; aber er ging nicht darauf ein. Seit fast einem Vierteljahrhundert hatte Meyerbeer sich mit diesem Werke beschäftigt, es zurückgelegt und wieder vorgenommen, aufs Neue verworfen und abermals gänzlich umgestaltet. Es war eine von den beiden Partituren, die schon in der Schadowstraße verborgen lagen. Seitdem hatte „der Prophet" sich längst zu den beiden anderen großen Opern gesellt, welche die Bühne beherrschten; aber „die Afrikanerin" war noch immer ein Geheimniß, und mehr, sie war fast schon zu einem Mythos geworden. Man begann, an ihrer Existenz zu zweifeln. Nicht einmal der Name stand fest; bald sprach man von „Vasco de Gama," bald von einer „Afrikanerin," einer alten und einer neuen. Niemals hat ein Werk, das noch gar nicht vorhanden, der Welt so viel zu thun gemacht. Die Spannung, Neugier und Ungeduld waren allgemein. Indessen arbeitete Meyerbeer in der Stille weiter und war eben jetzt beim vierten Act angelangt. Vom Ruhme gesättigt, aber gegen jede Zufälligkeit desselben noch mißtrauischer als in der Jugend, war er in seiner

persönlichen Erscheinung höchst einfach, suchte das Aufsehen nicht, sondern vermied es, und ich glaube, daß ich an seiner Seite mir viel wichtiger und bedeutender vorkam, als er selbst es jemals prätendirt. So gingen wir in der Mittagsstunde jenes Frühlingstages die Linden hinunter, ich neben ihm, er immer freundlich plaudernd, bis wir das Haus am Pariser Platz erreicht hatten, in welchem er nun schon seit manchem Jahr wohnte, wenn er in Berlin war, das Eckhaus, vom Brandenburger Thore rechts, Nr. 6a. Vor der Thüre blieb er stehen. „Ich werde jetzt bald verreisen und vor dem Herbste nicht heimkehren," sagte er, „dann aber Sie bitten, mich zu besuchen. Denn ich habe mit Ihnen Etwas zu besprechen." Hierauf gab er mir die Hand und trat in das Haus.

Es war ein Tag im Spätherbst, als auch ich diese Schwelle zum ersten Male überschritt. Meyerbeer hatte mir geschrieben und erwartete mich. In seinem Hause war Alles sehr hübsch und gediegen, die Treppe, der Teppich, der Flur; aber nichts verrieth weder den reichen noch den berühmten Mann. Ein modest gekleideter Diener meldete mich, und Meyerbeer's Arbeitszimmer öffnete sich. Es lag nach der Sommerstraße hinaus und hatte den Blick mitten in den Thiergarten hinaus, dessen Laub, von der Jahreszeit bunt gefärbt, durch die Fenster schimmerte. Meyerbeer erhob sich, um mir entgegenzugehen, von

seinem Schreibtisch, den ich in aller Geschwindigkeit musterte, jedoch ohne das Mindeste darauf wahrzunehmen, was meiner Einbildungskraft hätte Stoff bieten können, kein Notenblatt, keine Partitur. Mit der ausgesuchten Höflichkeit, die ihm eigen, empfing mich der alte Herr, stehend, und erst nachdem ich, seiner Aufforderung Folge gebend, mich gesetzt hatte, nahm auch er seinen Platz wieder ein. „Ich habe mit Vergnügen," so begann er, „den Entwurf zu der geistlichen Oper gelesen, welche Sie für Rubinstein schreiben —" es war die „Sulamith", welche freilich erst viel, viel später und lange nach dem „Thurm zu Babel" an die Reihe kam — „die Gattung interessirt mich, und Sie sollen auch gleich hören warum*). Mehrere Male schon bin ich von dem Birmingham-Comité eingeladen worden, für eines seiner großen Musikfeste ein Oratorium zu schreiben. Wenn ich abgelehnt oder, bisher wenigstens, keine feste Zusage gegeben habe, so geschah dies erstens, weil ich nicht im Stande bin, englische Worte in Musik zu setzen und zweitens, weil ich mich nicht entschließen kann, einen streng biblischen Text zu componiren." Er

*) Ich bin in der Lage, den Inhalt dieses Gespräches genauer wiederzugeben, als sonst wohl, nach so vielen Jahren, möglich sein würde, weil ich es, so lange es noch frisch in meiner Erinnerung war, niedergeschrieben und in einer englischen Zeitschrift veröffentlicht habe. Vergl. „The Athenaeum", June 25, 1864, p. 877.

fuhr dann fort, mir auseinanderzusetzen, wie lieb es ihm sein werde, seine Laufbahn mit einem größeren Werke geistlicher Musik zu beschließen, aber mit einem, das frei sei von jedem dogmatischen Charakter. Nun, bei seinem letzten Besuch in England — es war zur Eröffnung der Weltausstellung, wo er seine Festouvertüre selbst dirigirt — sei man abermals in ihn gedrungen, sich der Aufgabe zu unterziehen, und da man ihm obendrein gestattet, sich den Gegenstand zu wählen und seine Musik auf einen deutschen Text zu componiren, den man nachher ja leicht ins Englische übertragen könne, so habe er sich entschlossen, an die Arbeit zu gehen. „Ich würde sehr glücklich sein," sagte er, „den Wunsch meiner englischen Freunde zu erfüllen und mittelst einer Composition von geistlichem Charakter der zahlreichen Classe des britischen Publicums bekannt zu werden, welche niemals eine Theatervorstellung besucht." Es war dieserhalb, daß Meyerbeer mich zu sprechen gewünscht hatte. Er fragte mich, ob ich es unternehmen wolle, eine Dichtung für ihn zu verfassen, welche, ohne auf ein biblisches Thema gegründet zu sein, sich dennoch für ein Oratorium eignen möge. Man kann sich denken, wie dieses Anerbieten mein Herz klopfen machte, wie dankbar ich ihm war und wie freudig bewegt ich zusagte, während er fortfuhr, die Hände in einander verschränkend und den Kopf ein wenig geneigt, als

ob er träume: „Das Gedicht müßte einen bedeutenden landſchaftlichen Hintergrund haben, ſolch' einen, vor deſſen Betrachtung der Menſch ſich ſeiner ganzen Nichtigkeit bewußt wird, und der dennoch wieder durch die unberührte Schönheit und ſtille Größe der Natur die Seele, ich weiß nicht mit welcher Gewalt der Sehnſucht, ergreift, wie mit einem Vorgefühl der Ewigkeit." — „Die Alpen!" rief ich aus, und in all' ſeiner Herrlichkeit ſtand das Bild ſchon vor mir.

Und ſo ſah ich es, ein halbes Jahr ſpäter, als ich einen langen Sommeraufenthalt am Fuße des Rigi machte, täglich, nächtlich, wenn die hohen Häupter der Urner Alpen, leuchtend vom ewigen Schnee, ſich ſpiegelten im Waſſer des Sees, friſch athmend in der Morgenluft, wie neugeboren; oder wenn die Matten, blumenüberſäet, im Mittagsbrande glühten, wenn der Abend kam und das Abendroth über fernen, immer ferneren Höhen, wenn die Zacken der Mythenſtöcke, jede Spitze, jede noch ſo feine Linie deutlich hervortraten aus einem bläulichen Purpurduft, wenn der Mond heraufſtieg, ſtill und ſilbern, oder die großen Sterne brannten wie Feuer über den dunklen, einſamen Gipfeln. Ein feierliches Schweigen herrſchte, nur unterbrochen dann und wann durch ein dumpfes Geräuſch aus den Bergen; und der Sturz der Gewäſſer und das Brauſen des Windes ward für mich wie zu Geiſterchören, in welche lieblich hineinklangen

die Einzelstimmen eines verirrten Heerdenglöckleins, eines hoch emporgeworfenen Jodlers, eines Alphorns, das in der Nacht dahinstarb. Die Massen formten sich, die geheimnißvoll wirkenden Kräfte nahmen irdische Gestalt an und für das, was unaussprechlich war, gelang es vielleicht der Musik, einen Ausdruck zu finden. Aber es sollte mir nicht beschieden sein, das Gedicht zu schreiben, noch Meyerbeer, es zu componiren. Er, der als neunzehnjähriger Jüngling mit der geistlichen Cantate „Gott und die Natur", wie mit einer frommen Opferspende begonnen, sollte nicht mit dieser Huldigung enden, die seinem Herzen vielleicht als letzter Dank für so viel ihm zu Theil gewordenes Gutes vorgeschwebt hat. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Als ich im Herbste heimkehrte, nahm ihn die Vollendung der „Afrikanerin", die nun bald eine Wirklichkeit wurde, ganz in Anspruch, und im folgenden Frühling, 1864, kam aus Paris die Kunde seines Todes.

Testamentarischer Bestimmung gemäß ward er in Berlin zur letzten Ruhe gebettet. Die Leiche langte nach den großartigen Pariser Huldigungen Sonnabend am 8. Mai hier an, und Montag Mittag, den 10. Mai, fand das Leichenbegängniß statt. Das Zimmer, in welchem ich nicht viel über ein Jahr vorher noch mit ihm von unserem Alpengedicht gesprochen, war schwarz ausgeschlagen, und um den

Sarg brannten die Kerzen. Ein ungeheurer Zug bewegte sich die Linden hinab; vom Dache des Opernhauses wehte eine mächtige schwarze Fahne, und die Königswache gegenüber trat ins Gewehr. So wie ein Fürst ward Meyerbeer bestattet, und das unabsehbare Trauergefolge, die königlichen Kutschen voran, bewegte sich nach dem jüdischen Kirchhof vor dem Schönhauser Thor, wo der große Componist seinen Platz fand, wie er es gewollt, neben seiner Mutter — dieser Mutter, die er über Alles geliebt, die ihn frühe schon verstanden, die in seiner Jugend ihm führender Genius gewesen und noch in den Tagen seines weltweiten Ruhmes schützend und segnend über ihm gewacht.

Die „Afrikanerin" aber, die ihn sein halbes Leben lang begleitet hatte, von jenem ersten Moment im Jahre 1838 an, wo er, durch eine deutsche Novelle angeregt, Scribe die Idee zu dem Texte gab, ward zur schönsten Feier seines Todes. An dem Tage, 19. November 1864, als sie zum ersten Male im Königlichen Opernhaus aufgeführt werden sollte, ward im Concertsaal des Schauspielhauses, in der Reihe der Tondichter, deren Marmorbüsten die Wände schmücken, auch diejenige Meyerbeer's aufgestellt. Es war ein trüber Herbstmittag; die Lichter brannten, und eine Versammlung, wie selbst Berlin sie nur bei besonderen Gelegenheiten sieht, erfüllte den schönen,

ernſten Saal, welchen Schinkel geſchaffen. Frau Jachmann-Wagner, damals noch eine Zierde unſeres Schauſpiels, wie ſie lange die Zierde unſerer Oper geweſen, ſprach die Feſtrede, mit welcher dem geſchiedenen Meiſter die letzte Ehre zu erweiſen, mir verſtattet war. Sie erinnerte an den Tag im Mai, wo die Nachricht von ſeinem Scheiden uns erreicht, als der Lenzwind um das kleine Haus geflüſtert, das Heiligthum der Kindheit, in welchem er nur zwei Träume gehabt: die Mutter und den Ruhm. Und Beides ſei nun für immer ihm geworden: die Ruheſtätte neben der Mutter und dieſer Platz unter den Unſterblichen, die ihn als einen der Ihren grüßen:

„Willkommen ſei der Hochbeglückte,
Der in der Kräfte Vollgenuß
Das Ziel erreicht .....
Nicht vor der Zeit ſank er ins Grab,
Noch als er ſchaffensmüd' geworden:
Es ſchloß ſein Leben ſich harmoniſch ab
Mit ſeines Werkes Schlußaccorden ....

Der Lorbeerkranz, den die Tragödin vor ſeinem Marmor niederlegte, iſt ſeitdem etwas verwelkt. Aber immer noch übt Meyerbeer's Muſik eine ſtarke Wirkung auf die Maſſen, und wer will heute ſagen, ob die andere muſikaliſche Macht, die ihn mehr und mehr zurückzudrängen ſcheint, ihn wirklich überleben wird? Wir aber, in Berlin, haben ein Werk der

Pietät gethan, indem wir einer der neuen Straßen, im Osten dieser Stadt, nicht allzuweit entfernt von dem nun verschwundenen Haus, in welchem er das Licht der Welt erblickte, seinen Namen gegeben haben: Meyerbeerstraße.

VII.

Schauplatz und Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in Berlin, denkwürdig jeder Fußbreit Erde durch Erinnerungen der Geschichte, geschmückt mit unvergänglichen Denkmalen der Kunst und, wenn man genau hinsieht, nicht ganz ohne Spuren der Literatur, sind die Linden in höherem Grade eine Stätte der Wissenschaft — auch diese, wie die Linden selber, zuerst und nicht viel über ein Menschenalter später hier eingepflanzt von Frauenhand. In seinen »Mémoires de Brandebourg« sagt es uns Friedrich der Große: „Sie gründete die Königliche Akademie." Sie war die Königin Sophie Charlotte, die philosophische Königin, von der uns ihr Enkel weiter erzählt, daß ihre Wißbegierde den Urgrund aller Dinge habe erfassen wollen. „Leibniz, den sie eines Tages daraufhin befragte, gab ihr zur Antwort: ‚Madame, Sie sind nicht zufrieden zu stellen. Sie wollen das Warum des Warum wissen.'"

Nach dem Plan und Entwurf des großen Leibniz ward im Jahre 1700 die „Königliche Gesellschaft der Wissenschaften" gestiftet und er selbst mit dem Titel eines Königl. Geh. Justizraths zu ihrem ersten Präsidenten ernannt. Sie sollte vier Classen haben: eine für „Naturlehre, Arzneykunst und Chymie"; eine für Mathematik, Astronomie und Mechanik; eine für Verbesserung der deutschen Sprache und Landesgeschichte und eine endlich für Literatur, besonders orientalische. Denn da Seiner Majestät Friedrich I., wie Nicolai meint, die Gelehrsamkeit allein wohl nicht wichtig genug erschienen sein möge, so habe Leibniz klüglich hinzugefügt, daß der Gesellschaft auch „die Fortpflanzung des wahren Glaubens bey entlegenen und noch unbekannten Nationen aufgetragen werde". Wir wissen nicht, wie die Societät dieser Aufgabe sich entledigt, noch auch, ob ihre Nachfolgerin, die gegenwärtige Akademie, die stets die größten Orientalisten zu ihren Mitgliedern zählte, sich — nach den Worten des Stiftungsbriefs — „zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Ungläubigen" nützlich gemacht hat. Bedauerlicher ist, daß die dritte der ursprünglichen Classen, die sich mit der „Verbesserung der deutschen Sprache" zu beschäftigen hatte, gleichfalls sehr bald verschwunden ist. Wenn sie fortbestanden und im Anschluß an die zweite classische Periode der deutschen Literatur sich fort-

entwickelt, wenn sie über die Reinheit unserer Sprache gewacht, wie die französische Akademie über die der französischen Sprache, wie viel Gutes hätte sie bewirken, wie viel Unheil verhüten können! Wir würden vielleicht weniger individuell, sicherlich aber etwas correcter sein; würden ein Wörterbuch, eine Grammatik und eine Orthographie, dagegen keinen Krieg gegen die Fremdwörter und keine von patriotischen Gastwirthen verfaßte Speisekarte haben. Aber solch ein Ruhm war der alten Societät nicht beschieden, und die neuere scheint nach demselben nicht zu geizen. Alles, was wir zum Lobe der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften" hören, ist: daß sie den Maulbeerbaum und die Seidenzucht in hiesigen Landen eingeführt hat — eine Cultur, die mit unseren Rebenpflanzungen das gleiche Schicksal gehabt. Der Wein, den man an den sonnigen Abhängen des Tempelhofer Berges gebaut, wird darnach gewesen sein; und Seide spinnen — bei uns! Welch' ein Gedanke! So wohl ist es noch Keinem geworden.

Fünf Jahre vor der Societät ward die „Akademie der Künste" errichtet (1695) und beiden zusammen als Sitz ein Gebäude unter den Linden angewiesen, welches damals „der Königliche Stall" hieß und heute noch, um die Wahrheit zu sagen, ein Stall ist, nur mit dem Unterschiede, daß die Pferde damals ihr Quartier vorn nach den Linden zu, die

beiden erlauchten Körperschaften das ihre hinten hatten, während jetzt die Pferde hinten stehen und die Künstler und Gelehrten die Front haben. Aber noch immer ist dasselbe mächtige Häuservierеck zwischen Linden und Dorotheen-, zwischen Universitäts- und Charlottenstraße diesen Beiden geweiht — Mulis et Musis! Nach der Dorotheenstraße die Wagenremisen und Pferde Sr. Majestät und der Königl. Prinzen, an der Charlottenstraße die Kaserne und Pferde der Gardes-du-Corps. „Ein wunderbares, ein Riesengebäude!“ ruft Gutzkow aus*), der in diesem merkwürdigsten und widerspruchsvollsten aller Interieurs am 17. März 1811 als Sohn eines Königl. Bereiters zur Welt kam. „Ein Pantheon aller Künste und Wissenschaften! Tempel der Minerva nach allen ihren Beziehungen — auch zum Kriege; Preußens Minerva muß ja als Einjährig-Freiwillige Schild und Lanze führen. Rings die Musen, in der Mitte Mars — Asyl der Künstler und Rennbahn der Cavalleriepferde! Die Trompete der Ulanen durcheinander wirbelnd mit der Trompete Fama's, die hier in einem Kämmerlein der akademische Historiograph des Landes zu blasen hat.“ Hier war es, in diesem „abenteuerlichen, seltsamen, lichten und dunklen, classischen und romantischen Gebäude“, wo Gutzkow die ersten Jugend-

*) Karl Gutzkow, Aus der Knabenzeit, S. 17—20.

eindrücke empfing. Sie waren friedlicher, fast idyllischer Art, und nichts verrieth die bittere Skepsis, welche diesen kühnen und scharfen Geist so bald zum Feind und Angreifer alles Akademischen, Classischen und Romantischen machte; nichts die Vereinsamung und Verdunkelung seiner späteren Jahre. Mit einem feinen Blick und Gehör, der früh schon erkennbaren Gabe subtiler Wahrnehmung, wuchs er auf unter jenen „rüstigen, kurzen, strammen Leuten, die in ledernden Buchsen, gelben Stulpen an den Stiefeln, blauen Röcken, rothen Westen und kleinen silberdrahtüberzogenen und mit langen Silberschwänzen in der Mitte gezierten englischen Jockeymützen vor dem viereckigen Nordostthurm, an der Ecke der „Letzten" und der Stall- oder Universitätsstraße walteten und schalteten". In den inneren Höfen, „den Pluvien dieses Tempels", erblickte der Knabe sein Paradies, „streng gehütet von dem Castellan mit Rohrstöcken, von den königlichen Leibkutschern mit Peitschen, von den Schildwachen mit dem Sarras", und hier in einem Frühling, welchen die Phantasie der Kutscher sich aus kleinen Gartenplätzen, grünen Rasenbänken und Lauben von wildem Wein mitten in dem düstern Gemäuer geschaffen hatten, unter einem großen Nußbaum, dem einzigen Baum, der hier vorhanden und „dem ersten Rosselenker des Königs" gehörte, las er den „Brandenburgischen

Kinderfreund". Eine Gedenktafel der Stadt Berlin, angeheftet an dem Seitenflügel, der jetzt, Ecke der Universitäts- und Dorotheenstraße, die Nummer 7 trägt, bezeichnet die Stätte, wo derjenige von Deutschlands Schriftstellern, der unserer modernen Literatur einen der mächtigsten Impulse gegeben hat, aus einem Hintergebäude der Akademie hervorging — sein Lebenlang grollend, daß das Vordergebäude, wie er sich einbildete, so hochmüthig auf ihn und seines Gleichen herabsah; sein Lebenlang erfüllt mit einer Art unversöhnlichen Ingrimms gegen Professoren und Professorenthum, und einst, in einer Mondennacht, die Faust ballend gegen die Beiden in Weimar, ihrem Doppelstandbild zurufend: „Und neunbändige Romane schreiben konnten sie doch nicht!"

Mulis et Musis! — War es nicht auch ein Roß, jenes geflügelte, das den Musen heilig? Sicher ist, daß noch in Gutzkow's Knabenzeit, bis zum Jahre 1815, die Universitätsstraße die Stallgasse hieß, und daß seitdem die Fortsetzung, bis zum Weidendamm, immer noch Stallstraße heißt; und wenn man an Galatagen unseres Hofes in der Dorotheenstraße durch die geöffneten Thorflügel in den Hof hineinblickt, auf der Rückseite der Akademie, so kann man noch immer Stallungen, Stalleimer und Stallknechte sehen in den gelbledernen Hosen und rothen Westen, die sich dem Gedächtnisse Gutzkow's so tief einge-

prägt haben, Wagen und Kutschen, heimkehrend von der Cour und königliche Kutscher in adlerbestickten Röcken. —

König Friedrich I. hatte sich mit Maulbeerbäumen und Bekehrung der Heiden begnügt; sein Sohn und Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., verlangte mehr: er, wiewohl der frömmere, doch auch der praktischere Mann befaßte sich nur mit Dingen, die näher lagen und besser rentirten. Die Gelehrten der Societät sollten nützliche Kräuter bauen: er gab ihnen den botanischen Garten; sie sollten ihm Feldscheerer für die Armee ausbilden: er richtete ihnen im Akademiegebäude ein Theatrum Anatomicum ein, welches lange bestand und noch in unserem Jahrhundert die Sectionsanstalt für Selbstmörder und Armenleichen war.

Unter so bewandten Umständen fristete die Societät ihr Leben so gut sie konnte; froh desselben ist sie wohl nie geworden, und noch dazu brannte der beste Theil ihres Gebäudes ab. Aber der es wieder aufbaute, war ein anderer Mann als sein Vorgänger — Einer, der die Wissenschaften schätzte, der selber eine Ehre darein setzte, ein Philosoph genannt zu werden, und der es in der That auch war — der junge König Friedrich II.

Von dem ehemaligen Gebäude, welches Nehring, der Architekt des Großen Kurfürsten, unter dessen

Nachfolger, Friedrich I., errichtet, ist nicht viel mehr erhalten als ein quadratischer, thurmartiger Aufbau, der, ursprünglich ein Eckpavillon, über der Rückseite sich erhebend, lange als „astronomisches Observatorium" oder Sternwarte gedient hat, jetzt aber, mit seinen kleinen Fenstern, Altanen und Balconen, mitten aus der Dorotheenstraße wie verwaist gen Himmel schaut. Es ist derselbe Thurm, von dem uns schon Gutzkow berichtet, daß es in ihm „bis hoch hinauf über dunkle, breite Treppen ging in die Dachkammern mit geheimnißvollen Luken, durch welche der Wind melancholische Weisen pfiff, und wo doch aus der Vogelperspective die ganze bedeutungsvolle Gegend übersehen werden konnte". Der gesammte Vordertheil, vom Feuer zerstört, Haupt- und Seitenfronten wurden, auf Friedrich's Befehl, von Boumann dem Aelteren mit so viel Geist und Geschmack wiederhergestellt, als dieser Mann besaß: d. h. nüchtern, schwunglos und — wenn man von den Figuren auf dem Dach absieht, welche die Wissenschaften und Künste versinnbildlichen, wie Friedrich und die Zeit es liebten — ohne jeden künstlerischen Schmuck; aber durch die Masse selbst wirkend, mit schwerem Erd- und hohem Obergeschoß, mit geräumigen Sälen und vielem Licht von allen Seiten, ein Bauwerk, nicht zu vergleichen mit Universität, Zeughaus und Opernhaus, seinen Nachbarn und Gegenüber, jedoch nicht

minder eine von den charakteriſtiſchen Erſcheinungen der Linden. In dieſen erneuten Sitz, den ſie fortan nicht mehr verlaſſen, führte Friedrich die Societät, nachdem er auch ſie völlig umgeſtaltet, zu neuem, ruhmvollerem Leben. Er gab ihr, nach dem Muſter ausländiſcher Akademien, namentlich der franzöſiſchen, vier Claſſen: der Phyſik, der Mathematik, der ſpeculativen Philoſophie und der Philologie. Er gab ihr einen Präſidenten, einen Vicepräſidenten und einen beſtändigen Secretär; er gab ihr den Namen der »Académie Royale des Sciences et de Belles-Lettres de Prusse«, und er gab ihr die Statuten, die, wenn auch durch ſpätere Verordnungen, je nach eintretendem Bedürfniß, mannigfach abgeändert, in ihren Grundzügen heute noch gelten. Er iſt der Schöpfer des Inſtituts, welches wir jetzt als „Königliche Akademie der Wiſſenſchaften“ kennen, ſo wie ſie noch alljährlich in dankbarer Erinnerung ſeinen Geburtstag feiert. Aber auch der Defect ihres Urſprunges haftet ihr an. Zwar die Geſchichte, wenn auch nicht Landesgeſchichte des Leibniziſchen Entwurfs, wurde nachmals wieder in den Rahmen akademiſcher Arbeit eingefügt, und welche Leiſtungen ſie ſich, in neuerer Zeit zumal, auf dieſem Gebiete rühmen darf, das iſt wohlbekannt. Aber von der deutſchen Sprache, der deutſchen Literatur iſt nie mehr die Rede geweſen, weder vorher noch nachher.

Die von Friedrich gestiftete Akademie war, dem Namen und fast auch der Sache nach, eine französische. Ihr erster Präsident, Maupertuis, war ein Franzose; ihr erster Vicepräsident, Charles-Etienne Jordan, und ihr erster beständiger Secretär, De Jarriges, sowie dessen Nachfolger, Samuel Formey, waren Mitglieder der französischen Colonie, damals, kaum zwei Menschenalter nach dem »refuge«, noch sehr weit davon entfernt, so deutsch zu sein, als sie heute, trotz ihrer alten französischen Namen, es thatsächlich ist. Und was auch, seitdem durch Beschluß vom 15. Juli 1745 zur Geschäftssprache der Akademie die französische gemacht worden war, blieb anders übrig, als ihr französische Mitglieder zu geben, entweder National-Franzosen oder Söhne der Colonie, deren Französisch um diese Zeit noch die Pariser Akademie als »dialecte de Berlin au style refugié« zu den nordfranzösischen Mundarten rechnete. Von den ersten dreiunddreißig Mitgliedern der »Académie Royale«, unter denen sich deutsche Namen, wie Wolff, Euler und später Sulzer, ganz vereinzelt finden, waren zehn Colonisten. Wir gönnen der Colonie, die sich um die Hebung des Gewerbes unter uns so großes Verdienst erworben, gern auch diesen ihren Antheil an der Entwicklung der Wissenschaften in Berlin; und mit Recht ist die Akademie stolz darauf, an der Spitze ihrer Liste den unsterblichen Namen

Voltaire's, die Namen von La Mettrie, Lagrange, D'Argens zu sehen. Aber daß in jener nationalen Bewegung, welche damals eben von der wiedererwachenden deutschen Literatur ausging, Berlin so weit zurückblieb und die führende Rolle kleinen Residenzen wie Weimar und Braunschweig überließ: daran trägt der Geist, der die Akademie beherrschte, doch wohl auch seinen Theil der Schuld. Die Wahl Moses Mendelssohn's ward nicht bestätigt, diejenige Lessing's nur nach schwerem Kampf durchgesetzt — desselben Lessing, der, gleichsam vor der Thüre stehend, in verzeihlicher Bitterkeit ausrief: „Dort, der Regent, ernährt eine Menge schöner Geister, und braucht sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räthen" . . .*)

Wir kennen die Gründe dieses Verfahrens, wir kennen sie aus Friedrich's eigenem Munde, und es berührt uns fast wie mit einem Anflug von Humor, wenn er in seiner derben Weise (1757) zu Gottsched sagt: „Ich habe von Jugend auf kein Deutsch Buch gelesen, und ich rede es wie ein Kutscher; jetzo aber bin ich ein alter Kerl von sechsundvierzig Jahren und habe keine Zeit mehr dazu;" und mit einem Anflug von Wehmuth, wenn er (1775) an Voltaire

*) An Mäcen. Prosa-Entwurf.

ſchreibt: »ces beaux jours de notre littérature ne sont pas encore venus«. Die Jugendbildung Friedrich's war die franzöſiſche geweſen, trotzdem ſein Vater, der biderbe Friedrich Wilhelm I., „Zeit ſeines Lebens die größte perſönliche und nationale Abneigung gegen die Franzoſen gezeigt hat*)." Aber es iſt traurig zu ſagen, wiewohl buchſtäblich wahr — wenn um die Zeit, in welche Friedrich's Jugend fällt, und auch ſpäter noch, von Bildung überhaupt die Rede iſt, ſo kann nur die franzöſiſche gemeint ſein. Es gab damals keine deutſche Bildung und keine deutſche Sprache, welche für Gebildete ſich geziemt hätte. Dieſe Sprache mußten unſere Geiſtesheroen erſt erſchaffen; aber man erinnert ſich, daß der junge Goethe nicht nur franzöſiſche Briefe, ſondern auch franzöſiſche Gedichte ſchrieb, und daß Leſſing, der in der Correſpondenz mit Voltaire ſich als einen vortrefflichen Franzoſen erwies, im Ernſte daran dachte, den „Laokoon" franzöſiſch zu ſchreiben. Denn Franzöſiſch war durchaus die Sprache desjenigen Publicums, welches wir das literariſche nennen würden; es war die Sprache der Unterhaltung in den höheren Ständen, die Hofſprache, die Sprache, in welcher die Staatsbeamten mit einander correſpondirten, und ſelbſt Friedrich Wilhelm I., Fran-

*) Koſer, Friedrich d. Gr. als Kronprinz, S. 167.

zosenhasser, wie er war, konnte sich diesem Einfluß nicht gänzlich entziehen. Sein Deutsch war so stark mit französischen Worten, Ausdrücken, ja ganzen Wendungen versetzt, daß Kenntniß beider Sprachen nothwendig ist, um es zu verstehen. Ein solches Deutsch mochte dem Könige genügen, der — sonst ein braver Mann — keine weiteren geistigen Bedürfnisse gehabt hat als die Bibel und das Tabakscollegium; es genügte nicht der feineren, ästhetisch angelegten Natur Friedrich's. Sein Vater hatte gut sagen, er solle sich das französische Wesen aus dem Kopfe schlagen, nichts als preußisch sein und ein deutsches Herz haben. Das französische Wesen hat Friedrich nicht gehindert, die Franzosen zu besiegen. Aber was hatte der König seinem Sohn als Ersatz zu bieten, als er ihm, während der Küstriner Festungszeit, alle französischen Bücher wegnehmen ließ? Es ist wahr, für einen Zweig der Kunst hatte dieser sonst so gottesfürchtige Herr eine Vorliebe, die ihn sogar mit den Hallischen Theologen in einigen Conflict brachte: nämlich für das Schauspiel. Aber es war nicht die vortreffliche französische Truppe, welche während der letzten Lebensjahre Friedrich's I. den Hof und die Stadt entzückt hatte: diese durfte seinem Regierungsnachfolger nicht mehr über die Grenze. Der Mann seines Herzens und besonderen Wohlgefallens war Eckenberg, mit dem Beinamen der

ſtarke Mann, deſſen rühmliche Laufbahn gerade in Friedrich's Jugend und erſte Mannesjahre fällt. Von Haus aus nur ein Acrobat, der ſich auf dem Spittelmarkt producirte, ward ihm ein königliches Privilegium verliehen, dahin lautend, „daß, da dieſer wegen ſeiner ungemeinen Stärke berühmte Mann in Sr. Kgl. Majeſtät Höchſten Gegenwart in dem Luſtſchloſſe zu Charlottenburg viele ſonderbare Proben der von Gott ihm verliehenen Stärke und Kräfte zum Allergnädigſten Wohlgefallen und Vergnügen ſehen laſſen" ... alſo werde ihm die Freiheit und Erlaubniß ertheilt, „in Höchſtdero Königreich, Provinzen und Landen herumzureiſen und in allen Städten und Orten, wo es ihm gefällt, ſolche ſeine Stärke männiglich vor die Gebühr zu zeigen". Als dann, auf Verlangen des Königs, Eckenberg ſeinen bisherigen Künſten auch theatraliſche Vorſtellungen hinzufügte, ward er zum „Hofcomödianten" ernannt und erhielt, im Jahr 1732, folgendes Generalprivileg: „in allen Städten und Landen ſeine Exercitia mit denen bei ſich habenden Leuten zur Recreation und Zeitvertreib derjenigen, ſo nicht viel zu thun haben, öffentlich und ohne Jemandes Hinderniß zu präſentiren, doch dergeſtalt, daß er dabei keine gottloſe, ärgerliche und unehrbare, oder dem Chriſtenthum nachtheilige Dinge, ſondern lauter dergleichen innocente Sachen, wodurch die Leute ein honnettes

Amüſement haben, ſpielen oder vorſtellen ſolle*).“ Der König nahm es ſo ernſt mit ſeiner „deutſchen Comödie“, daß er ihr in der Perſon des Miniſters von Grumbkow einen „Ober-Directeur“ beſtellte**), während für Eckenberg's Aufführungen das ſeit dem Auszug der Franzoſen unbenutzt gebliebene königliche Theater wieder geöffnet ward, welches ſich über dem Marſtall in der Breiten Straße befand. So paßte das Wort von den Pferden und den Muſen auch hier; denn freilich, was der Akademie recht war, das war dem Theater billig. Es gibt ein treffliches kleines Blatt, „Herumziehende Comödianten“, von Chodowiecki, welches uns eine ſolche Truppe zeigt, wie ſie, mit allen Attributen ihrer Herrlichkeit und ihres Elends, einen Theaterzettel, in Form einer Fahne, mit ſich herumträgt. Aehnlich, und ſo, wie gegenwärtig etwa noch bei Kunſtreitergeſellſchaften in ganz kleinen Städten, wurden in den Straßen Berlins die Vorſtellungen angekündigt: hoch zu Roß und mit einer Trommel. Die luſtige Perſon, der Hanswurſt, wo nicht in völligem Habit, erſchien doch

*) C. M. Plümicke, Entwurf einer Theatergeſchichte von Berlin. S. 107, 111, 112. — Plümicke war „Theaterdichter“ der Döbbeliniſchen Geſellſchaft und ſchrieb u. A. ein Nachſpiel zu „Minna von Barnhelm“ unter dem Titel: „Der Senior“.

**) Daſ. S. 192.

wenigstens mit einer Kappe und Schellen, einer Brille über der Nase und „verkehrt statt des Zaumes den Schwanz in der Hand", hing an den öffentlichen Plätzen oder Straßenecken ein groteskes Bild aus, auf welchem alles Wunderbare des zu gebenden Stückes in den stärksten Farben aufgetragen war, und begann dann, „schnarrend, lispelnd oder durch die Nase redend, einen Monolog: „Mit gnädigster Bewilligung einer hohen Obrigkeit" u. s. w.*). Man kann sich denken, wie die königlichen Kinder schauderten, wenn dieser Zug vor dem Schlosse hielt. Denn dies nun war Sr. Majestät Vergnügen. Er amüsirte sich vortrefflich dabei. Wenn Gäste da sind, ist Abends deutsches Schauspiel; alle Hoffeste werden damit verherrlicht. Der König zwingt seine Familie, Gemahlin und Töchter, mit ihm in die deutsche Comödie zu gehen, und wenn er verreist ist, befiehlt er ihnen, die Abende daselbst zu verbringen. „Dieses verdammte Schauspiel!" ruft die heißblütige Prinzeß Wilhelmine, nachmalige Markgräfin von Bayreuth, im Uebermaß ihres Aergers und ihrer Langenweile**); und Friedrich, angewidert von solchen Rohheiten, verschwört sich (1732) »de ne jamais remettre le pied en telles comédies«. Und er hat sein Wort

*) Plümicke, Entwurf, S. 183.

**) Memoiren der Markgräfin von Bayreuth. Leipzig, 1887. Bd. II, S. 62, 65, 88, 101.

gehalten. Man wird es immer noch bedauern, aber nach Allem, was hier mitgetheilt, etwas begreiflicher finden, daß er, König geworden, in dem Theater, welches er auf dem Gensdarmenmarkt baute, dem ersten feststehenden in Berlin überhaupt, nur französische Comödien spielen ließ und seiner Akademie den Gebrauch der französischen Sprache vorschrieb. —

Die Reaction trat unter Friedrich's d. Gr. Regierungsnachfolger, Friedrich Wilhelm II. ein, der, wenn er in allen anderen Dingen eine kleine Figur neben seinem gewaltigen Vorgänger macht, in diesem Einen sich charakteristisch von ihm abhebt. Es ist übertrieben und ganz ungehörig, wenn man in einem ernsteren, politischen Betracht seine Gesinnung derjenigen Friedrich's als deutsche gegenüberstellen und sich hierbei etwa auf die Bemerkungen Mirabeau's in dessen „Geheimer Geschichte des Berliner Hofes, in Briefen“*) u. s. w. berufen will, z. B.: »le Roi a conçu l'idée et l'espoir de devenir un grand-homme en se faisant Allemand purement allemand et narguant ainsi la supériorité françoise.« Selbst wenn er den Ehrgeiz besessen, er würde der Fähigkeit ermangelt haben, um Solches auszuführen. Trotz

*) Die Briefe reichen vom 2. Juni 1786 bis 26. Januar 1787. Mirabeau war der französischen Gesandtschaft in Berlin beigegeben, um über die hiesigen Zustände zu berichten und im französischen Sinne zu wirken.

ſeiner franzöſiſchen Neigungen hatte Friedrich niemals die „Superiorität“ der Franzoſen empfunden, und Friedrich Wilhelm II. war gewiß der Mann nicht, ſie zu brechen, wie ſich noch vor dem Ende ſeines Lebens tragiſch offenbaren ſollte. Der erſte Zuſammenſtoß zeigte, daß das Heer die ſichere Führung, der Staat den feſten Halt verloren hatte. Wir wollen darum das nicht unterſchätzen, was dieſer König wirklich gethan, noch minder dankbar dafür ſein. Er hat einen Zuſtand beſeitigt, der ohne die große Perſönlichkeit Friedrich's unhaltbar und unnatürlich geworden wäre: nämlich zugleich deutſch im Weſen und franzöſiſch in der Form zu ſein. Noch zur letzten Zeit Friedrich's hatte die Frau Koch auf dem Theater in der Behrenſtraße ſich von Publicum und Bühne, mit den beweglichen Verſen Ramler's, in folgenden Worten verabſchiedet:

Lebt wohl, Ihr theuren Gönner! und erlebt es noch
Daß deutſche Fürſten Deutſchlands eig'ne Schauſpielkunſt
Mit größ'rem Eifer unterſtützen, als noch je
Die Welſche Bühne Deutſchlands unterſtützet ward ...

Wenige Jahre ſpäter wies Friedrich Wilhelm II. dem deutſchen Schauſpiel, welches bis dahin ein unſtetes Wanderleben in Berlin geführt, das von Friedrich d. Gr. für die franzöſiſche Muſe gebaute Haus auf dem Gensdarmenmarkt an; als „Königlich Preußiſche Allergnädigſte generalprivilegierte Natio-

nal-Schauspieler" zogen die Nomaden der Behrenstraße, Fleck und Unzelmann unter ihnen, und Lessing, Goethe, Schiller mit ihnen, in das „Königliche Nationaltheater", mit 6000 Thlr. jährlichem Zuschuß ein; ihr bisheriger Principal, Döbbelin, wird erster Regisseur, mit einer Pensionsberechtigung von 1200 Thlrn., eine Generaldirection wird ernannt, in welche, neben dem Oberfinanzrath von Beyer, Prof. Engel vom Joachimsthal'schen Gymnasium — Johann Jacob Engel, der Verfasser des „Lorenz Stark" — als Ober-Director und Prof. Ramler vom Cadettenhof — unser Karl Wilhelm Ramler, der alte Freund Lessing's — als artistischer Director, mit 800 Thlrn. Gehalt und 400 Thlrn. Pension eintritt. Das waren doch endlich Thaten und Summen für die deutsche Literatur, ganz abgesehen von dem hübschen Brief, den Se. Majestät an Vater Gleim in Halberstadt richtete: „Zur Aufmunterung könnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr in Eurem Schreiben mit deutscher Treuherzigkeit das Wort bei Mir redet, die Versicherung geben, daß Ich mit Vergnügen ihr Beschützer sein werde."

In gleicher Weise verfuhr der Monarch, indem er, und zwar auch alsbald nach seiner Thronbesteigung, der Akademie — von nun ab „Königliche Akademie der Wissenschaften" — die deutsche Sprache zurückgab. „In Künsten und Wissenschaften," heißt es

in den „Büſten berliniſcher Gelehrten“ (1787*) „ſind unter der jetzigen Regierung einige merkwürdige Veränderungen vorgefallen, als z. B.: die Verwandlung der franzöſiſchen Akademie in eine deutſche.“

Doch glaube man nicht, daß, nachdem der Bann gebrochen, der Umſchwung nun ein unmittelbarer und völliger geweſen. Mochten die bürgerlichen Kreiſe Berlins unberührt davon geblieben ſein: zu tief war die Gewohnheit und Uebung der franzöſiſchen Sprache, die Vorliebe für die franzöſiſche Literatur, die franzöſiſche Bildung in die vornehmere Welt, die Geſellſchaft eingedrungen und hatte zu lang auf dieſelbe gewirkt. Zwei Generationen waren ganz in ihr aufgewachſen. Dieſe Stadt und dieſes Volk, ohne jeden Unterſchied des Standes und Ranges, hoch und niedrig, mußten erſt durch eine bittere Schule, die Leidensjahre von 1806—1812 oder 1813 gehen; ſie mußten erſt dahin kommen, in den alten deutſchen Märchen und Liedern Troſt, in den Heldengedichten Erhebung zu finden und über das Puppenſpiel von Fauſt Thränen zu vergießen, bis ſie die Verwandtſchaft ihrer heiligſten Empfindungen und die Gemeinſamkeit ihrer höchſten Lebensintereſſen erkannten; bis ſie nach furchtbaren Kämpfen ſich wieder im Beſitz eines Vaterlandes fanden und zugleich im Beſitz einer nationalen Literatur von wunder-

*) S. 2, Anmerkung.

barer Herrlichkeit. Uebertreibungen nach der anderen Seite, der teutonisirenden, deutschthümelnden, blieben nicht aus — sie liegen im deutschen Temperament. Aber längst hat das Gleichgewicht sich hergestellt und ist auch durch die jüngsten Ereignisse kaum vorübergehend erschüttert worden. Wir schätzen die französische Sprache, die französische Literatur als ein unentbehrliches Culturelement; wir wünschen den Tag nicht herbei, wo der französische Geist aufhören würde, lebendig und thätig zu sein. Wir sind darin sogar pietätvoller (und vielleicht gerechter) — denn auch dies ist wieder eine von den deutschen Eigenthümlichkeiten, und zwar hier des Charakters — als die Franzosen selbst, unter denen sich eine neuere Schule von höchst solider Bildung und ausgesprochener Tendenz gegen das 18. Jahrhundert bemerkbar macht. Einer der geistvollsten und unterrichtetsten Vertreter derselben — er hat auch seinen Lessing vortrefflich studirt — Ferdinand Brunetière äußert sich in einem Artikel über Voltaire, folgendermaßen: „Es sind im Allgemeinen — mit Ausnahme von Buffon und Montesquieu — ziemlich widerwärtige Leute (d'assez laids personnages), unsere großen Männer des 18. Jahrhunderts, ein d'Alembert, ein Grimm, ein Diderot, und über allen Anderen, gerade die beiden größten: Voltaire und Jean-Jacques, zwei „mächtige Götter" und zwei schuftige Herren (deux vilains

sires). Wenn ich an den Einen denke, ziehe ich immer den Anderen vor*)."

Auch wir haben nicht vergessen, daß dieser »vilain sire« seinem königlichen Gönner einen Revers unterschreiben mußte, mit dem Versprechen: »de se gouverner convenable à un homme de lettres, qui vit avec des honnêtes hommes,« und daß er sein Wort brach. Aber wir wissen, was wir ihm trotzdem schuldig sind, und ich darf sagen, daß wir mit etwas anderen Empfindungen, als denen Brunetière Ausdruck geliehen, vor der Marmorbüste Voltaire's stehen bleiben, welche, von Houdon im Auftrage König Friedrichs II. angefertigt, ihren Ehrenplatz im Vorsaal unserer Akademie der Wissenschaften erhalten hat, wie diese selber keine Gelegenheit versäumt, sich seines Namens, als des eines ihrer ersten Mitglieder, zu rühmen.

Jegliche Spur ihrer französischen Zeit ist längst aus der Akademie geschwunden; aber daß weit darüber hinaus die französische Colonie von großem Einfluß auf sie geblieben, das hat neuerdings, mit der ihm eignen Sach- und Personalkenntniß, du Bois-Reymond nachgewiesen**) — auch er eine Zierde

*) Revue de deux mondes, 1er juillet 1886, p. 210.

**) Deutsche Rundschau, 1886, Bd. XLVII, S. 361: „Die Berliner französische Colonie in der Akademie der Wissenschaften".

sowohl der Colonie wie der Akademie. Von ihren ersten Anfängen bis 1841, sagt er, sei die Akademie niemals ohne mindestens einen colonistischen Secretär gewesen, und jetzt, so fügen wir hinzu, nach einer Unterbrechung von sechsundzwanzig Jahren, setzt er selbst, seit 1867 „beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften," die würdige Reihe fort — und möge er lange noch dieses Amtes walten!

Das eigentliche Leben unserer Akademie beginnt mit der starken nationalen Bewegung, welche den Befreiungskriegen vorausgegangen und ihnen gefolgt ist. In ihren Anfängen von französischem oder kosmopolitischem Charakter schöpft sie fortab ihre Kraft aus dem besten Vermögen des eigenen Volkes, erweitert zugleich den engen preußischen zu einem deutschen Gesichtskreis und in steter Wechselwirkung mit der gelehrten Forschung des Auslandes, trägt sie dazu bei, der deutschen Wissenschaft eine Weltstellung zu geben. In viele Strahlen gebrochen, erblüht das geistige Leben Deutschlands; hier an der Akademie, zuerst und nicht viel später an der Universität, wird der Versuch gemacht, es in einem Mittelpunkte zu sammeln, dessen Anziehungskraft frühe schon wirksam wird. Ernste Männer aus den stillen Studirstuben ihrer Heimath, von den kleinen Universitäten in Schwaben und Franken, in Hessen und Hannover

sehen sich plötzlich an das Ufer der Spree versetzt, wo sie, vereinsamt mitten in dem starren preußischen Wesen und auf scheinbar weitabliegenden Gebieten thätig, dennoch zu Mitarbeitern werden an den Aufgaben des preußischen Staates. Dies ist die erste Einwanderung, welche geräuschlos und lang voraus jener anderen, überfluthenden unserer Tage die Wege bahnt. Unterschiedslos nach Stamm und Gau reiht eine Generation großer, epochemachender Namen sich nun der anderen an, von Schleiermacher, den beiden Humboldt, Savigny bis zu Böckh, Lachmann, den Brüdern Grimm, Ranke, Ritter und von diesen bis zur Gegenwart. Von den beiden Mächten, den geistigen Schöpfern des modernen Deutschlands, hat diese hier ihren Boden gefunden — dank Friedrich, der die Natur und Bestimmung desselben erkannte. Denn um eine Literaturstadt zu werden, fehlte Berlin die Leichtigkeit und der Ueberfluß des Lebens; aber seine Akademie hat es, in Verbindung mit der jüngeren Universität, zur Stadt der Wissenschaft gemacht.

Ein directer Zusammenhang zwischen beiden Instituten besteht nicht außer diesem, daß viele Professoren Akademiker und alle Mitglieder der Akademie berechtigt sind, Vorlesungen an der Universität zu halten. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder beläuft sich auf 54, und zwar je 27 für die beiden

Classen, die physikalisch-mathematische und die philosophisch-historische, in welche, seit 1830, die früheren vier Classen zusammengelegt worden sind. Unter den Ehrenmitgliedern der Akademie befindet sich an zweiter Stelle, der Anciennität nach, Generalfeldmarschall Graf Helmuth von Moltke, nicht etwa nach seinen großen Siegen erst gewählt, sondern schon 1860, als die Welt diesen Namen noch wenig kannte. Jede Classe hat zwei beständige Secretäre: die physikalisch-mathematische die Herren du Bois-Reymond und Auwers, die philosophisch-historische die Herren Curtius und Mommsen. Diese viere führen abwechselnd, von vier zu vier Monaten, den Vorsitz. Denn einen Präsidenten, wie zu Friedrich's Tagen, hat die Akademie nicht mehr. Damals, und lange noch, überreichte der Castellan bei jeder Sitzung dem Eintretenden ein eigens dafür geprägtes Silberstück, welches »jeton« hieß und einen Werth von ungefähr $1^1/_2$ Thlrn. hatte. „Wer nicht kam, der erhielt nichts", erzählt uns in seinen liebenswürdigen „Jugenderinnerungen" Dr. Parthey, der Enkel Nicolai's; „und so war diese kleine Gabe eine Belohnung für den fleißigen Besuch der Sitzungen"*). Unseren Akademikern ist es in dieser Hinsicht leichter gemacht, obwohl auch heute noch ihre Würde nicht

*) Jugenderinnerungen von Gustav Parthey. Handschrift für Freunde, Bd. I, S. 337, 338.

gerade glänzend bezahlt wird. Das Jahresgehalt für jedes ordentliche Mitglied beträgt 900 Mark. Aber höchst beträchtlich sind die Summen, welche theils aus den eigenen Einkünften und staatlichen Zuschüssen der Akademie, theils aus den von ihr verwalteten Stiftungen für die Zwecke der Wissenschaft verwendet werden. In freigebigster Weise sind von ihr, um nur einige der neueren Daten anzuführen, die Reisen Georg Schweinfurth's in den Nilländern und der arabischen Wüste, die Reisen Otto Finsch's in Melanesien und Paul Güßfeldt's in den chilenischen Anden unterstützt worden. Ihr, nächst Friedrich Wilhelm IV., verdanken wir die Prachtausgabe der »Œuvres de Frédéric le Grand«, in dreißig starken Bänden Quartfolio, geschmückt mit den zweihundert Vignetten von Adolf Menzel (1843—1849), welche seitdem classisch geworden sind. Ihr Werk sind die beiden großen Inschriftensammlungen, das »Corpus inscriptionum graecarum« und das »Corpus inscriptionum latinarum«, welche der Alterthumsforschung neue Grundlagen gegeben haben; ihr endlich sind die »Monumenta Germaniae historica«, des Freiherrn von Stein großes Vermächtniß, anvertraut worden, welches, eine Quellensammlung zur Geschichte des alten deutschen Reichs, in seiner langen Wanderung von Bundestag und Einzelregierungen, gewissermaßen die Geschichte des neuen deutschen

Reichs erzählt, bis es hierher, unter die Linden, gelangt und nun wirklich eine Sache der gesammten Nation geworden ist. Vielleicht, daß der unerschütterliche Patriot Solches vorausgeahnt, als er, zu seinem und manches Zeitgenossen Trost, in den trüben Jahren der einsetzenden Reaction nach dem Aufschwung der Befreiungskriege, den Plan zu dem Unternehmen faßte und in rastloser Arbeit die ersten dieser mächtigen Folianten entstehen sah, deren Reihe seitdem die fünfzig überschritten hat.

Allwöchentlich einmal, am Donnerstag, hält die Akademie regelmäßige Sitzungen und theilt die Ergebnisse derselben in ihren Sitzungsberichten mit, welche von der eigenen Druckerei hergestellt werden. Drei von diesen Sitzungen tragen einen feierlicheren Charakter, diejenigen, in welchen die Akademie am 1. Juli den Geburtstag Leibnizens, ihres ersten Präsidenten, am 24. Januar den Friedrich's d. Gr. ihres Erneuerers begeht und bisher am 22. März den Kaiser Wilhelm's, ihres huldvollen Beschützers, festlich begangen hat. Diese Sitzungen, obwohl öffentlich, sind doch weit davon entfernt, die Anziehung auszuüben, wie etwa die der Académie française, zu deren Galatagen glänzende Auffahrten stattfinden, wie bei unseren Hoffesten. Es ist noch nicht lange her, daß ein Berliner Akademiker selbst bemerkte: „Unsere Akademie ist nicht populär. In

Paris können Sie jedes Kind auf der Straße fragen, was und wo die Akademie sei. Sagen Sie hier einem Droschkenkutscher: fahren Sie mich nach der Akademie, so wird der Mann Sie nicht verstehen. Sie müssen sagen: fahren Sie mich unter die Linden, wo die große Uhr ist — dann weiß er Bescheid." Ich glaube, das hat sich jetzt geändert, wenn es jemals so gewesen. Die große Uhr, nach der sonst jeder Vorübergehende die seine zu stellen pflegte, ist längst durch die Normaluhren entthront worden, und die Droschkenkutscher können den Weg nach der Akademie recht gut finden; aber außer ihrem Gefährt, und noch dazu meist einem zweiter Classe, wird man selten ein anderes vor diesen Hallen erblicken, und das elegante Publicum bleibt ihnen noch immer fern. Vielleicht kann es auch nicht anders sein. Die tonangebende Dame, der Mann von Welt, was hätten sie hier zu suchen in einer Versammlung, die dem Salongespräche keinen Stoff liefert, ohne jene vielverzweigten Beziehungen zum Theater und zur Tagesliteratur, weit ab von den Kämpfen des Ehrgeizes und den Intriguen, den politischen Versuchungen und der Einmischung zarter Hände, welche den Saal der Académie française von jeher in den Mittelpunkt der Pariser Gesellschaft und all' ihrer Interessen gestellt haben.

Wie die Sitzungen unserer Akademie beschaffen

sind, bieten sie nur ein Bild des abgeschlossenen deutschen Gelehrtenthums, das für einen Augenblick aus seinen Studierstuben in diese stillen, altmodischen Räume versetzt ist — so still, als wäre das Leben draußen plötzlich verstummt und nur, in dem Ticken und Schlagen jener Uhr an der Wand, die leise Stimme der Vergangenheit allein noch vernehmbar; und so altmodisch, daß Herr von Voltaire selber, ohne daß wir uns groß wundern würden, in seinem Rocke von blauem Sammet, mit den gefältelten Spitzenmanschetten, kommen und seinen ehemaligen Platz einnehmen könnte, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, Band und Kreuz des Ordens pour le mérite auf der Brust ....

— Es ist ein windiger, kalter Winternachmittag, mit Regen und Schnee durcheinander, Ende Januar und gegen fünf Uhr; die Königliche Akademie der Wissenschaften hält zur Feier des Gedenktages König Friedrich's II. eine öffentliche Festsitzung. Die Linden zeigen ganz die verdrießliche Physiognomie, welche, namentlich in ihrem oberen Theil, um diese Stunde und bei diesem Wetter ihnen eigen. Die Schirme kämpfen gegen den Nordwest; die breiten Trottoirs glänzen von Nässe; die Pferde dampfen und qualmen, und eine rauchende Wolke weißlicher Feuchtigkeit ist in der Luft, in welcher die Gaslaternen trübe brennen und nur das elektrische Licht vom Café

Bauer gegenüber durch einen ſcharfen Strahl ſich bemerklich macht. Das Akademiegebäude ſelber iſt dunkel, bis auf „die große Uhr" über dem Portal; dieſe allein iſt erleuchtet, heut, wie an jedem anderen Abend des Jahres. Kein Andrang oder Stillſtand einer neugierigen Menge, die doch ſonſt in Berlin ſich überall verſammelt, wo es „Etwas zu ſehen gibt", ſei es auch nur eine Trauung oder ein Leichenbegängniß, und ſtundenlang geduldig ausharrt, jeder Unbill des Klima's zum Trotz, verräth, daß etwas Außergewöhnliches vorgeht. Hier und dort nur aus den Reihen der haſtig Vorübereilenden löſt ſich eine Geſtalt, die ſich unter dem halbgeöffneten, ſchwach erhellten Eingang der Akademie verliert; und ein paar Geſpanne, von der bekannten Art, machen vor demſelben Halt, um gleichgültig weiterzurollen, nachdem ein Herr ausgeſtiegen, ſo viel man urtheilen kann, in weißer Cravatte.

Nicht viele ſind es, die mir in dem öden, dunklen Flur des weitläufigen Gebäudes begegnen und nun über die Treppe hinan, zugleich mit mir durch die hohen kalten Säle ſchreiten, in denen Nichts erkennbar iſt als Bücher an den Wänden und von der Decke herabhängend eine Lampe. Hier weiſt uns ein Diener der Akademie in den Sitzungsſaal, und wir betreten einen langen, ſchmalen Raum, ebenſo kahl und ſchmucklos wie die anderen, durch die wir

gekommen sind, mit nur einigen Büsten an den Wänden, jener altmodischen Uhr in einem Gehäuse von Holz und einer mächtigen Kristallkrone, deren zahlreiche flimmernde Zweige mit Wachskerzen besteckt sind. Sie verbreitet die wohlthuende Helligkeit des vorigen Jahrhunderts, die unseren verwöhnten Augen wie Dämmerung erscheint; und obwohl dieser Akademie der Mann angehört, der zur Vervollkommnung des elektrischen Lichtes so viel gethan hat, bis in diesen Saal ist es noch nicht gedrungen. Auf dem langen Tische, der den Vordergrund abschneidet, brennen mehrere Lampen mit grünen Schirmen; diesen zunächst stehen die rothgepolsterten Sessel (der einzige Luxus in dieser sonst so spartanischen Einfachheit) für den Cultusminister und seine Räthe, wenn sie erscheinen, und den übrigen Raum nimmt das Publicum ein, schlicht gekleidete Damen, einige ältere Herren und sehr viele junge Studenten. Für diese reicht nicht einmal die Zahl der Rohrstühle: sie bilden, ganz im Hintergrund, ein stehendes Auditorium. Und doch hat gerade diese Abwesenheit jeden Prunkes wiederum ihr Vornehmes; rings um uns her, in unglaublich kurzer Frist, hat die Ueppigkeit der Sitten Alles überwältigt. Was einem anderen Geschlecht als modester Aufwand erschien, uns erscheint es dürftig. Aber in dieser Dürftigkeit, besser als in jeder noch so künstlichen Veranstaltung,

erkennen wir die Züge deſſen, was vor uns war, und wir ſind wirklich mitten in dem vergangenen Zeitalter. Und jetzt auf einmal wird es lebendig! Die alte Uhr an der Wand ſchlägt fünf — und ein Ruck und Gepolter läßt ſich aus der Dämmerung hinter uns vernehmen. Es ſind die Studenten, die nunmehr die Freiheit haben, von den leergebliebenen Rohrſtühlen Beſitz zu ergreifen; und nun auch öffnen ſich die Flügelthüren des Senatszimmers, und es erſcheinen die Mitglieder der Akademie.

Wie viel charakteriſtiſche Köpfe — Stirnen, gefurcht von der Arbeit der Gedanken; Haare, gebleicht in langen, mühſamen Jahren. Wie mit einem plötzlichen Glanz erfüllt ſich der Saal — es iſt der Glanz und Schimmer der rothen, blauen und grünen Bänder, der Orden und Sterne von Gold und Silber, mit denen die Mitglieder der Akademie geſchmückt ſind. Ehrfurcht erfaßt uns, indem ſie, Einer nach dem Andern, an uns vorübergehen, Männer, deren Namen nur genannt zu werden brauchen, um Entdeckungen zu bezeichnen, die größten, die auf den weiten Gebieten des modernen geiſtigen Lebens gemacht worden ſind. Sie kommen im Geſellſchaftsanzug, in Frack und weißer Binde. Sechs oder acht von ihnen nehmen an dem Tiſche Platz; die größere Zahl der Uebrigen gruppirt ſich um ſie her. Wer nicht das Glück hat, recht weit vorn zu ſitzen,

der wird freilich von den Akademikern wenig sehen; und das Wenige, was ihm hinter den hohen Lampen etwa sichtbar bleibt, verdecken ihm die noch höheren Hüte der Damen. So gering denkt man in unserer Akademie von der Schaulust des Publicums. Und doch kann es nichts Interessanteres geben, als den Anblick dieser Sechs oder Acht, deren Halb- oder Dreiviertelprofile, beleuchtet von dem rückstrahlenden Lichte der Lampen, sich scharf abzeichnen auf der matteren Helle, die sie umgibt. Da sitzt Eduard Zeller, der Ergründer der griechischen Philosophie, der freigesinnte Theologe, der Landsmann, Freund und Biograph von David Friedrich Strauß — ein Mann, der die Siebzig überschritten, mit einem strengen Denkergesicht, einem zuweilen hervortretenden sardonischen Lächeln um die Lippen und einem Ausdruck von gutmüthiger Milde in den Augen. Mehr als dreißig Jahre sind es, daß ich ihn zuerst gesehen, er Professor und ich Student in Marburg. Es war die Zeit des Hassenpflug'schen Regiments in Hessen und Zeller von demselben hart bedrängt. Alle Hassenpflugianer, alle Vilmarianer mieden ihn; wir aber, Studenten der verschiedenen Facultäten, die wir einer anderen Richtung angehörten (und nicht alle sind derselben treu geblieben!), hatten es uns zur Pflicht gemacht, die Vorlesungen Zeller's zu belegen und, was mehr sagen will, sie regelmäßig

zu beſuchen. Alſo kam es, daß ſein Colleg, wiewohl die Weltweisheit auf der damaligen kleinen Univerſität nicht gerade hoch im Preiſe ſtand, doch immer gedrängt voll war von Zuhörern, und unter ihnen gar Mancher, der ſich als junger Fauſt fühlen mochte. Mittelalterlich muthete mich das ſpärlich beleuchtete, hohe Zimmer an, zu ebener Erde, drunten in der Wettergaſſe — wir auf den hölzernen Bänken, mit dem Stechtintenfaß vor uns, er auf dem Katheder, das Haupt geſenkt und in ſeinem anheimelnden Schwäbiſch uns einführend in die Syſteme des Pythagoräismus und der Eleaten — während meine Gedanken wanderten, ich weiß nicht wohin. Ach, ich will es nur geſtehen, ich bin ein ſchlechter Philoſoph, trotzdem ich mehrere Semeſter lang bei Zeller gehört habe. Doch, wenn er keinen Grund hat, ſtolz zu ſein auf den Schüler, ſo wird mich lebenslang ein Dankgefühl erfüllen gegen den Lehrer, der in unſerer von Zweifeln bedrängten Jugend, in unſerem ſchwer geprüften Vaterland uns das Beiſpiel des integer vitae, der Feſtigkeit und des ruhigen Gleichmuths gab — denn ſo viel kann Jeder von der Philoſophie lernen; und ihn nun hier wiederzuſehen, in Berlin, am Tage Friedrich's des Großen, in der Akademie der Wiſſenſchaften: das ruft mir Alles zurück, was wir ſeitdem gewonnen und, ein wenig auch, was wir verloren haben . . .

Ein anderer Charakterkopf, gleichfalls noch aus der heſſiſchen Zeit, iſt der Heinrich von Sybel's. Auch er begann ſeine ruhmvolle Laufbahn an unſerer heſſiſchen Univerſität mit ihren damals zweihundert Studenten; und auch er hat unerſchrocken Front gemacht gegen unſere Dunkelmänner, hat ſie tapfer bekämpft in unſerer heſſiſchen Ständeverſammlung und ſpäter mit Hand angelegt bei dem verunglückten Bau von Erfurt. Es war noch ein weiter Weg von da bis zur Begründung des neuen deutſchen Reiches; aber lange bevor ſie Wirklichkeit ward, iſt er ein beredter Verkünder der Kaiſeridee geweſen und unter Denen, die durch Schrift und Lehre zum endlichen Gelingen beigetragen, wird man auch Heinrich von Sybel ſtets in erſter Reihe nennen. Dieſer ſein politiſcher Zug hat ihm den Gegenſtand ſeines Hauptwerkes gegeben, welches er bereits in Marburg (1853) begonnen und erſt, nach allen dazwiſchen liegenden Jahren und Ereigniſſen, in Berlin vollendet hat: er iſt jetzt, wenn man ihn bezeichnen will, der Geſchichtſchreiber der Revolutionszeit von 1789—1800, und ein hoher Staatsbeamter außerdem, Director der Preußiſchen Staatsarchive und des Geheimen Staatsarchivs — ein Mann, in deſſen freundlich wohlwollendem Geſicht man die ganze Bonhommie des Rheinländers erkennt, von der größten Urbanität im

dienſtlichen Verkehr und den liebenswürdigſten Formen bei jeder außerdienſtlichen Begegnung.

Etwas Träumeriſches iſt über der Erſcheinung von Ernſt Curtius ausgebreitet — ein Siebziger auch er, aber Einer, der im herzlichen Wort und Benehmen ſich noch etwas Jünglinghaftes bewahrt hat, jenen urſprünglichen Zauber des Gemüths, den „leiſen Hauch der griechiſchen Kamönen", wie der Freund, Emanuel Geibel, ihn beſungen:

— — Ei, wie ſo anders ſchaute,
Wie froh der Herbſt mir damals ins Geſicht!
Lau war die Luft, der tiefe Himmel blaute,
Die Feige ſchwoll, die Traub' im Sonnenlicht.
Da ließen, matt noch von des Sommers Gluthen,
Mein Ernſt, den Ernſt wir in Athen zu Haus,
Und zogen durch des Inſelmeeres Fluthen,
Zwei ſel'ge Schwärmer abenteuernd aus*).

Das iſt ſeine Heimath, das ferne Griechenland, deſſen Geſchichte er geſchrieben, deſſen olympiſche Tempel er uns wiedergegeben hat; und obwohl feſt wurzelnd im Berliner, im Preußiſchen Leben — denn er war es, dem einſt die Erziehung Kaiſer Friedrich's anvertraut worden — und obwohl lange ſchon Profeſſor an der Univerſität und Mitglied dieſer Akademie, kommt es mir doch immer vor, wenn ich ihn ſehe, als ob er nicht recht hierher-

*) Auf dem Anſtand. An Ernſt Curtius.

gehöre, in die lärmenden Straßen dieser Stadt; als ob Etwas in ihm sei, das mitten aus dem modernen Treiben rückwärts schaut in die Jugend und Vergangenheit — „das Land der Griechen mit der Seele suchend".

Dieser hier, mit den scharf umrissenen Zügen, Stirn und Nase gleich einem Kaiserporträt, ausgeprägt auf römischen Münzen, ist Theodor Mommsen — eine mittelgroße, feingebaute Gestalt, aber mit einem Antlitz, in dem etwas Adlerhaftes ist, die breiten Schläfen, das mächtige Hinterhaupt von silbernem Haar umwallt, wie von einer weißen Wolke, und unter dem Schnee des Alters die Kraft und das Feuer seiner Augen. Wo Mommsen ist, da ist Rom; er hat es von seinem Ursprung an wiederhergestellt, alle Nebel verjagend, so daß wir es, die Stadt und den Staat, aus der Eidgenossenschaft und Bauernrepublik wachsen sehen auf den sieben Hügeln, in ihrer durch Schulnamen nicht länger verdunkelten Wirklichkeit deutlich wie der heutige Tag, und ihre Bürger, Staatsmänner, Diplomaten und Generäle, mit dem vollen Antheil menschlicher Liebe, menschlichen Hasses. In einer Person Jurist und Philolog, Münzkundiger und Inschriften-Entzifferer, hingebender Gelehrter und sprachbezwingender Dichter, der „die gewaltigen Tetrameter, die jubelnden Anapäste" der Alten in nicht minderer

Vollendung nachgebildet, als die kunſtvoll verſchlungenen Rhythmen und Reime Carducci's, ja ſelbſt „das Feuerlied credenzt hat aus der tiefen Bruſt," in der Darſtellung jedem Superlativ abhold, eher mit einem ironiſchen Zug, von innerer Wärme durchdrungen, äußerlich betrachtet ſtreng, ſtolz und ablehnend. Alles an Mommſen iſt prononcirt, ſeine Geſichtsbildung, ſein Accent, ſein Urtheil. Keiner hat die römiſche Welt ſo verſtanden, Keiner ſie ſo geliebt und Keiner ihre verborgenen Schäden ſo unerbittlich bloßgelegt wie er, ihr letzter Cenſor. Aber wenn er uns hier begegnet im Norden, dieſer Sohn der frieſiſchen Marſch, dann überkommt uns Etwas wie der unausſprechliche Zauber Italiens, ſeine Herrlichkeit, ſeine Melancholie, und uns ergreift, ſtark wie nur beim Anblicke der „ewigen Stadt" ſelber, Ehrfurcht vor ihrer Majeſtät und — fern von ihr — Heimweh nach ihren Trümmern — — —

Hermann von Helmholtz iſt von kräftigerem Wuchs und Umfang, ſeine Stirne hoch und bewunderungswürdig ausgebildet, ſein offenes, männlich ſchönes Geſicht ſcheinbar unbeweglich. So denkt man ſich den Forſcher, der ruhig, mit voller Sicherheit und unbeirrtem Blick der Natur in ihre verborgenen Tiefen nachgeht, die Widerſtrebende, ſeinen Händen immer wieder Entſchlüpfende zuletzt doch feſthält und mit unerbittlichem Willen zur Offen-

barung zwingt. Nicht Vielen ist Erfolg und Ruhm in so reichem Maße zu Theil geworden wie Diesem, dessen Entdeckungen fast alle Gebiete der Physik und Physiologie berühren, der das fundamentale Gesetz von der Erhaltung der Kraft, wenn nicht gefunden, so doch der Wissenschaft gewonnen, der um die Heilkunde durch Construction des Augenspiegels sich ein unsterbliches Verdienst erworben und durch seine Lehre von den Farben- und Tonempfindungen der Aesthetik eine neue physiologische Grundlage gegeben hat. Strenger Gelehrter, ist Herr von Helmholtz dennoch eine der vornehmsten Erscheinungen in der Berliner Gesellschaft und der Salon der Frau von Helmholtz nicht unwürdig jenes anderen, einst so gefeierten der Frau von Mohl in Paris, mit welcher Verwandtschaft sie nahe verknüpft hat.

Französisches Blut, Hugenottenblut, von Vaters- und Mutterseite, fließt in den Adern von E. du Bois-Reymond, er, der echte und getreue Sohn unserer Colonie, dessen Vater aus dem Ländchen Neuchâtel, damals »Principauté«, noch nicht Canton, 1804 in Berlin eingewandert ist. Noch immer ist unser du Bois-Reymond Schweizer Bürger und als solcher »Professeur honoraire à l'Académie de Neuchâtel«, wo er auch als Knabe einige Zeit das Gymnasium besucht hat. Man merkt ihm diesen fremden Ursprung an, in der Feinheit der Umgangsformen, der

Ausdrucksweise, des Geschmacks und des Stils. Er ist der geborene Akademiker; und wenn wir jemals eine „Deutsche Akademie" haben sollten, wie die »Académie française«, so würde du Bois-Reymond eine Zierde derselben sein. Die große wissenschaftliche That dieses Mannes sind seine bahnbrechenden Untersuchungen über die thierische Elektricität — Untersuchungen, so subtil und vielfach verschlungen, daß wir uns nicht vermessen dürfen, ihnen hier zu folgen. Aber du Bois-Reymond ist nicht nur der eminente Physiolog; er ist auch — und die Leser der „Deutschen Rundschau" nicht am Wenigsten mögen sich dazu beglückwünschen — einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller. Seine akademischen Reden sind Muster ihrer Gattung und selbst, wo sie rein wissenschaftliche Dinge behandeln, in künstlerischem Sinne vollendet. Er, wie kein Anderer, ist ein Kenner, ein Feinschmecker der Literatur und liebt es, seine Vorträge mit den Aussprüchen moderner Autoren zu schmücken, diesen dadurch, so zu sagen, das akademische Bürgerrecht verleihend. Er besitzt das in vollstem Maße, was die Franzosen »esprit« nennen, seine Gesichtszüge, seine Augen deuten es an, und der Ausdruck um den Mund verräth jenen leichten Zusatz epigrammatischer Schärfe, der unzertrennlich scheint von einem Geist wie der seine. Wie sollte auch das rasche Temperament, das für alles

Schöne sich so leicht erwärmt, wie die Gabe der Beobachtung menschlichen Thuns und das pointirte Wort dafür Demjenigen fehlen, dessen Voreltern, durch die localen Verhältnisse begünstigt, mehr die Segnungen, als die Mängel der französischen Cultur in sich aufgenommen haben, und dessen Mutter eine Enkelin Chodowiecki's war?

Am unteren Ende des Tisches, die Reihe beschließend, in Generalsuniform, sonst aber ohne jedes Abzeichen seiner hohen Würde, sitzt ein alter Herr — älter selbst als alle diese Siebzigjährigen, seine Nachbarn, aufrecht wie sie, mit der unbeweglichen Haltung des preußischen Soldaten, das ernste Gesicht dem Redner des Abends zugekehrt, und nur manchmal, wenn ihn Etwas besonders interessirt, weit vorgebeugt, um sich alsbald wieder zurückzuziehen, geräuschlos, unauffällig, das Auge still vor sich gesenkt — dieses Auge, welches die gewaltigsten Entscheidungen im Ringen der Nationen vorausbestimmt hat: Graf Moltke. War er dann auch derselbe, so ruhig wie hier, wenn auf dem Schlachtfeld die furchtbare Probe auf seine Rechnungen gemacht ward? Wenn er, vorgebeugt wie hier, dem Donner der Geschütze folgte, den Trompetensignalen, dem Trommelwirbel, dem Jauchzen der Stürmenden, dem Schmerzensschrei der Verwundeten, dem Todesseufzer der Sterbenden, den erschütternden Stimmen des

Krieges, er allein unerschüttert, im wilden Getümmel noch den Gedanken unterscheidend, der mit mathematischer Unfehlbarkeit die Massen hin- und herschiebt wie die Figuren auf einem Schachbrett und den ehernen Schritt des Geschickes selber beherrscht und lenkt? Ja, in Preußen sind es die Philosophen, welche die großen Schlachten gewinnen, und es bewegt seltsam, wie wenn die Geister selbst sich begegneten, in der Akademie Friedrich's den Feldmarschall Moltke zu sehen. Nicht nur der größte Stratege dieses Jahrhunderts, sondern auch einer seiner ausgezeichnetsten Schriftsteller, der in den beiden Generalstabswerken den rein militärischen Dingen ein allgemeines Interesse hinzugefügt hat — ein Mann von hohen und weiten Sympathieen, von humaner Gesinnung beseelt, mit Wißbegier und Wohlwollen die Zustände fremder Länder betrachtend und in anschaulicher Einfachheit sie schildernd — ein Liebhaber der schönen Künste, der Malerei, der Musik, und ein Freund der Natur. Oft, im Thiergarten, bin ich ihm nachgegangen, wenn er, an einem Winternachmittag, im dunklen Soldatenmantel kam, durch die verschneiten Baumgänge langsam dahinschreitend und hier und dort, an einsamen Plätzen, stehen bleibend, wo das gelbe Licht des westlichen Himmels durch das versilberte Gezweig spielte ....

Den Hauptbestandtheil solch eines Friedrichs-

tages bilder die Festrede, welche dem Gedächtniß des großen Königs gilt; und trotz der Abwesenheit alles feierlichen Prunkes macht es immer wieder denselben starken Eindruck, wenn nun zuerst sein Name wieder genannt wird in diesem Saal, in welchem seine eigenen Reden so oft verlesen worden sind. Hundert Jahre schon, seit Friedrich's Tode, wird dieser Gedenktag regelmäßig gefeiert, hundertmal hat man ihn hier gepriesen, und immer noch entdeckt der Historiker, der Philosoph, der Naturforscher einen neuen Punkt, den sein Vorgänger nicht berührte. Hier habe ich du Bois-Reymond über Friedrich's Verhältniß zur bildenden Kunst, hier Curtius über Friedrich's Schrift »de la littérature allemande« sprechen hören: „Einen Hof kann die Literatur entbehren, ein Vaterland nicht." Hier sagte Mommsen: „Ahnungsvoll fand sich einst das deutsche Gemeingefühl wieder zusammen in dem Stolz auf den Helden des siebenjährigen Krieges; jetzt gehört er ganz der deutschen Nation und ist ein bester Theil ihrer Vergangenheit geworden." Selbst der Mathematiker weiß hier Worte der Bewunderung für Friedrich zu finden. So steigt, weit entfernt, in der Jahre Lauf zu verblassen, sein Bild immer deutlicher herauf in der dunklen Winternacht: er, der Mann, den man loben kann, ohne sich zu wiederholen, und dessen Lob zu hören man niemals müde wird.

Nach dieſer Rede wird die Liſte der während des abgelaufenen Jahres verſtorbenen und neu aufgenommenen Mitglieder der Akademie verleſen und dann folgt ein Vortrag wiſſenſchaftlichen Inhalts, nach deſſen Beendigung, nicht lange nachdem die alte Uhr mit ihrem bedächtigen Klange ſechs geſchlagen, die Sitzung ebenſo ſchließt, wie ſie begonnen hat; die Mitglieder erheben ſich, und das Publicum drängt nach den Thüren, der Saal wird leer. Mit mir aber geht, während die Anderen ſich entfernen und zerſtreuen, durch die dunklen Corridore, aus denen mein Schritt zurückhallt, die Erinnerung an Einen, der nicht mehr unter uns weilt, der früh von uns geſchieden iſt, wie die Lieblinge der Götter ſcheiden, aber ach! — mit halb nur vollbrachtem Tagewerk. Er hatte noch nicht die Mitte der Vierzig erreicht, da war Wilhelm Scherer — denn von wem anders könnt' ich hier ſprechen? — ſchon Mitglied dieſer Akademie; er, den ich gekannt, als er noch Student war, liebenswürdig in ſeiner Keckheit, und den ich hier in dieſer ehrwürdigen Verſammlung wiederſah, das Temperament der Jugend zu ſchöner Männlichkeit geklärt, mit offenem Geſicht und klugen Augen des Lebens höchſte Preiſe fordernd. Es war auch ein Friedrichstag, vor drei Jahren, und nun deckt ſchon der zweite Winterſchnee den Hügel, unter

dem er ruht zur Seite seiner großen Lehrer Jacob und Wilhelm Grimm . . . .

Ein scharfer Wind fährt mir entgegen, als ich aus dem Portal der Akademie wieder hinaustrete unter die Linden. Der Dunst ist nach allen Seiten zerflattert, leichter Frost hat den Boden gehärtet, und durch die Wolken glitzern ein paar Sterne. Mir aber wollen diese Worte nicht aus dem Sinn, welche noch in seinen guten Tagen Wilhelm Scherer, mit den klaren, feinen Schriftzügen, die ihm eigen, meiner Tochter ins Album schrieb, nachdem sie die Vorlesungen über Faust von ihm gehört: „Der Philolog ist ein nicht fertig gewordener Poet. Die Musen haben ihn wohl in die Höhe gehoben, aber nicht bis zu den Sternen mitgenommen. Nun steht er auf seiner Warte und durchmißt mit dem Fernrohre die Wege, die ihm zu wandeln versagt ist. Zuweilen gönnt er auch Anderen einen Blick in die Weite: sie sollen aber nicht ihm für die Freude des Schauens danken, sondern den Sternen und ihrem ewigen Lichte . . . ."

Ein anderer Tag, ein wärmerer Tag, einer von jenen Sommertagen mit bedecktem Himmel, wo Licht und Schatten wechseln — der 3. August, der Geburtstag Friedrich Wilhelm's III., noch immer einer

von unſeren Feſttagen, namentlich für die Univerſität, die von ihm begründet worden und nach ihm genannt iſt, die Friedrich-Wilhelm's-Univerſität. Sie, neben Stein's bürgerlichen und Scharnhorſt's militäriſchen Reformen, das eigentlich große Werk dieſes Königs, aufgerichtet in ernſter, ſchickſalsvoller Zeit, eine Verkörperung der Germania, welche — nach Böckh's berühmtem Wort — gleicherweiſe mit den Waffen und den Wiſſenſchaften gerüſtet iſt. Die Muſik und der Trommelklang ziehen täglich an ihr vorüber, und hoch an ihrem Portale halten die Marmorbilder der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt die Wacht. Der Akademie dicht benachbart, nur durch eine ſchmale Straße, die Univerſitätsſtraße, von ihr getrennt, ſteht ſie doch ganz anders als jene mitten im Berliner Leben. Die Zahl ihrer Angehörigen, der Profeſſoren und Studenten, würde hinreichen, eine mittlere Stadt zu bevölkern; in ihren Gängen und Sälen pulſirt das friſche Leben der Gegenwart, unter dem Laubdach ihres Kaſtanienwäldchens luſtwandeln ſtets neue Geſchlechter und aus ihrem ſonnigen Vorhof blickt man weit hin auf den vornehmſten Theil der Linden. Ein altes Palais, in den Jahren 1754 bis 1764 von Friedrich d. Gr. für denjenigen ſeiner Brüder, den Prinzen Heinrich, erbaut, der ſeinem Genius am Nächſten ſtand, zeigt die Univerſität mit ihren vorſpringenden Flügeln,

den hohen Stockwerken, den freistehenden Säulen am Mittelbau den einfach edlen Stil Knobelsdorff's und erinnert zugleich, durch eine gewisse Verwandtschaft ihrer architektonischen Verhältnisse mit denen des Opernhauses gegenüber, an eine der großen Ideen dieses Meisters, welche, gleich so mancher anderen, niemals verwirklicht wurde. Zu der Zeit nämlich, als Friedrich den Thron bestieg, war der heute so reich mit Denkmälern und Palästen, mit leuchtendem Grün und Blumen geschmückte Platz zwischen dem Zeughause, der Behrenstraße und den Linden eine Sandwüste, welche „Die neue Auslage" hieß und zum Exercieren diente. Vereinzelt in derselben, hüben und drüben, standen nur zwei Gebäude: das Zeughaus und das Gouvernementshaus, in welchem Friedrich als Kronprinz gewohnt hatte. Neben demselben war ein Küchengarten, und da, wo heute Universität und Singakademie stehen, sumpfige Niederung. Dieses Terrain in ein Friedrichsforum umzuschaffen, war Knobelsdorff's kühner Plan. Aber nur zwei der von ihm projectirten Bauten kamen zur Ausführung: das Opernhaus, in jenen ersten glücklichen Jahren einer Jugend, welche die harten Realitäten des Lebens spielend überwand, und einer Freundschaft, die noch voll war von Rheinsberger Nachklängen; und lange nachher, als der seinen Idealen treugebliebene Künstler dem Gram und den Enttäuschungen bereits

erlegen, das Prinz-Heinrich's-Palais; gleichsam eine letzte königliche Sühne für den Schatten des Dahingegangenen. Wiewohl Prinz Heinrich das ihm gleichfalls von seinem Bruder geschenkte Rheinsberg dem Palais in Berlin vorzog, blieb dieses doch bis über den Anfang unseres Jahrhunderts eine bevorzugte Heimstatt der Kunst, berühmt durch seine Malereien und Sammlungen; und acht Jahre nach des Prinzen Tode zogen mit der Begründung der Universität in die noch immer fürstlichen Räume die Wissenschaft und die Jugend ein. Nicht nach Knobelsdorff's ursprünglichem Entwurfe zwar, aber größer, schöner vielleicht, und nicht in bewußter Absicht geschaffen, sondern historisch geworden, ist dies jetzt dennoch unser Friedrichsforum — mit dem Friedrichsbild im Mittelpunkt, mit dem Kaiserpalast und den anderen Palästen der Kunst und der Wissenschaft ringsum, mit dem grauen Hohenzollernschloß vom Hintergrund hereinblickend und der ewig bunten Fluth des Tagesgewühls zwischen diesen Ufern auf- und abrollend. Man empfindet es, auch wenn man nicht mehr in ihren Kreisen steht, daß die Universität von diesem Strome mächtig berührt wird, daß er gleichsam hinein- und herausrauscht in lebendigem Zusammenhange mit der Außenwelt, und tausend Erinnerungen werden wach, wenn man vorüberkommt — Erinnerungen an die Frühlingstage, wo man selber noch mit dem Colle-

gienhefte durch diesen Eingang schritt, wo man selber noch durch dieses Gitterthor schaute, und gern, im Wandel der Jahre, um noch einmal in der wohlbekannten Umgebung zu weilen, wird man einen Tag benutzen wie den 3. August.

Der volle Duft des Sommers ruht auf ihm und das fromme Herkommen, an dem keine zweite Stadt fester hängen kann als dieses, zu Zeiten so zweifelsüchtige, zu Zeiten so rebellische und immer so loyale Berlin, zeichnet ihn aus vor allen anderen Tagen. Es ist die Wahrheit, zu sagen, daß ein solcher Familientag unseres Herrscherhauses etwas Festliches für Alle hat. Fünfzig Jahre bald ist dieser König todt, und immer noch in der hergebrachten Weise wird am 3. August sein Geburtstag gefeiert. Dann ist sein Denkmal im Thiergarten mit blühenden Pflanzen geschmückt, den schönsten und den lieblichsten, die zu finden; die Guirlanden von Eichenlaub, die hohen Palmen, die Beete bedeckt mit sammetartigen Blattgeweben wie mit Teppichen aus Smyrna, die Festons und Ampeln lodernd vom rothen und blauen Licht der Fuchsien und Azaleen, umwunden von hängendem Epheu, wie mit Diamanten bestreut vom Thau des frühen Morgens: dies Alles gibt dem Platz den Anblick eines Blumensalons in den grünen Heckenwänden und verbreitet einen festlichen Schimmer über Berlin. Man ist schon in einer

weit über den Alltag gehobenen Stimmung, wenn man das Universitätsgebäude betritt. Viele Studenten sind im Vorhof — nicht mit der Mappe wie sonst. Ein Vorgefühl der Freiheit ist auf allen Gesichtern; denn mit diesem Tage zugleich beginnen die Ferien. Heut, am Feiertag, ist das große Thor geöffnet, und unaufhörlich von beiden Seiten der Linden her bewegt sich die Menge, nicht allein der studentischen Jugend, heute sind gesetzte Männer darunter, und vor Allem zahlreich die Damen, heute fehlt auch der Straßenjunge nicht, der vergnüglich zuschaut und ohne den es, wenn wir ehrlich sein wollen, kein rechtes Vergnügen gibt in Berlin. Dann geht es durch die langen Corridore, den Hörsälen vorbei, deren ich mich, fast jedes einzelnen, aus meiner Studentenzeit noch so gut entsinne — besonders dieses sehr großen, an der Ecke, der, wenn ich nicht irre, sechshundert Hörer faßt, und der immer ganz, bis zu den äußersten Wänden gefüllt war, wenn dort auf dem Katheder ein kleiner Mann stand mit jüdischem Gesichtsausdruck und scharfen, fanatischen Zügen, mit glühenden Augen und fulminanter Beredtsamkeit, der berühmte Stahl, der von den Irrthümern in Kirche und Staat sprach. Doch soll ich es sagen, daß ich den Weg zur Aula nicht mehr finde? So viele Jahre sind seitdem vergangen, und so sehr bin ich ein Fremder geworden in dem Haus unserer erhabenen Mutter,

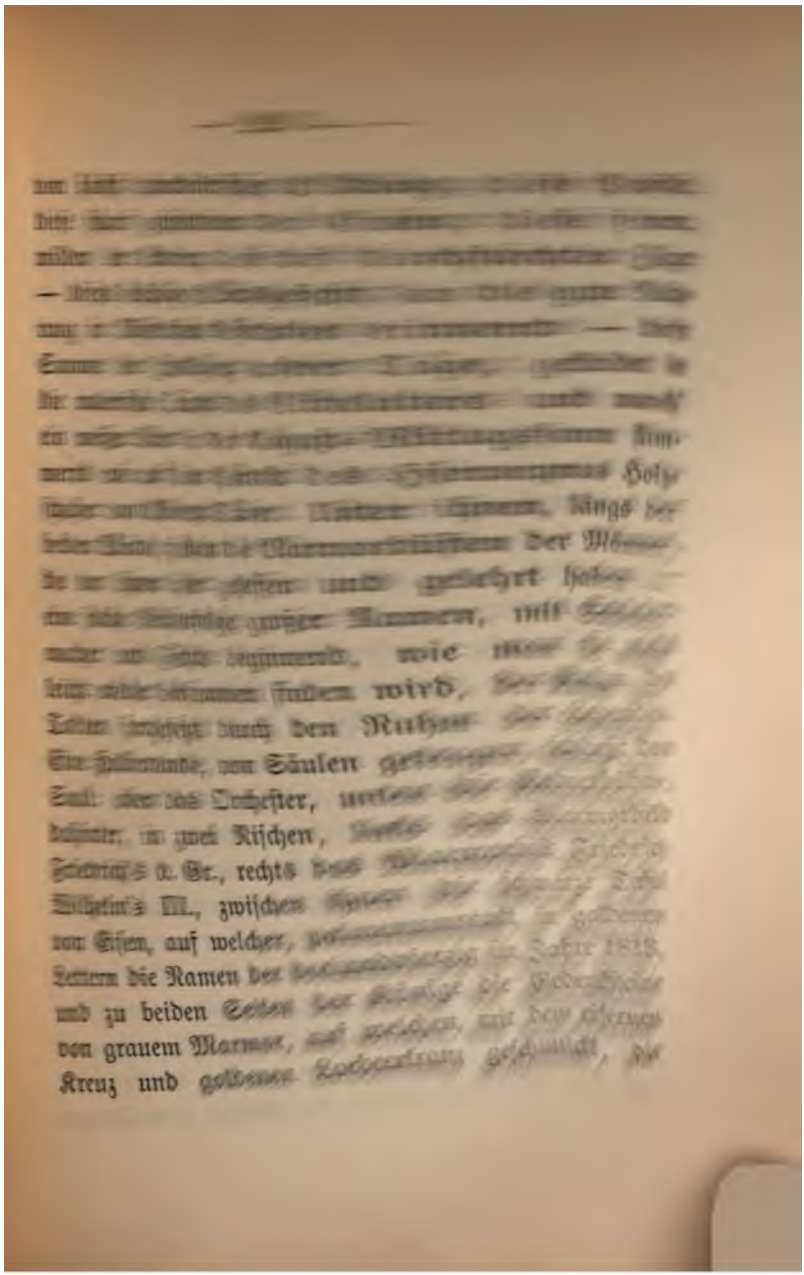
der Wissenschaft. Ein alter Herr im schwarzen Gewand, ein Gottesgelehrter von der theologischen Facultät, wird mein Führer; er faßt mich freundlich an der Hand und leitet mich und meine Dame durch das zunehmende Gedränge die Treppe hinauf. Wir kommen am schwarzen Brett vorbei, das ganz mit Anschlägen bedeckt ist; und auch hier begegnet er mir wieder, der junge Mensch, der neugierig von den Zetteln aufblickt, der mir überall hier nachgeht, der mich fragend ansieht wie der Schatten Eines, den ich früher einmal gekannt, vor vierunddreißig Jahren. Oben vor der Aula findet sich eine starke Ansammlung von Studenten, die mit der ganzen Kraft ihrer Jugend und mit dem vollen Anspruch ihres Hausrechtes hinein verlangen. Aber hier sind auch sie wieder, meine alten Freunde, die Pedelle; zwar nur der Rock noch ist derselbe, doch wir Anderen haben auch den unterdessen verändert mit der veränderten Mode. Wir wären gewiß nicht durchgedrungen, wenn diese Beiden, der brave Pedell und der treffliche Theologe, nicht Partei für uns ergriffen hätten. Für einen Augenblick schloß sich die Thür, und als sie sich wieder öffnete, waren wir mitten im Saal, und nicht einmal unserem Geistlichen vermochten wir zu danken, der, wie jeder rechte Helfer in der Noth, verschwunden war, als diese vorüber. Und der junge Mensch, von dem ich oben gesprochen, tauchte wieder

vor mir auf, mich rathlos anblickend; denn er war niemals sehr geschickt, wo es sich um die guten Plätze handelte, weder im Leben, allgemein gesprochen, noch sonst, und er würde sie wohl auch hier uns nicht verschafft haben. Doch wir erhielten sie diesmal, und nun verschwand auch er, und ich verlor ihn aus den Augen, als wir behaglich in den rothgepolsterten Sesseln saßen, deren erste Reihe von den Vertretern der Regierung, dem Minister, den hohen Beamten und Militärs eingenommen ward. Denn an diesem Tage ihres Stifters erfüllt sich die Aula der Universität mit dem ganzen Gepränge dieser jüngsten von Preußens Hochschulen, welcher aber, erwachsen aus der innersten Nothwendigkeit dieses Staates, zugleich mit ihrer wissenschaftlichen die hohe nationale Aufgabe ward, durch die geistige Führerschaft desselben in Deutschland seine politische vorzubereiten. Kein Saal in Berlin könnte zur Entfaltung solchen Prunkes geeigneter sein, noch in der eigenen Vergangenheit ihm einen bedeutenderen Hintergrund leihen als dieser im alten Prinz-Heinrich's-Palais, dessen Grundstein kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges gelegt, und das wenige Jahre vor dem Anfang der Befreiungskriege seiner heutigen Bestimmung übergeben ward. Kein Wunder, daß jeder Schritt hier auf diesem Steinboden ein kriegerisches Echo gleichsam wachruft, und selbst die schönen Werke des Friedens,

[illegible] zu Prinz Heinrichs Zeit, der Sommersaal eines Schlosses, mit weißen Säulen, mit einem Gemälde [illegible] Figuren [illegible] mit Marmorreliefs an den Gesimsen, mit schweren Vergoldungen in Gestalt von Kränzen und Guirlanden, mit den [illegible] Bogenfenstern und dem Grün der Kastanien [illegible] im ehemals prinzlichen Garten, der heute, nachdem seine Mauern ringsum gefallen, das Kastanienwäldchen heißt — dies Alles, alte Zeit und neue, das Gold und der Marmor und das Grün und lebendige Sonnenlicht, ein wunderbares Zusammenspiel, um das Bild dieses Festes wie in einen Rahmen zu fassen. Ganz hinten die dichte Masse der Studenten, weiter vorn die sommerlichen Gewänder der Damen, der besternte Frack, der betreßte Waffenrock — und zu beiden Seiten, auf erhöhten Sitzen, die vier Facultäten, in Barett und Talar, rechts die Theologen und Philosophen in Schwarz und Violett, links, unter den Fenstern, die Juristen und Mediciner in Carmoisin und Scharlach, der Rector Magnificus im goldverbrämten Purpur und die beiden Pedelle in rothen Mänteln, das Scepter in der Hand. Welch' ein Anblick — diese Köpfe

von höchſt charakteriſtiſcher Bildung, dieſe Profile, dieſe ſcharf geſchnittenen der Einen, dieſe feinen, milden der Anderen, dieſe tief durchfurchten Züge — dieſes behäbige Mönchsgeſicht, an die gute Nahrung in klöſterlichen Refectorien erinnernd — dieſe Summe der Intelligenz unſerer Tage, gekleidet in die maleriſche Tracht des Mittelalters und manch' ein weißer Bart in der Auguſt-Mittagsſonne flimmernd wie auf dem Porträt des Hieronymus Holzſchuher von Albrecht Dürer. Unter ihnen, längs der beiden Wände, ſtehen die Marmorbüſten der Männer, die vor ihnen hier geſeſſen und gelehrt haben — eine ſolche Reihenfolge großer Namen, mit Schleiermacher und Fichte beginnend, wie man ſie nicht leicht wieder beiſammen finden wird, der Ruhm der Todten fortgeſetzt durch den Ruhm der Lebenden. Eine Halbrotunde, von Säulen getragen, ſchließt den Saal: oben das Orcheſter, unten die Rednerbühne, dahinter, in zwei Niſchen, links das Marmorbild Friedrich's d. Gr., rechts das Marmorbild Friedrich Wilhelm's III., zwiſchen ihnen die ſchwarze Tafel von Eiſen, auf welcher, palmenumrankt, in goldenen Lettern die Namen der dreiundvierzig im Jahre 1813, und zu beiden Seiten der Könige die Gedenkſteine von grauem Marmor, auf welchen, mit dem eiſernen Kreuz und goldenen Lorbeerkranz geſchmückt, die

Alles, was sonst dem Leben zum Schmucke dient, davon leise berührt scheinen. Die Pracht des vorigen Jahrhunderts empfängt uns in der Aula, vormals, zu Prinz Heinrich's Zeit, der Concertsaal seines Schlosses: mit weißen Säulen, mit einem Gemälde von Vanloo, zart in den Farben, voll mythologischer Figuren am hochgewölbten Plafond; mit Marmorreliefs an den Gesimsen, mit schweren Vergoldungen in Gestalt von Kränzen und Guirlanden; mit tief herabreichenden Bogenfenstern und dem Grün der Kastanien davor im ehedem prinzlichen Garten, der heute, nachdem seine Mauern ringsum gefallen, das Kastanienwäldchen heißt — dies Alles, alte Zeit und neue, das Gold und der Marmor und das Grün und lebendige Sonnenlicht, ein wunderbares Zusammenspiel, um das Bild dieses Festes wie in einen Rahmen zu fassen. Ganz hinten die dichte Masse der Studenten, weiter vorn die sommerlichen Gewänder der Damen, der besternte Frack, der betreßte Waffenrock — und zu beiden Seiten, auf erhöhten Sitzen, die vier Facultäten, in Barett und Talar, rechts die Theologen und Philosophen in Schwarz und Violett, links, unter den Fenstern, die Juristen und Mediciner in Carmoisin und Scharlach, der Rector Magnificus im goldverbrämten Purpur und die beiden Pedelle in rothen Mänteln, das Scepter in der Hand. Welch' ein Anblick — diese Köpfe



Namen der neununddreißig im »bello gallico« 1870 bis 1871 gefallenen Studenten verzeichnet sind.

Es war ein dritter August, wie der heutige, vor dreizehn Jahren, als diese beiden Steine, welche die Form von Grabmonumenten haben, enthüllt wurden und, als derzeitiger Rector, auf dieser Rednerbühne stand Theodor Mommsen. Ihm, dem Geschichtsschreiber Roms, war es vorbehalten, das Andenken der tapferen Jünglinge zu feiern, und mit jener zurückgedrängten Bewegung, welche das Herz nur um so mächtiger ergreift, sprach er: „An diesem Tage dürfen wir es thun; denn wie ihre Vorgänger, jene Dreiundvierzig auf den Aufruf Friedrich Wilhelm's III. hin unter die schwarz-weiße Fahne getreten sind, so haben ihre Enkel, unsere Neununddreißig, mit ihrem Blute dazu geholfen, daß sein Werk gekrönt worden ist, und das schwarz-weiß-rothe Banner über äußere Feindschaft und innere Zwietracht den Sieg davongetragen hat."

Als sie von uns zogen, in jenem unvergeßlichen Sommer, aller schönen Jugendhoffnung voll und mit fortgerissen von der Begeisterung einer ganzen Nation, da blickte die Friedrich-Wilhelms-Universität auf ein längst überschrittenes halbes Jahrhundert zurück; die Saat war im Reifen, die Zeit der Ernte gekommen und der Glanz der Kaiserkrone, die sich in Versailles auf das ehrwürdige Haupt des Königs von Preußen

ſenken ſollte, von Weitem ſichtbar. Es war anders in jenem Jahr, als unſere Hochſchule noch jung und unſere Kraft nicht geprüft war; in jenem Sommer, ſchwül vor dem Ausbruch des furchtbaren Gewitters, an jenem 3. Auguſt 1812, als der franzöſiſche Gouverneur und der franzöſiſche Commandant in dieſer Aula geladene Gäſte waren und auf dieſer ſelben Tribüne Böckh die lateiniſche Feſtrede hielt, eine Vergleichung Athens und Sparta's. Aber nicht viele Monate ſpäter, und das befreiende, das erlöſende Wort von Breslau kam, und nun war es Fichte, der — und diesmal in deutſcher Rede — die Herzen der Jugend entflammte. Da ward es ſtill und leer in den Auditorien; aber nicht unter den Letzten auf den Schlachtfeldern rang jener Geiſt, von welchem Fichte geſagt, daß er auch von den Schulen der Wiſſenſchaft ausgehen ſolle; und mitten ſchon im Getümmel des Krieges, am folgenden 3. Auguſt, nicht drei Wochen vor dem Tage von Großbeeren, deſſen Kanonendonner die Wände dieſes Saales vernahmen, war es abermals Böckh, der, vor wenigen Zuhörern — fünfzehn Docenten und achtundzwanzig immatriculirten Studenten — ſich mit der »frequentissimarum scholarum fausta infrequentia« rühmend, in froher Zuverſicht ausrief: »Ecce hic est Germania armis perinde ac litteris parata!« Und dieſe Germania, von Sieg zu Siegen fortſchreitend, nur auf

Abwehr, nicht auf Angriff bedacht, kehrte, sobald der vaterländische Boden befreit war, zu den friedlichen Geschäften, zu der Arbeit zurück, die sie liebt, und auch diese Hörsäle füllten sich wieder. Aber wohl war es, zwischen den beiden Entscheidungen, deren eine den Bestand Preußens sicherte, deren andere das Reich uns gab, — in diesen langen, oft hoffnungslosen Jahren, in welchen das Opfer der Väter umsonst gebracht und das Sehnen der Besten ein Verbrechen schien, wohl war es ein erhebender Moment, als an eben dieser Stelle vor den höchsten Würdenträgern unseres Staates und unserer Universität, bei Gelegenheit ihrer fünfzigsten Jubelfeier und schon im Frühroth einer neuen Zeit, der berühmte Lehrer der Ruperto-Carola, der hochbetagte Mittermaier im Namen der Deputirten aller anderen deutschen Universitäten wie ein Prophet sprach: „Ich weiß, daß zu dem Jubelfeste Berlins von 1910 ganz andere Abgeordnete noch erscheinen werden, die von der deutschen Volksvertretung gewählten Abgeordneten. Ein Dunkel schwebt darüber zwar, durch welche Schule der Leiden die Vorsehung das zerrissene Deutschland führen wird; aber Eins wissen wir in heiliger Ahnung, daß aus den Kämpfen und Prüfungen Deutschland lebenskräftig und neugestärkt hervorgehen wird" *).

*) Für dieses und mehrere der obigen Citate bin ich der

Das war am 15. October 1860. Die Worte Mittermaier's haben ſich ſeitdem erfüllt, obwohl es ihm, wie ſo Vielen, die lebenslang in heißer Inbrunſt daran mitgearbeitet, nicht mehr beſchieden war, die Erfüllung zu ſehen — und was ſie auch unſerer Univerſität gekoſtet, das ſagen die beiden grauen Steine. Jedoch ein weiter Raum noch iſt zwiſchen ihnen und der ſchwarzen Tafel in der Mitte, der von 1813 — und wer kann ihn ohne Wehmuth betrachten? Wird er nicht beſtimmt ſein, die neuen Ehrendenkmäler Derer zu tragen, die jetzt noch jugendfriſch und freudig unter uns wandeln oder als Kinder auf der Straße ſpielen? Wir wiſſen es — dieſer Frieden iſt nur ein Waffenſtillſtand, und wer Großes errungen, hat Großes zu vertheidigen. Aber ſo lange der Geiſt lebt, der in dieſen Räumen gepflegt wird, der, von welchem Fichte geredet, ſo lange wird unter allen Feſtungen Deutſchlands keine feſter ſtehen, keine den Fortbeſtand ſeiner Macht, Größe, Freiheit und guten Sitte ſicherer gewährleiſten, als dieſe Burg der Wiſſenſchaft in Berlin.

Die Feier des 3. Auguſt wird eingeleitet mit einem Choral, welcher ſanft, von unſichtbaren Sängern

---

ausgezeichneten, im Auftrage des Miniſters von Goßler bearbeiteten Feſtſchrift: „Die naturwiſſenſchaftlichen und mediciniſchen Staatsanſtalten Berlins von Prof. Dr. Albert Guttſtadt, Berlin, 1886“ (S. 50—58) verpflichtet.

gesungen, aus der Höhe herabschwebt, die weiten Wölbungen füllend und Alles, was dieser Raum an großen Erinnerungen und Momenten der Vergangenheit enthält, zum Leben erweckend, so daß die gegenwärtige Versammlung von Männern und Frauen, Jünglingen und Greisen in der Mannigfaltigkeit ihrer Trachten etwas Geisterhaftes annimmt unter dem bleichen Licht, welches von außen hereinscheint, manchmal getroffen von einem langen, gelben Sonnenstrahl, der darüber hinhuscht und wieder verschwindet. Nun verstummt der Choral; der Rector Magnificus in seinem Purpur besteigt das Katheder, die beiden Pedelle legen ihre Scepter auf den Tisch unter demselben nieder, kreuzweis übereinander, und die Vertheilung der Preise beginnt, des Königlichen und des städtischen, für die Lösung der von den Facultäten gestellten Aufgaben. Jetzt regt es sich da hinten in der dunklen, zusammengedrängten Masse — die Jugend tritt auf den Plan mit ihren noch unterdrückten Hoffnungen und Wünschen — und mir ist, als ob ich von weither die Stimme der Zukunft vernähme, leise anschwellend und verhallend in ungewissen Fernen, immer vermischt mit dem Rauschen des Sommerwindes, der draußen durch die Kastanienwipfel weht — und ich sehe noch einmal ihn wieder, den jungen Menschen von vorhin — dort unter den Anderen steht er, Einer unter Vielen, Einer unter

Hunderten, auch hinausstürmend mit seinen Gedanken in eine Zeit, die damals Zukunft war und jetzt längst Vergangenheit geworden ist — ich sehe seine Augen erwartungsvoll leuchten, ich höre sein Herz klopfen, seine Pulse schlagen ... Wird man *seinen* Namen nennen — wird man von *ihm* in der Heimath sprechen, wenn die Kunde dorthin gelangt aus der großen, berühmten Stadt — wird er, lange noch träumend von Dem, was hier geschehen, unter den alten Freunden wandeln, selig von einem Glück, das *sie* nicht verstehen? ... Armer Knabe! — Dein Name wird *nicht* genannt werden; wenn Du zu den Hügeln und Wäldern der Heimath zurückkehrst, so wirst Du nur um die erste Täuschung Deines jungen Lebens reicher sein, und in Schmerzen, die Du Niemandem anvertraust, wirst Du lernen, Dich beherrschen und größeren Täuschungen entgegen gehen. „Ich kenne Dich, Du rascher, wilder Knabe!“ ....

Von dem Tisch, auf welchem die Scepter liegen, nimmt der Pedell eine nach der anderen von den eingelaufenen Preisarbeiten, die mit Motto's versehen und in Couverts verschlossen sind. Mit einer großen Scheere schneidet er den Umschlag auf und reicht dem Rector die Manuscripte, welche von diesem nun einzeln durchgegangen, kritisirt, mäßig gelobt oder getadelt werden, bis dasjenige kommt, welches den Preis erhalten hat. Athemlose Spannung bis

dahin, und nun ein dumpfes Brauſen hinten, in den Studentenkreiſen, — der Name des Siegers wird proclamirt und iſt jetzt auf allen Lippen, wie er nach wenigen Stunden in allen Zeitungen ſein wird. Armer Knabe! — der Deine war es nicht . . .

Nach der Preisvertheilung die Verkündigung der neuen Aufgaben für das nächſte Jahr, dann die Rede des Rectors. Manch ſchönes und edles Wort haben wir an einem ſolchen Tag, an dieſer Stelle ſchon vernommen, keines, das nicht immer aufs Neue von dem untrennbaren Zuſammenhang geſprochen, keines, das nicht immer wieder in den Herzen der Jugend den heiligen Eifer entzündet hätte für dieſe Beiden: die Wiſſenſchaft und das Vaterland. Wo könnte ſolch' ein Wort aber auch, durch die Thatſachen beglaubigt, ſtärker wirken als in dieſem Friedericianiſchen Bau, an deſſen Stirn in Goldbuchſtaben geſchrieben ſteht: »Universitati Litterariae Fridericus Guilelmus III. Rex. A. MDCCCIX«, und dem gegenüber das Schloß der Hohenzollern die Fahne des deutſchen Kaiſerthums mächtig emporträgt in die Luft?

— Da in blutig heißer Fehde
Ward Berlin mit hohem Sinn
Ritterlich in That und Rede
Deutſchen Geiſtes Führerin.

Deutſche Wiſſenſchaft zu führen
Bleibe ſtets dein großes Amt,
Daß Jahrhunderte noch ſpüren,
Welcher Zeit du biſt entſtammt.

Und noch unter den Klängen der Muſik, wie ſie gekommen, entfernen ſie ſich, in langem, feierlichen Zuge, die Pedelle mit den erhobenen Sceptern voran, der Rector, der Senat, die Decane, die Profeſſoren, alle in ihren Ornaten — und wie der letzte unter dem hohen Marmorportal verſchwunden, ſchlägt die Menge der Menſchen von beiden Seiten zuſammen, drängt die Treppe hinunter, und in dem leeren Saal iſt der Sonnenſchein wieder allein mit den Todten.

VIII.

Spät am Morgen, wie die hohen Herrschaften alle, wachen die Linden auf; wenn ganz Berlin schon im Trab ist, reiben sie sich erst den Schlaf aus den Augen. Auffallend still und leer ist es dann auf den breiten Trottoirs und den vierfachen Reit- und Fahrwegen. Diejenigen, welche das Privileg der Linden haben, sie, die nicht leben können, ohne wenigstens einmal des Tages ihr Gesicht unter den Linden gezeigt zu haben — Gesichter, einander so ähnlich wie die Hüte, Vatermörder und Cravatten, zwischen denen sie gesehen werden — die Habitués der Linden, welche nicht müde werden, dieses Pflaster zu treten von Kranzler's Ecke bis Pariser Platz — denn höher hinauf und weiter hinunter gehen sie nicht — die kleinen Herren, welche die Damen und die Schaufenster mit der gleichen Curiosität und Herablassung mustern, als ob sie glaubten, der liebe Gott habe die Welt und die Linden eigens für ihr Plaisir erschaffen (wiewohl er ihnen sicher das größere versagt

hat, über ſich ſelbſt Betrachtungen anſtellen zu können) — die vornehme Welt, die ſich immer bunter und geſchäftsmäßiger miſcht, mit Beamten, die ſich in die Miniſterien und Legationen begeben, mit Studenten, die aus den Vorleſungen kommen, mit Officieren, die frei vom Dienſt oder auf dem Weg zur Kriegsakademie ſind: dieſe ſämmtlich laſſen lange, und länger noch laſſen die großen Damen auf ſich warten, welche aus ihren Equipagen in die Läden und aus den Läden wieder in ihre Equipagen ſchlüpfen. Der Berliner vom alten Schlage hat längſt zu Mittag gegeſſen, ehe der Tag unter den Linden noch recht begonnen. Es iſt anders am Sonntag; dann ſind die Linden wie verwandelt und ihre Alltagsbeſucher wie verſchwunden. Eine fröhliche Wanderung findet dann ſtatt aus dem Inneren von Berlin; denn für den richtigen Berliner, denjenigen, den man nur noch in ſeiner urſprünglichen Heimath, jenſeits der Spree, zwiſchen Waiſenhaus- und Kurfürſtenbrücke findet, gibt es kein himmliſcheres Vergnügen, als Sonntags „mank die Linden“ zu gehen. Dann erſcheinen allhier der kleine Bürgersmann, der ſich aber gewaltig groß vorkommt in ſeinem braunen Sonntagsrock, der Handwerker, Meiſter und Frau Meiſterin mit Kind und Kegel, die hübſchen Fräulein in den Moden des vergangenen Jahres und die feinen Jünglinge mit den rothen und grünen Shlipſen —

harmlose Menschen, die aber Geld in der Tasche und auch das Herz und den Mund auf dem rechten Flecke haben. Dem Mann aus dem Volke, dem Arbeiter, wird man hier selten begegnen. Sein Weg am Alltag und seine Erholung am Sonntag liegen weit ab von dem Schauplatz des Ueberflusses. Es muß schon hoch hergehen unter den Linden, wenn er aus seinen Quartieren im Osten und Norden herabsteigen soll. Dann aber, wenn die breiten Trottoirs, Fahrweg und Mittelallee gedrückt voll sind, bildet er das Hauptcontingent jener undurchdringlichen Massen, in denen der Einzelne die Freiheit der Bewegung verliert und sich wie von einer elementaren Gewalt getrieben oder gehemmt fühlt.

Ein Vormittag im Winter. Ich gehe bei Hiller vorüber und bleibe vor dem Schaufenster stehen, hinter welchem die Leckerbissen der Saison zur Schau liegen, duftig und schimmernd, wie ferner Sommer des Landes und des Meeres. Ein alter, ziemlich ruppiger Gesell tritt zu mir, ein Strolch, mit beiden Händen in den Taschen seiner zerrissenen Hose. Von allen hier ausgebreiteten Schätzen reizt ihn am Meisten ein Schälchen, in welchem, wie eine kleine Tafel besagt, „neue Kartoffeln“ zierlich aufgehäuft sind. — „Neue Kartoffeln?“ sagt er, und sieht mich zweifelnd an. — „Ja,“ erwidere ich, „und das Stück kostet eine halbe Mark.“ — Da schlägt er

ein lautes, faſt wildes Gelächter auf — ein Gelächter, das mich ſchaudern macht, heute noch, wenn ich daran denke. Dann blickt er mich noch einmal an, ich weiß nicht, drohend oder mitleidig, als ob ich den Verſtand verloren hätte, ſchüttelt den Kopf und geht, immer mit den Händen in den Taſchen. Drei, vier Häuſer weiter, vor einem anderen Fenſter, bleibt er wieder ſtehen. Es iſt ein Bankgeſchäft, und hier, hinter einem Drahtgitter, liegen die Tauſendmarkſcheine, die rothen und die grünen Banknoten, und in einem Schälchen die Goldſtücke wie bei Hiller die Kartoffeln . . . Unterdeſſen ſteht der Portier ganz gemüthlich vor dem Hausthor — o du wohlbekanntes Hausthor, aus welchem die ſpäten Gäſte herausgelaſſen werden, wenn alle anderen Thüren ſchon geſchloſſen ſind, und aus welchem ich ſelber einmal kam an jenem berauſchenden Junimorgen, als die Linden dufteten, und Franz Dingelſtedt, dem wir bei Hiller ein Feſt gegeben, unter uns war! . . . Aber heute iſt Winter, und es iſt früh am Vormittag; die feinen Leute werden noch lange nicht kommen, und der Portier kann ſich's wohl ſein laſſen. Er hat eine grüne, wollene Mütze auf, trägt geſtickte Pantoffeln und raucht eine halblange Pfeife. Wie ich den Mann beneide — um ſeine Gemüthlichkeit, um ſeine Mütze, ſeine Pantoffeln und ſeine halblange Pfeife! . . . Da ſtürzt plötzlich, von den Linden

her, ein Trupp von Frauen, Mädchen und Männern, alle in dürftiger Kleidung und zum Theil mit wirrem Haar, mit kleinen Töpfen in den Händen, mit Körben unter den Armen — Einer sucht dem Anderen den Vorsprung abzugewinnen, indem sie durch das Thor in den Flur dringen, von da weiter in den Hof und hier sich um ein Souterrainfenster versammeln. Zuerst denk' ich an ein Vermiethungsbureau oder dergleichen. Mein Portier aber rührt sich nicht. Fest wie eine Säule hat er mitten in dem Ansturm gehalten; die Sache läßt ihn kalt. Endlich, auf die Gefahr hin, indiscret zu sein, wend' ich mich an ihn. „Was wollen denn diese Menschen?" frag' ich. — „Na, das seh'n Se doch," erwidert er, die Pfeifenspitze kaum zwischen den Lippen bewegend, „se wollen ooch 'enmal bei Hillern essen." Dann, nachdem er über seinen Witz gelacht und sich im Stillen wahrscheinlich ebenso sehr über meine Unwissenheit ergötzt hat, belehrt er mich, daß es Arme seien, welche das ausgekochte Suppenfleisch erhalten, die Portion für $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen — denn diese Portiers rechnen immer noch nach Silbergroschen, nota bene, so lange sie noch im Negligé sind. Hernach, wenn sie erst den Livréerock an- und die Dienstmütze aufhaben und den vornehmen Leuten die Thüren öffnen oder in die Kutschen helfen, dann verstehen auch sie nach Mark zu rechnen.

Ich für meinen Theil, seitdem ich älter und vernünftiger geworden, ziehe die Wirths- und Gaststuben vor, die ich mir selber nach Gefallen öffnen kann; die guten, alten Häuser, in denen es noch nach der Väter Sitte hergeht, ohne den Pomp von Livréen und großen Stöcken mit blankem Knopf — und solch' eins ist auch unter den Linden: »Gebr. Habel, Hoflieferanten Sr. Majestät des Königs" — nichts mehr, nichts weniger. Schon von Außen betrachtet, muthet es einen traulich und einladend an, mit seiner einfachen, prunklosen, aber soliden Front, nicht zu hoch, nicht zu niedrig, ohne jeden auffälligen Zierrath, außer einer Guirlande von Weinlaub und Trauben in Stuck, die sich über den Fenstern des Erdgeschosses hinzieht — ein Haus, noch aus dem vorigen Jahrhundert, aus Friedrich's Zeit, und schon damals, wie wir an einer früheren Station dieser Wanderung bemerkt, ein gastlicher Aufenthalt — „Zum goldenen Hirsch", eines von den drei Wirthshäusern unter den Linden, „das dritte Haus von der Charlottenstraße, vom Brandenburger Thor auf der rechten Seite", wie es in den alten Büchern heißt, die noch keine Hausnummern kannten und sich in dieser weitläufigen Weise mit Hauszeichen und Beschreibung helfen mußten. Aber wir kennen es wieder, es steht noch an derselbigen Stelle, treu seiner alten Bestimmung und unverändert im Innern

und im Aeußern. Als im Jahre 1810 die Wirthschaft aufhörte, begann die Weinhandlung, und mancher brave Mann und braven Mannes Sohn und Enkel hat seitdem sein Schöppchen hier geleert, rothen und weißen, von den Tagen an, wo man nach Friedrich's d. Gr. Taxen die Quartbouteille guten Pontak mit 10 Groschen und die Bouteille Champagner mit 1 Thlr. 16 Gr. bezahlte. So billig kann es Habel nicht mehr geben: aber der Pontak und der Champagner und was man sonst hier noch trinken und essen mag, ist Alles vortrefflich und Alles noch im alten Stile gehalten. Ein trauliches Nest, wo man an jedem Donnerstag Erbsen und Sauerkraut haben kann, und an jedem Tag mit stählernen Gabeln und auf ungedeckten Tischen ißt; wo man nicht „Kellner" sagt, sondern „Küper", wo Trinkgelder nicht üblich sind, und wenn sie gegeben, in eine gemeinsame Büchse geworfen werden. Ein verräuchertes, aber urgemüthliches Local, in welchem man sich, wenn man zum ersten Mal hereintritt — ich will nicht sagen, um hundert, aber reichlich um vierzig, fünfzig Jahre zurückversetzt glaubt in das Berlin Friedrich Wilhelm's III., mit dem Bilde der Königin Luise und den Bildern aller Könige seit Friedrich Wilhelm II., mit allerlei sonstigen Malereien ringsum und einem ausgestopften Adler auf dem grünen Kachelofen — der Fußboden ausgetreten von

den vielen Geſchlechtern einander folgender Gäſte, die Decke dunkel von allem Tabak, der hier geraucht worden, altmodiſche Spiegel, altmodiſche Tiſche, altmodiſche Stühle, die „Küper“ in Röcken und die Weinkarte an der Wand. Aber was für eine Weinkarte! edle Sorten in langen Reihen ſind darauf verzeichnet! Und wie viel abſonderliche Winkel gibt es hier, am Eingang und mit dem Durchblick auf den Hof — Hinterzimmer, mit dem Geruch vom Keller herauf, dem Herzen des echten Trinkers theuer — das Vorderzimmer, nach den Linden zu, mit hohen Vorſätzen vor den Fenſtern und ſchweren Gardinen, und ein Seitenſtübchen, das gar keine Fenſter hat. In einer Art Dämmerung, welche die Seele mit Wohlbehagen füllt, ſitzt man hier; und manchmal am Tage brennt Licht, was noch beſſer iſt. Ein Local für den Abend iſt Habel nicht; dann iſt es hier ſtill und leer, und wer dann kommt, iſt allein. Wer Menſchen bei Habel ſehen will, der muß Mittags zwiſchen Zwölf und Eins kommen. Es iſt das bevorzugte Frühſtückslocal des märkiſchen Edelmanns und des hohen Militärs. Zur genannten Stunde ſieht man um den Mitteltiſch neben dem einfachen Landjunker, der hier ſeinen Stammſitz hat, die ſchimmernden Epaulettes, die großen Orden und goldenen Schärpen der Stabs- und Ordonnanzofficiere, welche kommen und gehen, während jener, ein echter Conſervativer,

seinen Platz behauptet und immer neue Stühle herangerückt werden — und eine beständige Bewegung von glitzernden Uniformen, von blauen, rothen und grünen Bändern, ein stetes Begrüßen und Händeschütteln und dazwischen immer wieder aufs Neue der erfreuliche Ton entkorkter Flaschen. Das bürgerliche Element ist darum nicht ausgeschlossen, im Gegentheil; wer sich darauf versteht, der weiß, daß man an einem der Ecktischchen nicht weniger gut und zuweilen sogar etwas bequemer sitzt als an der ritterlichen Tafelrunde, und ebenso bedient wird.

Am lustigsten ist es unter den Linden im Frühling. Dann rauschen die Springbrunnen des Pariser Platzes, und ihre steinernen Becken sind ganz bedeckt mit den breiten Blättern der Schilf- und Wasserpflanzen. Von hellem, jungem Laub umkleidet, stehen die alten Stämme, und wenn sich in dieser Zeit ein wolkenloser Himmel darüber spannt, dann muß man die Linden sehen, in Licht und Wärme getaucht, bis auf die Nordreihe der Häuser, die einzigen, die beschattet sind. Aber jetzt ist der Sonnenschein noch ein liebliches Geschenk, für das man Dank empfindet, das man sucht, nicht meidet, und wohlig in ihm lustwandelt die Menge, blitzen und funkeln die Farben in lebhafterem Schimmer, bis hinunter zum Platz am Opernhaus, wo zwischen bunten Blumenbeeten auf leuchtendem Rasen, mit Goldregen gemischt, dunkle

Coniferen ſtehen, wo der Vorhof der Univerſität ein Hain von blauem Flieder iſt und über der Hauptwache die mächtigen Wipfel des Kaſtanienwäldchens hervorſchauen wie Kronleuchter, mit ſilbernen Kerzen beſteckt. Alsdann, früh Morgens, mit blinkenden Waffen und klingendem Spiel, mit Trommeln und Pfeifen ziehen die Regimenter der Garde hinaus ins Freie, und am ſpäten Abend noch promeniren hier die Menſchen, um der milden Lüfte zu genießen. Anders im Sommer. Dann hören die Linden auf, für uns zu exiſtiren, und das Reich der durchreiſenden Fremden beginnt, denen wir nun dies wegen ſeines Staubes und ſeiner Sonne verrufene Berlin großmüthig überlaſſen. Eine nach der anderen verlieren ſie ſich, die gewohnten Erſcheinungen, bis die Letzten faſt die Kinderwägelchen und die Kindermädchen ſind, die den ſpärlichen Schatten der mittleren Allee ſuchen. Außer dieſen mag es wenige Berliner geben, welche die Linden im Sommer ordentlich geſehen haben, obwohl ſie gerade dann, unter der Beleuchtung eines Spätnachmittags, von einer nur ihnen eigenen Schönheit ſein können, die hohen Fronten eine lange, goldene Linie, das ſchon bräunliche Laub von ſchrägen Sonnenſtrahlen durchbrochen, das Friedrichsdenkmal halb in Dämmerung und halb in Licht, die graue Maſſe des Schloſſes dahinter, gelb von der Wärme des Tages, das

Quadrat des Rathhausthurmes darüber glühend vom Widerschein des Himmels und Alles angehaucht von jenem feinen, violetten Duft, der oftmals, gegen Abend, auch den Straßenbildern und Architecturen der großen Stadt eine traumhafte Tiefe gibt und dem Beschauer das Gefühl oder die Täuschung einer unbegrenzten Ferne. Ja, wenn die Berliner wüßten, wie gut sichs auch im Sommer hier sein läßt, wenn es still und grün ist im Thiergarten, wenn die Landschaft um Berlin mit ihren Kiefern und ihrer Haide, mit ihren träumerischen Wasserläufen und einsamen Forsthäusern im Walde den melancholischen Zauber übt; wenn man sicher ist, in Berlin keinem Berliner mehr zu begegnen, oder — sagen wir die Wahrheit! — wenn in der Abwesenheit Derer, welche „die Gesellschaft" heißen und überall dieselben sind, nunmehr das wirkliche Berlin zum Vorschein kommt mit seinen geringen Ansprüchen und seiner enormen Lustigkeit, wenn man nicht länger alle Sprachen Europa's nebst denen von Asien und Afrika, sondern endlich einmal wieder unser eigenes Berlinerisch reden hört, wenn die hellen Kleider flattern und die Landpartien sich in Bewegung setzen mit dem Fäßchen Bier unter dem Kremser und der Pauke oben auf, wenn die Weiße und der Gilka aus ihrem Hinterhalt herausrücken und . . . Doch ich werde mich hüten, die Freuden des Sommers in Berlin noch weiter zu

ſchildern; denn wenn es unſeren verreiſten Freunden einfiele, dieſelben auch einmal zu theilen, dann wär' es mit ihnen ja vorbei!

Die Linden beleben ſich erſt wieder mit den Herbſtſtürmen, welche die letzten Blätter derſelben herabwehen, und mit dem neuen Jahr naht ihre vornehmſte Zeit. Alles, was Berlin an officiellem Glanz aufzubieten vermag, entfaltet ſich am Neujahrstage unter den Linden. Trotz dem ſchneidenden Nordoſt drängen ſich dann hier die Menſchen, den Rockkragen bis über die Ohren; weiße und ſchwarze Helmbüſche wehen; unter den Mänteln ſieht man die großen Uniformen der hohen Militärs, unter den Pelzen die weißen Cravatten der hohen Beamten, und zwiſchen den Helmen und Hüten die goldbordirten Dreimaſter der Marine. Dies muß ein harter Tag für die Gratulanten ſein. Aber verheißungsvoll erſcheinen alsbald auch die Zeichen, daß nach ſo vielen Mühen der Lohn winkt — erſt vereinzelt, dann immer mehr, die Tragkörbe von Kranzler und Hilbrich, aus denen die Baumkuchen emporragen, die Schalen und Schüſſeln von Borchardt, die Bretter mit Auſtern, und endlich die kleinen Wagen von Huſter, die wohlbekannten, mit den drei Männern und den beiden Koffern, in welchen alle Freuden der Tafel vereinigt ſind. Und dazwiſchen Roſen in berauſchender Pracht, und Flieder, Veilchen und Maiblümchen in lieblicher

Fülle. Das große Fest beginnt, welches in drei Monaten noch nicht enden soll, und aus den höchsten Sphären sich durch alle Classen und Schichten der Berliner Gesellschaft verbreitet. Nach der Gratulationscour am 1. Januar das Capitel des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler am 17. und das Ordensfest am 18. Januar, die Bälle im Weißen Saal und im Opernhaus, Alles streng geregelt nach altpreußischem Herkommen und umgeben von einem Schimmer des Historischen, das zurückreicht bis zum ersten Tage von Preußens Königthum, und von da weiterhin, ich möchte sagen, die persönlichen Züge jedes folgenden Monarchen angenommen hat — die Bälle der Hofgesellschaft, der Prinzen, der Fürstlichkeiten, der Minister, der Botschafter, der Gesandten; bis der steigende Wohlstand und die vermehrten Ansprüche der Repräsentation, welche an eine Reichshauptstadt gestellt werden, die gesellschaftliche Bewegung in Kreise trugen, welche derselben vorher fremd waren, und ihr Züge verliehen, welche sicherlich nur die unserer eigenen Zeit sind. Existirten doch Beziehungen dieser Art zwischen den verschiedenen Ständen Berlins überhaupt nicht vor Friedrich dem Großen; dieser erst schuf im Opernhaus den Mittelpunkt einer wenn auch noch so oberflächlichen Berührung des Adels und Bürgerthums seiner Residenz, trotzdem das Opernhaus damals durchaus als Hof-

institut galt und fast einen militärischen Charakter hatte. In jenen Jahren, als Freiherr von Sweerts »Directeur des plaisirs du Roi« war, Capellmeister Graun in weißer Allongeperrücke und rothem Mantel am Dirigentenpulte saß und die Barbarina tanzte, hielten Gardes-du-Corps am Eingang zum Parterre Wache, auf dem Podium, zu beiden Seiten der Bühne, standen, Gewehr bei Fuß, zwei Grenadiere der Potsdamer Garde, und in den Ecklogen des dritten Ranges befand sich ein Trompetercorps des Regiments Gensdarmen. Sobald die Königin-Mutter in die »loge des Reines«, die heutige große Mittelloge trat, bliesen die Trompeter Tusch; und wenn der junge König an der Parterrethür erschien, salutirten die Wachen, bliesen die Trompeter zum zweiten Male Tusch, und die „Symphonie" (die Ouvertüre) begann*). Nicht wie heute, durch ein gekauftes Billet, erhielt man Zutritt, sondern „aufs Parterre können alle anständig gekleideten Mannspersonen kommen", wie es bei Nicolai heißt, und ein königlicher Hoffourier wies die Plätze an: der erste Rang war für den Hof und den Adel, die Parterrelogen, der zweite und dritte Rang für die Minister und Gesandten, für die Räthe der hohen Landescollegien, für die zum Hofstaat gehörigen Personen

*) v. Schlözer, Chasot, S. 118—120.

und für alle Fremde bürgerlichen Standes. Mit Einem Worte: der Einlaß war unentgeltlich, wie bei jeder auf Kosten des Hofes gegebenen Lustbarkeit*). „Seine Majestät wollen, daß alle Leute, welche nicht zum niedrigsten Pöbel gehören, und besonders Fremde, eingelassen werden sollen", bemerkt Lessing (1750) in den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters" **). Unentgeltlich war auch der Besuch der Carnevalsredouten, Vorgängerinnen unserer heutigen Subscriptionsbälle, welche schon damals die Höhe der Saison bezeichneten; aber wenn der Bürgerstand ebenso wie bei den Opernvorstellungen zugelassen ward, hielt man doch nicht minder auf einen genauen Unterschied, dort in den Rängen und hier im Costüm: der Adel erschien in rosenfarbenen Dominos, der Bürger und die Bürgerin trugen Dominos von anderen Farben oder Charaktermasken. Außerdem war der Tanzplatz streng gesondert: für die Bürgerlichen das Theater, und das durch Schranken gesperrte Parterre für den Hof, den Adel, die Königlichen Räthe und distinguirten Fremden. Dafür konnten die guten Berliner sich das Vergnügen machen, von einer Galerie herab, zwischen neun und zehn Uhr Abends, den Hof an fünf Tafeln speisen zu sehen „in einem besonders großen Saale",

*) Nicolai, S. 717.

**) Erich Schmidt, Lessing, Bd. I, S 158.

zu welchem auch die rosenfarbenen Dominos zugelassen wurden, wenn sie die Masken abnahmen*).

Dieser „besonders große Saal", mit seinen Marmorwänden, Weiß und Gold, und hohen Karyatiden — wer von meinen Berliner Lesern und denen, darf ich hinzufügen, die „distinguirte Fremde" sind, kennt ihn nicht, wer von ihnen hätte hier, in der Mitternacht eines Opernhausballes, nicht schon einmal fröhlich soupirt in dem alten, herrlichen, von königlicher Pracht zeugenden Raum, dem einzigen, der in Friedrich's vom Feuer zerstörten Bau sich erhalten oder ganz so wieder hergestellt worden ist, wie er ehedem war, strahlend von Licht, durchtönt gleichsam von immerwährender Musik und durchwogt von einer bunten Menge — nicht „rosenfarbenen Dominos", sondern bürgerlicher Frack und militärische Uniform in gleicher Berechtigung und beide von gleichem Respect erfüllt vor den unendlichen Schleppen der Damen.

Inmitten dieser außerordentlichen Umwandlung, welche, mit Friedrich beginnend, Berlin allmälig, und in genau der Reihenfolge, zu der führenden Stadt der Wissenschaft, der Industrie, des Handels, der Politik und die Berliner Gesellschaft, dem entsprechend, zu einer der mannigfaltigsten und opulen-

*) Nicolai, S. 719.

testen gemacht, hat der Hof stets an der altüberlieferten Tradition schlichter Lebensführung und väterlicher Sitte festgehalten. Stets, von dem Tag an, wo der erste Hohenzoller die Mark betrat, hat dieses Herrscherhaus seinem Volke das Beispiel strenger Wirthschaftlichkeit gegeben, und Nichts vielleicht hat so sehr dazu beigetragen, das Band zwischen beiden zu stählen, als die Gemeinsamkeit der Arbeit, welche lange nur um die baare Existenz zu ringen hatte auf einem undankbaren Boden. Ein verwandter Zug wohnt diesen Königen inne, für welchen der gemeine Mann einen scharfen Blick hat; er erkennt ihn sogar noch in dem aufgehobenen Stock, mit welchem Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, ohne jeden Unterschied, den erstgebornen Prinzen seines Hauses bedroht, wenn er nicht pariren, und den Handwerker auf der Straße, wenn er nicht bauen will. Er erkennt ihn in den kurzen, rasch hingeworfenen Fragen des großen Friedrich, der Französisch sprach mit seinen Schöngeistern und Gelehrten, aber Deutsch — und was für ein kernhaftes! — mit seinen Berlinern. Sie haben sich immer unter einander verstanden, Preußens Könige und Berlins Bürger; aber das wahrhaft familienhafte Verhältniß zwischen ihnen datirt erst von Friedrich Wilhelm III., dem bürgerlichsten, wenn ich so sagen darf, unserer Könige, der darum auch, wiewohl wir größere ge-

habt haben als ihn, dem Herzen der Berliner immer noch besonders nahe steht. Seit bald fünfzig Jahren todt, lebt er doch immer noch in jenen kleinen Erinnerungen häuslicher und privater Natur, die fast mehr, als irgend welche Betheiligung an den großen Weltbegebenheiten, geeignet scheinen, die Popularität der Fürsten zu bestimmen. Man kommt noch jetzt nicht nach Charlottenburg, ohne seine Gestalt einsam wandeln zu sehen, wie sonst, in den schattigen Gängen dieses Parks, welcher die sterblichen Ueberreste der Königin Luise barg und ausersehen war, auch sein letzter Ruheplatz zu werden. Man gedenkt der Einfachheit seiner Lebensweise, die kaum, in ihrem täglichen Verlauf, von der des bemittelten Bürgers, unterschieden war: gleich diesem speiste der König um 1 Uhr zu Mittag, gleich diesem fuhr er in einem zweispännigen Wagen; und dem vom Vater gegebenen Beispiel, so heilsam und doppelt verehrungswürdig in jenen Tagen, wo der Staat abermals harte Forderungen an den Fleiß und die Sparsamkeit seiner Bürger stellte, folgten die Prinzen: nirgends sah man Luxus, weder in den Equipagen noch in der Dienerschaft, weder in der Küche noch im Keller.

Anders als die Befreiungskriege haben die der gegenwärtigen Generation unserer Stadt die politische Suprematie verliehen und Ströme des Reichthums ihr zugeführt. Ganz natürlich, daß der Luxus ge-

ſtiegen, der Aufwand gewachſen und unſere ſo ſehr erweiterte Geſellſchaft von einer Luſt an materiellen Genüſſen ergriffen worden iſt, welche, da ſie von allen Kreiſen derſelben getheilt wird, ſie auch gewiſſermaßen alle nivellirt. Eine Haſt und Unruhe hat ſich ihrer bemächtigt, welche von dem kleinſtädtiſchen Daſein früherer Tage ſehr merkwürdig abſticht und ſich unter Anderem auch darin äußert, daß Alles verſchoben und Nichts geregelt iſt, daß es z. B. keine beſtimmte Mittagsſtunde gibt, ſondern thatſächlich zu jeder Stunde des Tages und des Abends geſpeiſt wird, um eins, um drei, um fünf, um ſechs und um ſieben. Die Geſellſchaft des neuen Berlins iſt eigentlich erſt in der Formation begriffen: ſie hat ſich den gegebenen Bedingungen der großen Stadt anzupaſſen und die feſten Normen entweder zu finden oder anzunehmen, in welchen eine wirkliche Geſelligkeit ſich frei bewegen kann. Bis jetzt herrſcht in ihr einzig die Willkür. Aber auch die Carricatur fehlt nicht. Wer heute den Stift eines Chodowiecki hätte, um ſie zu zeichnen, dieſe engen Wohnungen, drei Treppen hoch, ſtrahlend von Gas, vibrirend von Hitze und erdrückend voll von Menſchen im Feſtgewand, die ſich nicht rühren können; dieſe Gaſtmähler, bei welchen Alles gemiethet und — zuweilen bis auf die Schüſſeln — geborgt iſt; dieſe „Inſtitute“ ſelbſt, „Verleihinſtitut für Wiener Möbel und vergoldete Stühle“,

wie es an den großen Transportwagen heißt, oder: „Verleihung (sic!) von Porzellan, Glas, Kristall, Tischen, Messern und Gabeln", wie die Inschrift der Kellergelasse lautet, aus welchen diese schönen Sachen auf kleinen, mit Hunden bespannten Karren durch die Straßen gefahren werden, heute hierhin und morgen dorthin — diese Lohndiener und Tafeldecker endlich, welche laut unserem Adreßbuch, im „Verzeichniß der Einwohner Berlins nach ihren Beschäftigungen und Gewerben" bereits eine ganz respectable Körperschaft bilden. Wie häufig mag es vorkommen, daß solch' ein besonders begehrter Berliner „Diner-Herr" in zwanzig verschiedenen Häusern immer auf demselben vergoldeten Stuhle sitzt, immer aus demselben Porzellan und Kristall schmaust, immer von demselben ernsten Mann im schwarzen Frack und weißen Handschuhen bedient wird, und immer — wenn es das Glück will — denselben Tischredner hört; denn auch diese Gattung, wiewohl mehr dem alten, idealen Berlin angehörig, ragt noch als Rudiment in das neue hinein. Namentlich da, wo, nach der Väter Brauch, solch' eine Sitzung sich über drei, vier Stunden erstreckt, und außer den Reden manchmal noch durch Gesang und komische Scenen gewürzt wird, während der moderne, correctere Styl verlangt, daß man sich streng an die Aufgabe hält und, weder rechts noch links abweichend, ein möglichst langes

Pensum, gleichsam mit der Uhr in der Hand, möglichst rasch erledigt. Von allen großen Städten mag Berlin diejenige sein, in welcher man noch beobachten kann, wie sich eine Gesellschaft constituirt oder mit den Lebensbedingungen verändert. Der früheren Dürftigkeit ist plötzlich der Ueberfluß gefolgt, dem ästhetischen Thee das reichbesetzte Mal. Fragen wir nicht, wobei wir uns besser gestanden. Der Berliner hat es immer so gut gegeben, wie er vermochte. Sein gastfreier Sinn, verbunden mit den Gewohnheiten des Emporgekommenen, hat wohl auch dazu beigetragen, daß diese Geselligkeit sich so breit entwickelt, aber nicht verfeinert hat. Der Berliner ist von jeher sparsam, aber er ist niemals ein Knauser gewesen und hat es immer geliebt, daß bei festlichen Anlässen „Etwas d'rauf gehe". Dieser Anlässe waren ehemals wenige nur, und sie beschränkten sich auf die Familie; sie wiederholen sich jetzt täglich und dehnen sich auf einen weiten Kreis aus. Der Berliner würde sich ein Gewissen daraus machen, den Fremden, der ihn besucht hat, nicht bei sich zu Tische zu sehen; seine Gastfreundschaft ist im Verhältniß zu seinen Mitteln, aber auch der Zufluß der Fremden im Verhältniß zu der Größe Berlins gewachsen. Es ist wahr, daß unserem gesellschaftlichen Leben sehr viel von jener geistigen Essenz fehlt, welche die angeborene Kunst der Conversation und ein höheres

Intereſſe für Theater und Literatur dem Pariſer Salon, in ſeiner guten Zeit, gaben und für welche jeder noch ſo weit getriebene Tafel- und andre Luxus keinen Erſatz bietet. Aber der Pariſer Salon nicht nur iſt im Niedergang begriffen, Paris ſelbſt hat, in Folge der unaufhörlichen politiſchen Kriſen, von ſeiner ehemaligen Anziehungskraft für den Fremden eingebüßt; und auch in dieſer Hinſicht iſt Berlin geſtiegen, wenngleich der geſellſchaftliche Mechanismus durch das Stoßen und Knarren ſeiner Räder nur allzuſehr verräth, daß ſelbſt im Vergnügen hier immer noch ein gut Theil Arbeit ſteckt — wenigſtens für den Einheimiſchen. Für den Fremden ſtellt die Sache ſich beſſer; und ich habe mir oft gewünſcht, einmal ein Fremder in Berlin ſein zu können, im „Kaiſerhof" oder „Continental-Hôtel" zu wohnen, durch die Straßen zu wandern und ihre Merkwürdigkeiten mir anzuſehen, unter dieſe Linden zu kommen, nicht als der profeſſionelle Spaziergänger, der ich bin, ſondern als einer, der alles Dies zu ſeinem Vergnügen ſieht, und mich gefragt, welchen Eindruck es auf mich machen würde? Sicherlich einen großen; der Fremde, wer er auch ſei, wird von dem mächtig Emporſtrebenden dieſer Stadt und dem gewaltigen Strom des öffentlichen Lebens in ihr ergriffen werden. Stärker vielleicht noch als ſelbſt in uns, unter deren Füßen gleichſam der Boden von

Berlin sich hob, und vor deren Augen sein Umfang ins Wunderbare wuchs, wird in ihm das Gefühl sein, hier in einem Mittelpunkte der europäischen Bewegung zu stehen, mit all' den Impulsen einer großen Politik aus erster Hand, mit all' den Anregungen einer hoch entwickelten und reich ausgestatteten Wissenschaft in unmittelbarer Nähe, mit all' den Genüssen von Oper, Theater und Concert, mit der ganzen Reihe von Festen endlich, welche von Tag zu Tag den Gang der Saison in einer Weltstadt begleiten.

Aber plötzlich in diesem Winter von 87 auf 88 schien der Puls zu stocken, und noch bevor das völlige Schweigen eintrat, senkte sich Etwas über Berlin, was keine Freude mehr aufkommen ließ. Einer düsteren Mahnung gleich, als ob wir in der Sicherheit einer so sehr gesteigerten Existenz erschüttert, und eben von einer Glorie noch umstrahlt, die niemals enden zu können schien, daran erinnert werden sollten, daß auch für die Glücklichen die Tage der Prüfung nicht ausbleiben, die Tage des Nachdenkens, die Tage der Einkehr, und daß es dann einer Nation, die sich im furchtbaren Ringen der Waffen bewährt, nicht minder ziemt, in der Niedergeschlagenheit des Schmerzes den Glauben an sich selber und die Zukunft hochzuhalten. Es war, es ist noch immer eine schwere Zeit für Preußen und

für Deutſchland; aber die Geſchichte wird uns einſt darnach richten, wie wir ſie durchlebt und was wir gethan haben, um das Werk, an welchem wir Alle mitgearbeitet, zu ſchützen und zu ſichern.

IX.

Mitten unter den Palästen der Linden war einer, in welchem wir mit jedem Herbst aufs Neue das Glück eines reinen Familienlebens, einer Häuslichkeit einziehen sahen, als deren höchster fürstlicher Schmuck erschien, daß alle bürgerlichen Tugenden in ihr geübt und gepflegt wurden. Diesmal stand der Palast öde, von seinen Bewohnern verlassen, die Thüren geschlossen, die Fenster verhängt, die Fahnenstange des Daches nackt, kein Wagen auf der Rampe, nichts Lebendiges in dem hohen Säulenportal, außer den beiden Posten vor ihren Schilderhäuschen. — Alles still und leer und einsam unter dem grauen Wolkenhimmel und ringsum die kahlen Bäume. Wir kennen ihn, diesen Palast, den wir uns gewöhnt haben, den Kronprinzlichen zu nennen; auch ein historisches Haus, dessen Erinnerungen weit zurückreichen in die Jugend Friedrich's d. Gr. und darüber hinaus. Wir haben schon einmal flüchtig Halt vor ihm gemacht im Frühling unserer Lindenwanderung; wir haben es gesehen in

seiner ältesten bescheideneren Gestalt, als die Linden noch kaum bebaut waren, und der Platz am Opernhaus Sand und spärliches Gartenland — eines von den ersten Häusern, die auf dem neuen Terrain, vom Großen Kurfürsten für seinen Generalfeldmarschall Schomberg errichtet, dann unter den beiden Königen die Commandantur und von Friedrich Wilhelm I. dem Kronprinzen geschenkt, nachdem dieser sich — schweren Herzens — mit der Prinzessin von Braunschweig vermählt. Wir lesen, daß des Kronprinzen Mutter, die Königin, und seine Schwester Lottine das Schloß für den Einzug des jungen Paares „mit liebevoller Sorglichkeit" hergerichtet haben*). Aber Friedrich blieb ein Fremder neben der Gemahlin, welche des Vaters enge Staatskunst ihm gegeben, nicht die Neigung seines Herzens erwählt hatte. Sieben Jahre lebten sie neben, nicht mit einander, zuerst (1733—1736) in diesem Berliner Schlosse, welches Friedrich nicht liebte. Nur vorübergehend und immer nur auf kurze Zeit hat er darin residirt, wenn er auf Befehl des Vaters von seinem Regiment in Ruppin oder seinem Rheinsberger Musensitz dreimal des Jahres nach Berlin kam: zum Carneval im Winter, zu den Revuen im Frühling und der Communion im Herbst. Die Kronprinzessin folgte

*) Koser, Friedrich d. Gr. als Kronprinz, S. 112, 123, 198.

dem Gemahl nach Rheinsberg, sie ward Königin von Preußen — eine sanfte, duldende Natur, für welche die zur Sonne strebende Friedrichs kein Gefühl und kein Verständniß hatte. Würde Friedrich von einer Gemahlin mit glänzenderen Eigenschaften der äußeren Erscheinung oder des Geistes gefesselt worden sein? Er war nicht der Mann, der sich viel mit Frauen abgab; außer wenn sie Kaiserinnen waren, und dann schlug er ihre Armeen. Männer bildeten seinen Umgang. Kaum daß aus seiner frühen Jugend Etwas herüberklingt wie von Lieben und Entsagen. Die Gatten trennten sich, sie, die Verschmähte, lebenslang mit unverminderter Neigung an ihm hängend; spät noch von ihm sprechend als ihrem Gebieter, „den ich zärtlich liebe und für den ich mein Leben hingeben würde“ *), er peinlich darauf haltend, daß keine von den königlichen Ehren ihr fehle. Noch steht zu Niederschönhausen, kaum eine Wegstunde von Berlin, das alte Schloß, in welchem sie siebenundfünfzig Jahre lebte; der Park mit den hohen, düsteren Bäumen, noch heut von den Berlinern gern besucht, ihr einziger Spaziergang. Aus der Ferne sah sie den Siegesflug des preußischen Aars. Als der siebenjährige Krieg beendet und Friedrich im Triumphe heimgekehrt war nach Berlin, fand nach langer Zeit

*) Koser, a. a. O.

wieder die erste Begegnung zwischen diesen Beiden statt. „Sobald als Se. Majestät aus der Carrosse gestiegen war, erhoben Sich Höchstdieselben sofort zu Ihro Majestät der Königin, wo Sie auf das zärtlichste empfangen wurden und sodann das Souper einzunehmen beliebten," heißt es in den vergilbten Blättern jener Zeit*). Am 11. Juni 1783 beging sie, vereinsamt und einer Wittwe gleich seit dreiundvierzig Jahren, die wehmüthige Feier der goldenen Hochzeit im Schlosse von Niederschönhausen, und noch einmal, zum letzten Male, speiste sie mit Friedrich am Neujahrstag 1786 im königlichen Schlosse zu Berlin. An seinem Sterbelager stand sie nicht; aber in seinem Testamente, wo er sich an seinen Nachfolger wendet, sagt er: „Auch wird mein Neffe ihr jene Hochachtung beweisen, die ihr, als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen ist, gebührt". Nun war sie wirklich Wittwe, die Hochbetagte. Doch lebte sie noch lange genug, um dieses kalte, dunkle Kronprinzenhaus hell und warm werden zu sehen von Schönheit und Liebe, wie wenn Frühling einzöge in die winterlichen Räume und sie mit Blüthen bedecke, über und über: sie, die Friedrich's d. Gr. Gemahlin gewesen, starb neun Monate vor der Thronbesteigung Friedrich

*) Hüttig, in der „Vossischen Zeitung" vom 29. December 1887.

Wilhelm's III., und zwei vor der Geburt deſſen, der nachmals Kaiſer Wilhelm war. Das iſt, was uns dieſes Haus theuer macht: wir denken an Königin Luiſe, wenn wir es ſehen, an ſie, die Liebliche, Schwergeprüfte, lächelnd noch im Leid, Segen ſpendend noch im Tod und fortlebend in der Erinnerung an ihres Herzens Reinheit und Güte. Verherrlicht von Dichtung und Kunſt, und jetzt ſchon, wie von der Legende des Luiſencultus umwoben, iſt ſie der freundliche Genius ihres Hauſes und des Volkes geworden, dieſe Frau, deren Altar und Bildniß wir immer, wenn der Winter weicht, bekränzen, und deren verklärte Geſtalt, ſeit jenem erſten Befreiungskrieg, unſichtbar mit den preußiſchen Fahnen geht. Vielfach verändert iſt das Haus, von welchem, wenn von irgend einem, man ſagen kann: „Die Stätte, die ein guter Menſch betrat —"; reicher ausgebildet iſt die Façade, früher einſtöckig, erhebt das Palais ſich nun mächtiger über ſeinen Flügeln, und Säulen zieren ſeinen Eingang. Aber die Zimmer der Königin Luiſe ſind immer noch unverändert, wie ſie waren, und immer noch liegt die Bibel, in der ſie geleſen, auf demſelben Platz. Und dieſes Haus ward abermals das traute Heim eines Paares, deſſen edle, freie Herzen einander gefunden und gewählt; in dem althiſtoriſchen Gemäuer, wohnlicher gemacht im modernen Geſchmack, ſproß ein neues Leben auf, das alle großen,

alle ſchönen Regungen des neuen Geiſtes und der neuen Zeit willig in ſich aufnahm — und unter dieſem Dache wohnte die theuerſte Hoffnung des deutſchen Volkes, bis — erſt von fern, mit dumpfen Schritten, dann immer näher, immer näher — das Verhängniß kam; bis ihm, dem Herrlichen, der jeden Feind beſiegt und jeden Beſiegten zum Freunde machte, der Unerbittliche begegnete, den keine Größe des Heldenthums zu beſiegen und kein Adel der Seele zu verſöhnen im Stande war.

Wer wird ſie ſchreiben, die Geſchichte dieſes unendlich traurigen Winters, in welchem wir keine Sonne ſahen, und vier Monate lang die Luft eiſig und trüb war von wirbelndem Schnee? Wie aus einer bleichen Phantasmagorie, geiſterhaft vorüberwallend, wie aus einem bangen Traume, den wir geträumt, löſt ſich Bild nach Bild, ſteigt Scene nach Scene, bis zu jenem Abend im frühen März, wo plötzlich alle Glocken von Berlin läuteten. Der unruhigen Nacht folgte der graue Morgen; und nun kam die furchtbare Ruhe, ſank das ungeheure Schweigen herab auf Berlin. Sein Kaiſer war todt. Und nun begann die ſtumme Wanderung der Maſſen, einem Strome gleich, der von Tag zu Tage ſchwoll, bis unſere Straßen ihn kaum noch zu faſſen vermochten — und immer in einer Richtung, immer in einer Richtung. Nur noch wenige Tage fehlten bis

zu dem, an welchem wir, vor einem Jahre, die Linden in festlicher Freude prangen sahen, einen ersten Schimmer des Frühlings ausgegossen über der fluthenden Menge, die Herrscher Europa's versammelt um ihr ehrwürdiges Haupt, den Patriarchen, der sein neunzigstes Jahr erreicht. Nun sollten wir sie wiedersehen, die Fürsten, aber hinter seinem Sarg und die Linden in den ernsten Farben, welche die Farben Preußens und der Trauer sind. Mit den Flocken selber schien sie lautlos herabzukommen, bis ganz Berlin von Schnee bedeckt und mit Flor umhüllt war.

Ferner Kanonendonner am Morgen des 9. März, einem Freitag, etwas milder, als die Tage vorher, die Wolken bewegt, die Luft feucht, wie wenn der Frühling im Anzuge wäre. Gegen zehn Uhr bestätigt sich die Nachricht hier draußen in unserer Straße; durch die Stille dringen die hohlen Rufe der Extrablatt-Verkäufer, die jetzt etwas so schauerlich Erregendes für uns haben. Wir kennen sie gut genug aus der Zeit unserer Siege, wo sie Tag für Tag, und manchmal Stunde für Stunde, die Nachricht einer gewonnenen Schlacht brachten. Siebzehn Jahre sind seitdem verflossen; und jetzt, wo der Held von Weißenburg und Wörth krank und fern war und der Kaiser zum Sterben kam, jetzt sollten wir auch die Kehrseite dieser Blätter kennen lernen. Wie damals, vor einem Jahr, gleich nach elf Uhr, mach' ich mich

auf nach den Linden — die Flaggen mit den deutschen Farben Halbmast über der Gartenmauer Bismarck's sind das Erste, was das Herz gewaltig ergreift. Es ist wahr; jetzt ist eine Täuschung nicht mehr möglich. Dann, unter dem Brandenburger Thor hervortretend, die blau-weiß-rothe Fahne der französischen Republik und gegenüber die roth-weiß-grüne der österreichisch-ungarischen Monarchie; man hatte die Vorstellung, als ob nun alle Reiche der Welt die Fahnen senkten und mit uns trauerten. Die ganzen Linden waren beflaggt, wie damals, vor einem Jahre — aber ach! — jetzt sind es Fahnen auf Halbmast, und Flor an ihrer Spitze. Die Menschenmenge, die sich rasch angesammelt, ist kaum geringer; aber kein lautes Wort wird gehört außer dem der Zeitungsverkäufer — „das neueste Extrablatt der Nationalzeitung", „das allerneueste Extrablatt", „die letzten Worte, die Se. Majestät gesprochen", „die letzten Stunden des Kaisers" . . . Nicht lange, so sind die Medaillen- und Fahnenhändler da, die blaue Blume taucht wieder auf, die Kornblume, die Kaiserblume, bis fast jedes Knopfloch mit ihr sich geschmückt hat — aber auch sie ist umflort. Viele Läden haben ganz geschlossen oder ihre Fenster sind verhängt; in anderen sieht man nur Schwarz oder Lila, Kaiserbüsten mit Palmen bekränzt, in den Sculpturläden, große Grabkreuze

von weißen Rosen und Veilchen in den Blumenläden. Schweigend, wie ich sie nie gesehen, steht die ungeheure Menge von der Akademie an gedrängt um das Friedrichsdenkmal bis weit über die Universität hinaus, Alle den Blick unverwandt nach dem wohlbekannten Fenster richtend, an welchem der Kaiser nun nie mehr erscheinen wird. Kein Wagen mehr auf dem weiten Platz — nur Menschen und feierliche Stille. Leis rieselt immerfort ein feiner Regen hernieder, und hinter dem Grau regt es sich manchmal, wie wenn sich ein schwaches Licht der Sonne zeigen wolle. Schulkinder, mit dem Tornister auf dem Rücken, aus den geschlossenen Schulen entlassen, mischen sich unter die Erwachsenen. Wie mit schwer herabhängenden Schwingen wehen die Fahnen auf des Kaisers Palais und weit im Nebel auf dem des Kronprinzen, der nun Kaiser ist, und weiter noch über dem alten Königsschloß, in welchem Prinz Wilhelm residirt, jetzt Kronprinz. Bewegten Herzens wende ich mich zur Heimkehr — da, zwölf Uhr Mittags, fangen die Glocken an zu läuten — vom Dom und der Schloßcapelle, vom Marienthurm, dumpf herangetragen durch den Nebel der Kaiser-Wilhelmstraße, von den Thürmen der Nicolaikirche, tief im Centrum der Stadt, und in immer weiterem Umkreis, je weiter ich gehe — von der Katholischen Kirche, von der Werder'schen Kirche, von den Kirchen

des Gensdarmenmarktes, von der Dreifaltigkeitskirche, bis hier heraus, wo die große Glocke der Matthäikirche noch läutet, als ich gegen ein Uhr nach Hause komme — und so werden wir sie vierzehn Tage lang täglich hören, immer um die Mittagsstunde mit ehernem Klang uns zurufend: Kaiser Wilhelm ist todt! Kaiser Wilhelm ist todt! . . .

Um vier Uhr Nachmittags bin ich wieder unter den Linden. An allen Straßenecken ist die schwarzgeränderte Bekanntmachung des Staatsministeriums angeschlagen, welche das Hinscheiden des Kaisers meldet. Wo sich Bekannte begegnen, bleiben sie stehen oder gehen ein paar Schritte mitsammen; es ist wie ein gemeinsam erlittener Verlust, einer jener großen Schmerzen, welche wie die großen Freuden die Menschen einander näher bringen. Die einen haben wir erlebt in den sonnenhellen Sommertagen der Vergangenheit; an die anderen sollen wir uns nun gewöhnen. In der Behrenstraße komm' ich an dem hinteren Eingang des Palais vorbei, wo die alten Diener des Kaisers unter dem Portale stehen. Eine Dame, schwarz verschleiert, tritt heraus. Sie kennt mich nicht, ich kenne sie nicht. Aber sie verweilt und erzählt mir und vielen Anderen, die rasch einen Kreis um uns schließen, daß sie vom Sterbelager des Kaisers komme und daß sie den Todten gesehen, und wie rührend schön und friedlich sein

Antlitz — er ruhe auf seinem Feldbett, dem Bett von Eisen, in dem er immer geschlafen und in dem er gestorben sei — halb sitzend aufgerichtet, und die Großherzogin von Baden, seine Tochter, habe die Decke mit weißen Rosen bestreut . . .

Der 10. März, Sonnabend, der Geburtstag der Königin Luise. Der Thiergarten dunkel und feucht vom Frühlingsdunst, in den Gewässern steht noch das Eis; aber ein laulicher Westwind weht, am Himmel ziehen die Wolken, und die Staare pfeifen. Der Altar der Luiseninsel ist wie jedes Jahr am zehnten März bekränzt; aber diesmal liegen in der steinernen Schale weiße Rosen, und in dichten Scharen zu ihrem Denkmal pilgert die Bevölkerung von Berlin. Vor dem Marmorbilde der schönen, jugendlichen Mutter gedenken sie des Sohnes, der gestern, hochbetagt, die Augen geschlossen hat. Maiblümchen und weiße Hyacinthen sind ringsum um sie vor ihren Füßen ausgebreitet; und um das Gitter gegenüber, aus welchem die Figur ihres Gemahls sich hebt, schlicht, im bürgerlichen Rocke, sind Tannenreiser und Palmen. Von einem Denkmal zum anderen, auf nassen Wegen und in langem Zuge geht der Menschenstrom — Jeder mit der Kornblume an der Brust, mit dem Flor um den Arm, mit einem schwarzumränderten

Blatt in der Hand, wie ein großes Frühlingstrauerfest, und Alle von dem Wunsche beseelt, am Geburtstag der Mutter und einen Tag nach dem Tode des Sohnes die Stätten zu besuchen, die ihm auf Erden besonders theuer waren. Zum ersten Mal nach vielen Tagen brach in dieser Abendstunde die Sonne durch, und in glühendem Goldgewölk zeigte sich der blaue Himmel; für einen Augenblick, über der immer tiefer von Schwarz bedeckten Stadt, konnte die Seele sich zu jenen Höh'n erheben, in welchen die Sehnsucht und der Glaube wohnen.

Montag, 12. März. — Es schneit seit gestern Abend unaufhörlich. In der Mitternacht, aus seinem Palais, durch den Schnee, röthlich glühend im Fackellicht, ward der todte Kaiser von seinen Soldaten nach dem Dom getragen, wo die hohen Ahnen ihn erwartet — wo die Denkmäler Johann Cicero's und Joachim's I. stehen, wo Sarg an Sarg die Reihe der Kurfürsten, bis zu dem letzten, dem Großen, und von Preußens Königen der erste ruht. Und um dieselbe Stunde der Nacht, zu welcher Kaiser Wilhelm seinen Einzug hielt in die Gruftkirche der Hohenzollern, kehrte von den lieblichen Gestaden des Mittelmeeres über den unwirthlichen Brenner und bei schneidendem Nordost, der Mark und Bein durchdrang,

Kaiser Friedrich heim, um den Thron seiner Väter zu besteigen.

Dicht und gleichmäßig sinken die Flocken herab, Alles verschleiernd. Nichtsdestoweniger ein Wogen und Treiben auf den Straßen, das aber weit entfernt ist vom geschäftsmäßigen Anstrich des Alltags. Kaum einer Frau begegnet man, bis auf die geringste des Volkes und die Dienstmädchen, die nicht in Schwarz ginge; kaum einem Manne, der nicht ein Abzeichen der Trauer, Flor um den Arm oder am Hute trüge. Seit ihrer Beeidigung am Sonnabend Nachmittag hat die Armee Trauer angelegt, und ihre Adler sind umflort. Still ist es in ganz Berlin, wie in einem Haus, in welchem ein Todter liegt; alle Musik ist verstummt, alle Theater sind geschlossen, kein Spiel wird gerührt, nur die Glocken läuten um die Mittagszeit, und der Schnee fällt, fällt, fällt, bis der Schritt der ungezählten Tausende lautlos wird auf den Straßen. Sie sind schwer passirbar bei diesem Wetter und diesen Menschenhaufen; Alles drängt nach dem Dome hin, um welchen jetzt, in einem stundenweiten Umkreise, eine Kette von Militär und Schutzmannschaften undurchdringlich sich schließt und von den frühen Stunden des Morgens bis zu den späten der Nacht eine Menschenmenge, die nach Hunderttausenden zählt, unbeweglich ausharrt. Unter den Linden ist es ruhig und fast leer;

kein Wagen fährt in der Nähe des Palais, und die Blicke suchen es aus ehrerbietig scheuer Entfernung: an den Fenstern der Parterrezimmer — fünf Fenster nach den Linden, drei nach dem Opernhausplatz — sind die weißen Vorhänge herabgelassen. Der dort gewohnt, wird niemals in sein Haus wiederkehren; und dumpf herüber, in diesen Stimmen, wie die der Raben, hallt es: „Neueste Nachrichten aus Charlottenburg!"

Den weiten Platz des Lustgartens, rings um den Dom, bis auf die obersten Stufen des Denkmals von Friedrich Wilhelm III. und die breite Treppe des Museums hinauf, belagern dichte Scharen — ein ernstes Bild, mit den weißen Domkuppeln in der Mitte, dem schneebedeckten Bau des Zeughauses zur einen, dem grauen Hohenzollernschloß zur anderen Seite, den Giebeln der neuen Kaiser-Wilhelmstraße, die sich undeutlich aus der feuchten Luft erheben, im Hintergrund und dem Thurm der alten Marienkirche hoch darüber.

Dienstag, 13. März. — Unaufhörlich, Tag und Nacht, rieselt Schnee hernieder, eine scharfe Frostluft weht, und Alles ist tiefer Winter. Aber immer stärker wird der Andrang in den Straßen; schon vom frühesten Morgen an strömt es aus dieser stillen

Vorstadt hinaus, strömt von allen Seiten und auf allen Wegen, immer nach einer Richtung, bis es sich zu compacten Massen ballt und staut, die nicht mehr vorwärts und nicht mehr rückwärts können, eingekeilt wie zwischen zwei Mauern auf dem schlüpfrig glatten Schnee. Schon vor elf Uhr macht' ich mich auf nach dem Dom; aber unmöglich durchzudringen. So hab' ich Berlin noch nie gesehen. Eine Unrast hat sich seiner bemächtigt; es ist wie ein allgemeiner Kampf gegen Etwas, das nicht greifbar, ein dumpfes innerliches Auflehnen. Ungeheuerliche Formen nimmt die Pietät an. Alles überfüllt, die Straßen, die Wirthshäuser, die Fuhrwerke. Die Pferdebahnwagen mit drei, mit vier Pferden bespannt, welche keuchend und dampfend die schwere Last durch den Schnee schleppen und einer nach dem andern vorübergehen, ohne zu halten, weil in keinem mehr Platz ist. An den Omnibussen, gleichfalls bis oben aufs Dach vollbepackt, weht eine schwarze Fahne. Trauer und Schaubegierde mengen sich seltsam; und mitten unter diesen Haufen überkommt mich ein Gefühl der Einsamkeit, des Verlassenseins, wie Denjenigen, der ins uferlos Ungewisse hinaustreibt, als ob nun ewig Winter und Schnee, grauer Himmel und Gewühl auf den Straßen sein solle. Mich verlangt nach einem Anblick, der mir den gewohnten Alltag ins Gedächtniß ruft, mit seinem freundlichen Genügen

am Heut und ſeiner beſcheidenen Ausſicht auf morgen — nach irgend einem ſtillen Eckchen, erfüllt von den friedlichen Bildern der Vergangenheit. Gibt es noch ein Daſein, das frei wäre von der ſtarken Erſchütterung? Ich betrete Habel's Weinſtube. Dämmerung auch hier und die Façade des Hauſes ganz mit Flor bedeckt. Das düſtere Schneewetter erfüllt die Räume mit einem gelblichen Zwielicht. Doch die Wärme, die von dem grünen Kachelofen ausſtrömt, und die Nähe geſitteter Menſchen thun mir wohl. Der Officierstiſch iſt leer; aber an allen andern Tiſchen ſitzen Männer, die ſich in gedämpften Stimmen vom Kaiſer unterhalten. Zwei Herren, die ſich zu mir geſetzt, wiſſen gar manchen liebenswürdigen Zug aus ſeinem Privatleben zu erzählen, wie mild er in ſeinem Haus und gegen ſeine Diener geweſen, wie er ſie niemals hart angefahren, geſcholten oder getadelt, auch wenn ihn Etwas verdroſſen, wie er einmal die Schuld einer zerbrochenen Taſſe auf ſich genommen u. ſ. w. Ein junger Mann, in hohen Stiefeln und mit ſcharf geröthetem Geſicht, kommt herein und ſagt, daß er eben im Dom geweſen, wird von allen Seiten theilnehmend befragt, und ſchildert, was er dort geſehen. Von der Wand aber ſchaut das Porträt des Todten herab, wie er in den Jahren ſeiner ſchönen Männlichkeit geweſen, und ſein Blick ſcheint mir in den Worten des Pſal-

miſten zu ſagen: „Und nähmeſt Du die Flügel der Morgenröthe und bliebeſt am äußerſten Meer ....“

Nachmittags, gegen $^3/_4$5 Uhr, bin ich wieder auf dem Platz, und immer noch dasſelbe Schauſpiel, hoffnungslos wie am Morgen. Nur Wenige verhältnißmäßig haben es mit geduldigem Harren durchgeſetzt, in den Dom zu gelangen; die Meiſten warten vergeblich. Ein Mütterchen im Gedränge neben mir hält in den erſtarrten Händen einen grünen Kranz, den ſie am Sarge des Kaiſers niederlegen will; ſie ſteht hier ſchon drei, vier Stunden — ſie weiß es ſelbſt nicht genau. Frauen ſind hier, die, halb erfroren, bereits ſeit fünf Uhr Morgens, bald da, bald dort den Zugang verſucht haben und immer noch aushalten. Alle Brücken ſind beſetzt; durch alle die kleinen Straßen jenſeits der Spree, die noch den Namen „Gaſſe“ führen, ſchieben ſich die Haufen und über ihnen ſchwebt ein dumpfes Gemurmel. Plötzlich aber, aus dem dichten Menſchenknäuel ein lauter, durchdringender Schrei. Was iſt es? . . Das Gewirr wird immer bedrohlicher, je mehr man auszuweichen ſtrebt in dieſem Kampf Aller gegen Alle. Kaum, daß es dem Schutzmann gelingt, die Bahn für einen Moment zu öffnen. „Eine Dame!“ heißt es — denn auch Damen haben ſich hierher gewagt, wirkliche Damen — ein junges Mädchen, das ohnmächtig geworden, wird wie todt aus der furcht-

baren Enge herausgetragen, wehklagend folgt ihr die Mutter in schwarzem Gewand, und hinter ihnen schließt sich wieder die unbarmherzige Fluth. Für einen Moment hellt sich der westliche Himmel auf, die Wolken färben sich golden, die matte Sonne bricht durch — aber nur für einen Moment. Dann sinkt wieder Schnee und Dämmerung herab. Und des Gewühls noch immer kein Ende. Durch die Spreegasse nach der Brüderstraße — der Ausgang ist gesperrt; durch die Neumannsgasse nach der Breitenstraße — desgleichen. Das Centrum Berlins ist wie mit einem eisernen Ringe umschmiedet, in welchem trüb und einsam das Schloß und der Dom liegen; die weißen Helmbüsche der Grenadiere, die blanken Küraſſe der Gardes-du-Corps, die Schutzleute hoch zu Roß und ringsum eine tausendköpfige, sich beständig hin- und herbewegende und nie vorwärts kommende, stets anwachsende, grollende, murrende Menge — das ist Alles, was ich sehe. Nun aber, aus dem hereinbrechenden Dunkel leuchtet es auf — die Laternen am Schloß werden angezündet; und so beklommen ist das Herz, daß ihm in diesem Chaos von Menschen und Schnee selbst dieses schwache Licht wie ein Schimmer von Trost erscheint.

Mittwoch, 14. März. — Ein kalter, klarer Wintertag; blendend auf den frisch gefallenen Schnee strahlt die Sonne herab, und darüber funkelt ein

blauer Himmel, kalt und klar wie im Januar. Unter den Linden arbeiten Hunderte von Händen, um die Straße des Triumphs in eine Trauerstraße zu verwandeln, und die mitleidlose Natur arbeitet mit ihnen. Die Menschenmassen schwellen immer mehr an, Berlin ist von Fremden überschwemmt. Ueberall sieht und erkennt man sie an ihrer Unsicherheit, ihrem Staunen, ihren Fragen — man kommt nicht mehr durch, wenn man nach den Linden oder in die Leipzigerstraße, ja tief in die Königstadt hinein, zum Molkenmarkt und Rathhaus geht. Und all' diese Hunderttausende in unabsehlichem Umkreise fest aneinandergereiht, wie die Glieder einer Armee, von der Schloßbrücke bis zur Schleusenbrücke, durch die Brüder- und Breitestraße, durch die Post-, Heiligegeist- und Burgstraße, bis zur Friedrichsbrücke, wo beim Lustgarten, hinter dem Museum, der Cordon sich wieder schließt, so daß nur in der Mitte der Raum vom Schloß bis zum Dome freibleibt. Und so oft ich in diesen drei Tagen hierher gekommen bin, es scheint immer dieselbe Menge zu sein, immer dieselbe Völkerwanderung nach einem und demselben Ziele, das sie niemals erreicht. Aber heut, in der wundervollen Beleuchtung des Nachmittags, ist das Bild, das sich mir bietet, von einer ergreifenden und in seiner Ruhe majestätischen Schönheit. Denn ich stehe weitab unter einem Baugerüst in der Burg-

ſtraße, mit der Kaiſer-Wilhelmſtraße mir zur Seite — dieſer Straße, die, bürgerlichen Urſprungs und Charakters, dennoch wie keine andere das Andenken an unſern theuren Kaiſer zurückruft, an die letzten Jahre ſeines Lebens und all' ihre friedlichen Segnungen. Zu meiner Linken erhebt ſich, aus dem Glanze des Schnees und der Sonne, das alterthümliche Schloß, mit der Reichsfahne Halbmaſt in dem durchſichtigen Himmelsblau; rechts, vor mir ausgebreitet, ein Meer von Menſchen, und darüber in der Ferne des Hintergrundes aufſteigend die ſchneebedeckten Dächer und Thürme des Spandauer Reviers mit den kahlen Bäumen des Monbijougartens, röthlich durchflimmert von dem Lichte der tiefer gehenden Sonne, und in der Mitte, feierlich ernſt, der Dom, ſeine Kuppeln weiß von Schnee, ſeine Säulen golden, wie von überirdiſcher Herrlichkeit ... Ein Kutſcher fährt mich heim, ein Alter, von ſtillem, nachdenklichem Weſen. An der Spitze ſeiner Peitſche, zwiſchen den Bändern eines ſchwarz-weiß-rothen Schleifchens, iſt ein Streifen ſchwarzen Flors befeſtigt, welches melancholiſch im Abendwinde weht. Vielleicht iſt es derſelbe Mann, der damals, vor einem Jahr, an der Ecke der Sigismundſtraße ſein Pferdchen mit zwei luſtigen Fähnlein, hinter jedem Ohr eins, und an der Stirn mit einem colorirten Bilde des Kaiſers verziert hatte, zu deſſen neunzig-

stem Geburtstag. Ja, mein Alter, es war ein besserer Tag; aber Deine Fähnlein und Dein Flor sollen Dir nicht vergessen werden. Schweigsam sitzt er auf dem Bock, gelassen trabt sein Pferd, und an dem klaren, blauen Himmel, bei fünf Grad Kälte, steigt über der Schneelandschaft des Thiergartens der silberne junge Mond herauf.

Donnerstag, 15. März, Nachmittags 5 Uhr. — Starker Frost, aber groß, ein Feuerball, steht die späte Sonne hoch am westlichen Himmel, das leichte Gewölk zertheilend und die Welt erfüllend wie mit einer Glorie, daß der Blick, von so viel Licht geblendet, kaum noch hineinschauen kann. Silberne Wölkchen, rosig angehaucht, schweben durchs Blau der Luft, und trotz des harten Winters ist doch eine Verklärung über Allem ausgegossen, die nichts Irdisches mehr, die nur die Schönheit dieses Momentes, wie schon der Ewigkeit angehörig, uns fühlen läßt. In einer solchen Stimmung betreten wir den Dom — auf einem schmalen Pfad, längs des Wassers, das unten still, zwischen den beschneiten Ufern dahinfließt, mit den sonnenglühenden Giebelspitzen der Kaiser-Wilhelmstraße gegenüber; hierauf in einen dunklen Mauergang, in welchem Lampen brennen, dann in einen dämmrig erleuchteten Vorraum — und nun, auf einmal . . . die hohe Kirche, ganz schwarz, von den brennenden Kandelabern mit ge-

dämpftem Schein erfüllt, eine ſanfte Muſik erklingt, und in unabſehbarer Menge gehäuft die Blumen und Pflanzen, welche die Luft wie mit einem berauſchenden, leicht betäubenden Verweſungsgeruch durchdringen — und hier, gebettet in dieſes Gefilde tauſendfältigen leiſen Welkens und Sterbens, das ſich ringsum zu Hügeln erhebt, auf dem purpurnen Sammet des Katafalks ruhend der todte Kaiſer, in ſeiner Generalsuniform, das Haupt ein wenig auf die rechte Bruſt geneigt, die Augen geſchloſſen in friedlichem Schlummer, und über dem Antlitz gebreitet der Ausdruck erhabener Ruhe — zu beiden Seiten die monumentalen Geſtalten der Ehrenwache. Grenadiere der Leibcompagnie voran, in der alten hiſtoriſchen Uniform, mit den hohen Blechmützen, alte Generäle, Pagen, Alles in ſchimmernden Gewanden von Scharlach und Weiß, das Schwert in der Hand, unbeweglich, und Alles nur für wenige Secunden geſehen und dann für immer verſchwunden hinter der ſchwarzverhüllten Brücke, niederführend an der unermeßlichen Fülle von Kränzen, die ſich wie ein Katarakt von Grün und Silber, von Bändern und Schleifen, von Palmen und Roſen, von Veilchen und Schneeglöckchen, von weißen Camellien und weißem Flieder, von Azaleen und friſchen Kornblumen, hoch aufgeſtaut bis zur halben Höhe der Säulen, durch den gegenüberliegenden Raum des

Domes ergießen .... Und nun wieder draußen, in der kalten, klaren Winterluft ... Es war nur ein Traum; aber ein erlösender. Vielleicht in einem künftigen ruhigeren Rückblick wird sich alles Das ordnen, was jetzt in einem Bilde vorüberzog, zu stark und überwältigend, um sich auf dessen Einzelnheiten zu besinnen. Ihn aber werden wir nimmer wiedersehen, ihn werden wir niemals vergessen, den todten Kaiser, wie er in all' diesem Gepränge dalag, von Hunderttausenden seines Volkes noch einmal, zum letzten Male, stumm gegrüßt. Und dieser Anblick hat uns von der kaum noch erträglichen Spannung der letzten Tage befreit.

Was war es denn, das uns Alle so niedergedrückt? Er hat eine Höhe des Lebens und aller irdischen Herrlichkeit erreicht, wie sie selten, vielleicht niemals einem Sterblichen vor ihm beschieden war. Was hat uns in diesem Sterben, das so groß, so schön und so natürlich war, dennoch so tief erschüttert, als ob jenseits desselben keine Hoffnung mehr sei? Der Blick in eine Zukunft voll banger Unsicherheit? Gewiß war es ein tragisches Geschick, um so gewaltiger in der Plötzlichkeit seines Verlaufs, daß wir in demselben Augenblick um den Tod eines geliebten Herrschers trauern und für das Leben seines Nachfolgers zittern mußten, dem alle Herzen entgegenflogen, der berufen schien, des Vaters glorreiches

Erbe zu der höheren Vollendung zu führen und nach dem eisernen Zeitalter des Krieges uns das goldene des Friedens zu schenken; daß wir in demselben Augenblick, der ihn uns gab, zugleich empfinden sollten, was wir in ihm besitzen und was wir in ihm verlieren würden. In diesen Zweifeln mochte die Seele wohl erbangen und sich der Vergangenheit zuwenden. Für uns, die wir mit Kaiser Wilhelm gelebt, war er die Verwirklichung alles Dessen, was das Verlangen und die Sehnsucht unserer Jugend ausmachte. Was unsere Dichter gesungen, wofür Tausende gekämpft, gelitten hatten, gefallen oder ins Exil gegangen waren, er hat es erfüllt, ein ehrlicher Mann und ein schlichter Soldat. In sich selber hat er die schwere Wandlung durchgemacht, die keinem Preußen leicht geworden, durch die er aber uns alle, die wir keine Preußen waren, gewonnen hat. Der für kommende Geschlechter wie mit dem Schimmer der Heldensage, des Heldenliedes umwoben sein wird, uns war er eine lebende Wirklichkeit. Als wir jung waren, hatten wir kein Vaterland, und er, der jetzt todt ist, half uns eines erringen. Wir stehen, wenn wir uns als Ganzes betrachten, am Ziel unserer Sehnsucht; die Zeit der stürmischen Jugend ist vorüber, und das Mannesalter der Nation mit seinen ernsteren Aufgaben beginnt. Nicht mehr von irgend einer Romantik, von Blüthenträumen und Gesang ist unser

tägliches Thun begleitet, es ist harte, nüchterne Arbeit geworden, und wir wollen sie gewissenhaft vollbringen. Aber soll darum, weil das Ideal des Vaterlandes sich uns erfüllt hat, aus dem Dasein unseres Volkes jedes andere gestrichen sein? Soll darum, weil der Moment uns überwältigt, der hoffende Blick in die Zukunft uns versagt, und weil unser Tag sich dem Ende zuneigt, unser Herz sich theilnahmslos von dem Neuen, das heraufsteigt, abwenden? Gott verhüte das! Auch nach uns wird Frühling sein, wird das Leben dahinfließen, in bunter, schillernder Fluth. Auch nach uns wird unter diesen Linden abwechselnd Freud und Leid wandeln, und möge nie, nie der Tag kommen, der den stolzen Gang ihrer Erinnerungen unterbricht! Mir aber ist es ein freundlicher Gedanke, daß einst vielleicht, wenn die Sorgen und Bekümmernisse dieses Augenblickes lange vorüber und diese Blätter von dem Staube der Jahre bedeckt sind, irgend ein späterer Leser kommen mag, um aus ihnen das Berlin kennen zu lernen, wie es in Kaiser Wilhelm's Tagen war . . . .

Freitag, 16. März. — Grauer Frosthimmel und scharfe Luft. In einem Haus unter den Linden, in denselben Zimmern und von denselben Fenstern, wo wir die Siegeseinzüge von 1866 und 1871 gesehen, alle die großen Triumphe, die sich mit der Person

und dem Namen Kaiſer Wilhelm's verbanden, wo wir ihn reiten ſahen an der Spitze ſeiner ruhmgekrönten Truppen, hier ſollten wir ihn heut auch ſtill vorüberziehen ſehen zu ſeiner ewigen Ruhe. Dieſe Räume ſelber gaben uns ein Abbild des ewig wandelnden Lebens — ſie waren, wie wir ſie ſeit Jahren gekannt; aber der liebenswürdigen Familie fehlte das Oberhaupt, viele Freunde, die ſich ehemals mit uns hier zu verſammeln pflegten, waren nicht mehr, neue waren gekommen und an der Stelle der Eltern ſtanden die Kinder. Wie ſehr mußten wir Wenige, die von den Alten noch übrig geblieben waren, uns ergriffen fühlen, und wie lebhaft rief der gaſtfreundliche Geiſt, der hier noch unverändert, trotz der zwiefachen Trauer waltet, in uns das Gedächtniß wach an das, was geweſen und vergangen! . . .

Der Blick auf die Linden war impoſant in ſeiner ernſten Größe und winterlichen Trauer. Ja, wir haben das Alles ſchon geſehen, die dichten Menſchenreihen zu beiden Seiten, die Häuſer beflaggt und beſetzt an allen Fenſtern, bis oben hinauf und über das Dach — damals prangend in hellen Farben und leuchtendem Sommerſonnenſchein. Heute war Alles ſchwarz — ſchwarze Fahnen, ſchwarzer Flor, ſchwarze Schleier, alle Häuſer, ein ganzer Maſtenwald ſchwarz, Alles, wohin man ſah, ſchwarz und düſter, dazwiſchen die Pechfeuer emporlodernd aus großen Schalen und

die zitternden Flämmchen in den mit Crêpe verhängten Laternen — der Schnee selber, wo er in weißen Streifen noch lag, und das trübe Tageslicht fügten zur Stimmung der trauernden Menschen die Stimmung der schweigenden Natur. Der ganze Weg war mit gelbem Sand bedeckt und mit frischen Tannenreisern bestreut; über der mittleren Allee, wo die Friedrichstraße die Linden kreuzt, stand ein Baldachin von Schwarz, mit dem Königlichen Hermelin verbrämt und der goldenen Kaiserkrone darüber, und eine wundersam ergreifende Perspective war es, von hier aus, auch das Reiterbild Friedrich's wie in einen breiten schwarzen Rahmen gesetzt zu sehen, mit Schloß und Rathhausthurm auf dem Hintergrunde des starren kalten Winterhimmels, grau in Grau. Gegen $^3/_4$1 Uhr Mittags nahte der Zug aus dem Dome, voran die Musik und dann in endloser Folge die Regimenter des Kaisers, Fußvolk und Reiterei, Garde und Linie, Grenadiere, Dragoner und Küraſſiere, Kanonen mit voller Bespannung und Ulanen hinterdrein — alle die Truppen, die wir einst, als sie hier vorüberzogen, mit Jubel empfingen und heut' in stummer Ehrfurcht — dann der Haushalt des verstorbenen Kaisers, seine persönlichen Diener, dann die Minister mit den Reichsinsignien und dann — ein erschütternder Moment, kein Hauch bewegte die Luft, aber alle Häupter entblößten, alle

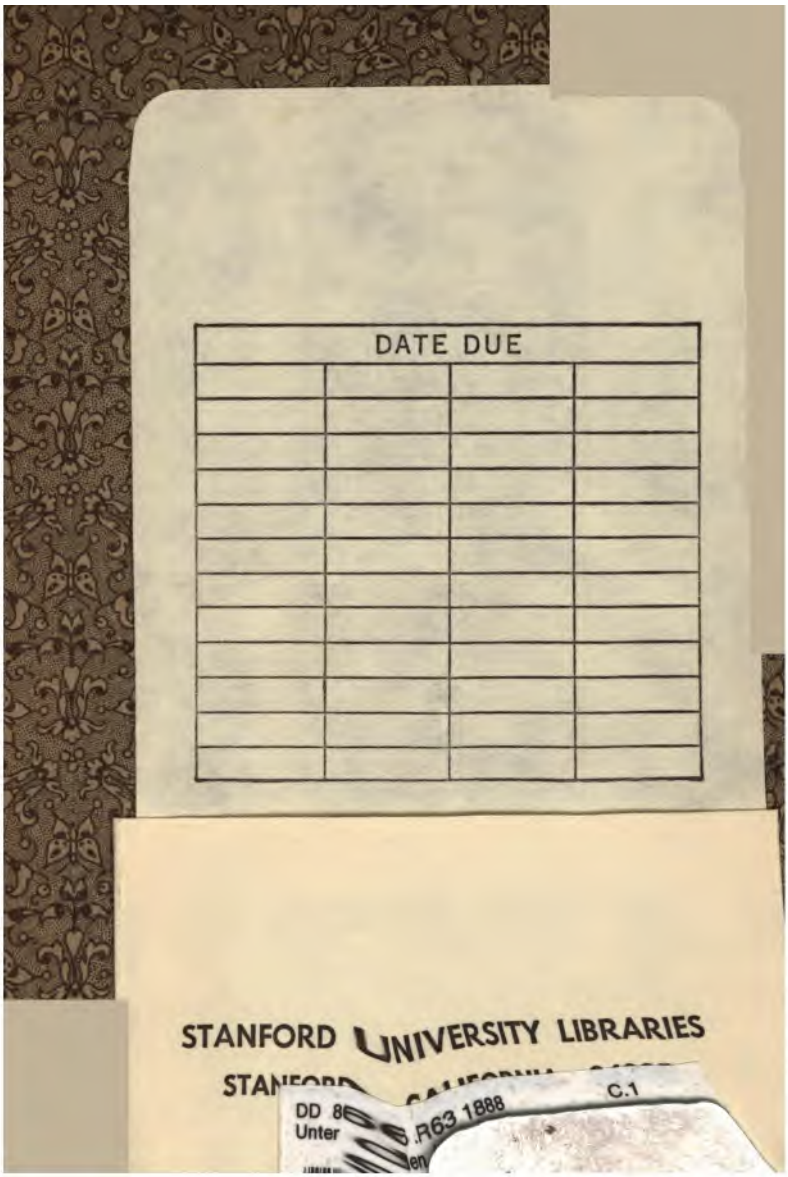
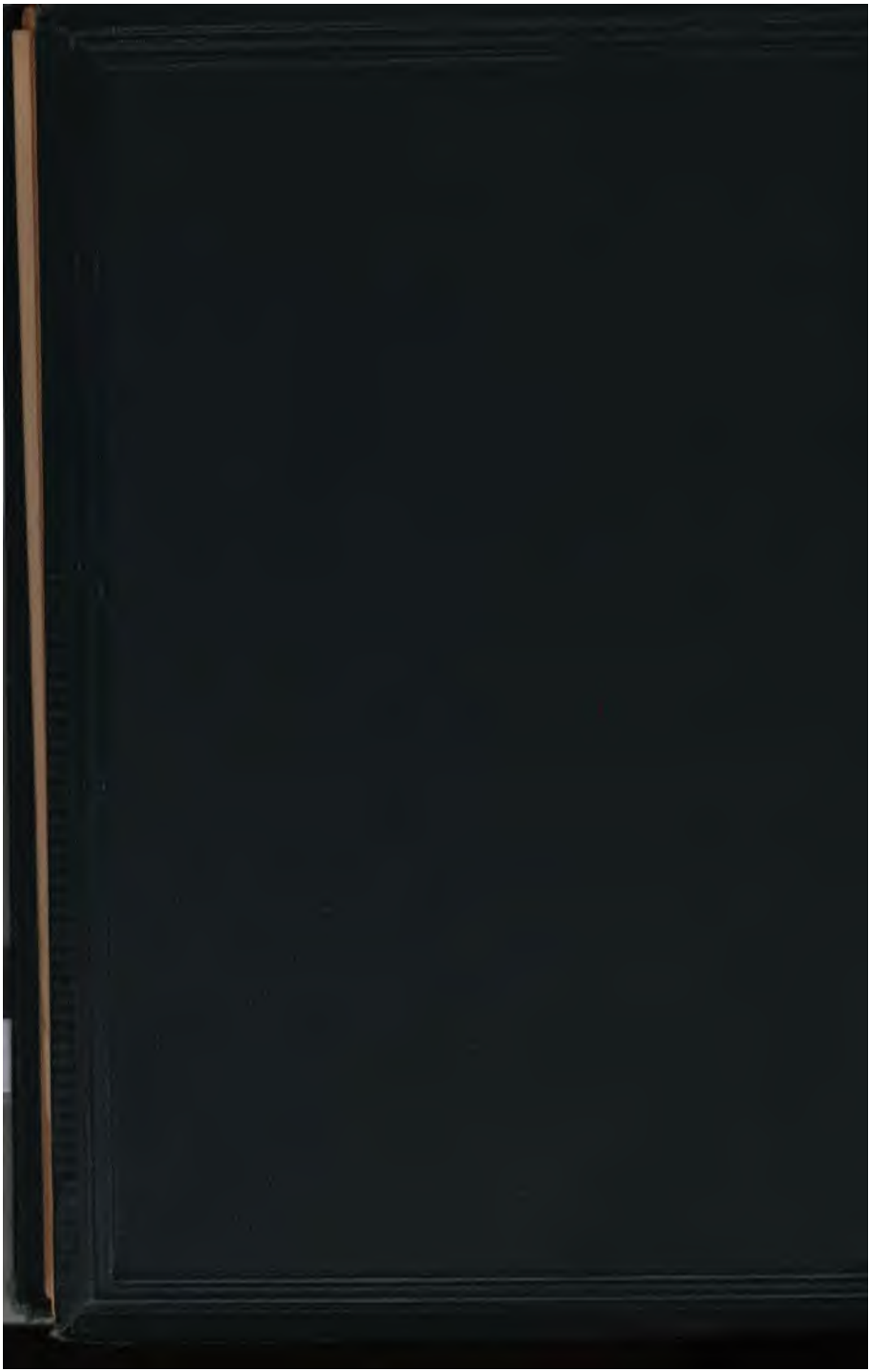
Fahnen ſenkten ſich, als der Wagen kam, in welchem Kaiſer Wilhelm zum letzten Male die Linden hinabfuhr, mit dem Sarg in purpurnem Sammet, den wir geſtern im Dome geſehen, und hinter ihm das Leibpferd des Kaiſers, ein Fuchs, mit blauer Schabracke geſattelt und die Ohren mit Flor umhüllt, dann das Reichspanier, flatternd in der kalten Winterluft, und dann das Gefolge der Fürſten: drei Könige, hierauf die Thronerben dreier Kaiſer- und die von vier Königreichen, die Großherzöge und Herzöge, die Prinzen ohne Zahl . . . .

Als der Conduct lange vorüber und die Menſchenwoge wieder durch die Linden fluthete, begaben wir uns heim. Von den Tannen- und Fichtenzweigen, welche ſich in Guirlanden von Obelisk zu Obelisk ſchlangen, hatten Tauſende ſich ſchon Reiſer abgebrochen, die ſie nun zum Andenken an der Bruſt trugen. Vom Brandenburger Thor wehten zwei rieſige Trauerfahnen nieder, ſeine Säulen, Gebälk und Attica waren mit ſchwarzem Tuch bekleidet, und ſchwarz umflort war der Kranz der Siegesgöttin. Vor dem Thore, wo die Charlottenburger Chauſſée beginnt, ſtanden auf ſchwarzen Poſtamenten von dunklem Grün umſäumt, die weißen Büſten von Friedrich Wilhelm III. und Königin Luiſe, die hier, auf ſeiner letzten Station den heimkehrenden Sohn empfingen und über dem Mittelportal des

Brandenburger Thors, durch welches immer nur die königlichen Wagen fahren, las man, in Silber auf Schwarz, hier, nach der Charlottenburger Seite: „Gott segne Deinen Ausgang“, und dort, nach der Stadtseite: »Vale Senex Imperator«.

Es war das letzte Lebewohl Berlins an seinen scheidenden Kaiser.

Druck von G. Bernstein in Berlin.


DATE DUE
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
DD 8
Unter
.R63 1888
C.1